

Predigten von  
H.H. Prof. Dr. Georg May

2009

Herausgegeben von Hartwig Groll

[www.glaubenswahrheit.org](http://www.glaubenswahrheit.org)

# Inhaltsverzeichnis

## Kirche und Gesellschaft

(1) Über die rechte Erziehung der Jugend (18.01.2009) .....	4
(2) Die hohe Bedeutung der katholischen Soziallehre (25.01.2009) .....	8
(3) Das Verhältnis der Kirche zu Geist und Wissenschaft (01.02.2009) .....	12
(4) Die Staatslehre der katholischen Kirche (08.02.2009) .....	15
(5) Die Kirche, mit dem Volk verbunden (15.02.2009) .....	19
(6) Das Evangelium der Arbeit (22.02.2009) .....	23
<i>Die Sünde und die Freude (01.03.2009) .....</i>	<i>27</i>
<i>Das Christusbild des Irrelehrers Hans Küng (08.03.2009) .....</i>	<i>30</i>
<i>Christi Anspruch der Wesensgleichheit mit Gott (15.03.2009) .....</i>	<i>33</i>
<i>Die Eucharistie, Quelle der Freude und der Kraft (22.03.2009) .....</i>	<i>37</i>
<i>Gründe für den Niedergang der Religion (29.03.2009) .....</i>	<i>40</i>
<i>Ostern – hohes Fest christlicher Freude (12.04.2009) .....</i>	<i>43</i>
<i>Grund für die christliche Osterfreude (13.04.2009) .....</i>	<i>46</i>
<i>„Durch seine Wunden sind wir geheilt“ (Is 53) (19.04.2009) .....</i>	<i>49</i>
<i>Jesus, der Gute Hirt (26.04.2009) .....</i>	<i>52</i>
<i>Die von Gott kommende gerechte Staatsgewalt (03.05.2009) .....</i>	<i>55</i>
<i>Der Geist des Herrn in Kirche und Welt (10.05.2009) .....</i>	<i>59</i>
<i>Herr, lehre uns beten (17.05.2009) .....</i>	<i>63</i>
<i>Erhöht in die Herrlichkeit des Vaters (Christi Himmelfahrt, 21.05.2009) .....</i>	<i>66</i>
<i>Kennzeichen des Geistes Gottes (24.05.2009) .....</i>	<i>69</i>
<i>Der mächtige Antrieb des Geistes Gottes (Pfingstsonntag, 31.05.2009) .....</i>	<i>73</i>
<i>Die Wirkung des Heiligen Geistes (Pfingstmontag, 01.06.2009) .....</i>	<i>76</i>
<i>Das Geheimnis des dreieinigen Gottes (07.06.2009) .....</i>	<i>79</i>
<i>Das Geheimnis des eucharistischen Herrn (1) (Fronleichnam, 11.06.2009) .....</i>	<i>82</i>
<i>Das Geheimnis des eucharistischen Herrn (2) (14.06.2009) .....</i>	<i>84</i>
<i>Wesen und Wirkung des Bußsakramentes (21.06.2009) .....</i>	<i>87</i>
<i>Das Apostolat – Berufung zum Menschenfischen (28.06.2009) .....</i>	<i>90</i>
<i>Dem Nächsten von Herzen verzeihen (05.07.2009) .....</i>	<i>95</i>
<i>Die kommende Wirklichkeit des Reiches Gottes (12.07.2009) .....</i>	<i>98</i>
<i>Von wahren und falschen Propheten (19.07.2009) .....</i>	<i>101</i>
<i>Die hohe Tugend der Treue (26.07.2009) .....</i>	<i>105</i>
<i>Tränen Jesu über die Verstocktheit der Menschen (02.08.2009) .....</i>	<i>109</i>
<i>Von Pharisäern und von Zöllnern (09.08.2009) .....</i>	<i>112</i>
<i>Gebenedeit unter den Frauen (Mariä Himmelfahrt, 15.08.2009) .....</i>	<i>115</i>
<i>Wenn der Mensch gebunden ist in der Seele (16.08.2009) .....</i>	<i>117</i>
<i>Vom Buchstaben und vom Geist des Gesetzes (23.08.2009) .....</i>	<i>120</i>
<i>Im Glauben danken für Gottes Gnade (30.08.2009) .....</i>	<i>124</i>

<i>Ohne Glaube, Religion und Kirche geht es nicht (06.09.2009)</i> .....	127
<i>Sich bekehren in der Furcht des Herrn (04.10.2009)</i> .....	130
<i>Die Zerstörung des Erbes Christi (11.10.2009)</i> .....	132
<i>Der Verlust von Ethik und Moral (18.10.2009)</i> .....	135
<i>Den Versuchungen des Bösen widerstehen (25.10.2009)</i> .....	138
<i>Allerheiligen – Erntetag der Kirche (01.11.2009)</i> .....	141
<i>Die Prägung des Lebens durch die Religion (08.11.2009)</i> .....	144
<i>Barmherzigkeit – die Krone der Nächstenliebe (15.11.2009)</i> .....	147
<i>„Himmel und Erde werden vergehen...“ (22.11.2009)</i> .....	150
<i>„Es ist Zeit, vom Schlafe aufzustehen“ (29.11.2009)</i> .....	153
<i>Johannes – Freude aus der erfüllten Pflicht (06.12.2009)</i> .....	156
<i>„Mitten unter euch steht der, den ihr nicht kennt“ (13.12.2009)</i> .....	159
<i>Dem Herrn die Wege bereiten (20.12.2009)</i> .....	162
<i>„Seht, ich verkünde euch eine große Freude“ (Weihnachten, 25.12.2009)</i> .....	165
<i>Ehre Gott und Friede den Menschen (Weihnachten, 26.12.2009)</i> .....	169
<i>Das Heilswirken Gottes in der Geschichte (27.12.2009)</i> .....	173
<i>Die dreifache Botschaft der Weisen (06.01.2010)</i> .....	176
<i>Versagen und Schuld des Königs Herodes (10.01.2010)</i> .....	179

Prof. Dr. Georg May

## Über die rechte Erziehung der Jugend

18.01.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft.“ So sagt ein Wort, das seit jeher einen großen Wahrheitsgehalt für sich gehabt hat. Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft. Wer hat die Jugend? Sie kennen alle in Ihrem Umkreis Jugendliche und wissen, wie es in ihnen und um sie aussieht. Die Gefahren der Jugend sind ungeheuer, und viele, zu viele Jugendliche gleiten ab, erliegen den Gefahren und gehen Gott und seiner Kirche verloren. Ein Kommunist hat einmal höhnend gerufen: „Die alten Leute überlassen wir euch; die Jugend ist unser. Mit uns zieht die neue Zeit!“ Und ein Mann namens Joseph Goebbels, Propagandaminister des Dritten Reiches, hat das Wort geprägt: „Früher sagte man: Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft. Wir drehen das Wort um und sagen: Wer die Zukunft hat, der hat die Jugend!“

Wer, meine lieben Freunde, wird die Jugend haben? Welcher Anteil wird unserer Kirche daran beschert sein? Wir wissen, die Kirche ist die von Gott berufene Erzieherin der Jugend. Sie hat ein Erziehungsrecht, sie hat eine Erziehungsaufgabe, sie hat ein Erziehungsziel, und sie hat die Erziehungsmittel. Die Kirche hat ein Erziehungsrecht. Der Herr selbst hat es ihr gegeben, als er sprach: „Gehet hin, zieht zu allen Völkern, lehret sie und macht sie zu meinen Jüngern.“ Das ist die Erziehungsurkunde, die Gott selbst der Kirche ausgestellt hat. Und er hat ihr verheißen: „Ich bin bei euch alle Zeit bis ans Ende der Welt.“ Mit dieser Urkunde hat Christus die übernatürliche Mutterschaft der Kirche begründet. Denn wer die Taufe spendet und dadurch aus Geschöpfen Gotteskinder macht, und wer die Lehre Christi vermittelt an Menschen, die vorher an andere Götter geglaubt haben, der ist wahrhaftig mit einer geistlichen Mutterschaft ausgestattet. Die Kirche hat ein Erziehungsrecht, weil sie die geistliche Mutter der Kinder, der Menschen ist.

Die Kirche hat ein Erziehungsziel. Man muss wissen, wohin man die Menschen führen will. Es muss eine Richtung angegeben werden. Und das Erziehungsziel der Kirche liegt fest. Es ist das erlöste Gotteskind. Aus Adam sind wir, aus Christus zu sein ist unsere heilige Berufung. Die Kirche will die Menschen dazu führen, dass sie ihr Knie vor Christus beugen, dass sie dem Gekreuzigten ähnlich werden, dass sie Christus in sich ausbilden. Vor einiger Zeit kam einmal ein junger Mann in ein Kartäuserkloster. Die Kartäuser sind bekanntlich der strengste Orden der katholischen Kirche. Der Prior fragte ihn: „Was suchen Sie hier? Was wollen Sie werden?“ Der junge Mann antwortete: „Ich möchte Christus nachfolgen und ein guter Kartäuser werden.“ Der Prior entgegnete: „Sie sollen Christus werden! Sie sollen ein zweiter Christus werden. Sie sollen so werden, wie Christus war.“ Das ist eigentlich nicht nur Aufgabe eines guten Kartäusers; es ist die Sendung einer jeden Christen. Er soll ein Christus werden. Das ist das Erziehungsziel der Kirche.

Die Kirche besitzt aber auch die Erziehungsmittel. Das erste und oberste Erziehungsmittel der Kirche ist die Gnade. Gnade ist jede geistliche Gabe, die Gott uns zu unserem übernatürlichen Ziele verleiht: die heiligmachende Gnade und die helfende Gnade. Der Mensch ist schwach, aber in der Gnade wird er stark. „Alles“ – alles! – sagt der Apostel, „alles vermag ich in dem der mich stärkt.“ Man kann nur staunen, wenn Menschen sagen und klagen: Ich schaffe es nicht, ich kann die Gebote nicht halten. Sie sind zu schwer für mich. Du kannst, wenn du willst! Du kannst, weil du mußt! Und die Gnade ist bei dir. Alles kann ich in dem, der mich stärkt.

Die Gnade Gottes wird von uns aufgenommen, und sie vermag uns zu Helden zu machen. Es ist tatsächlich richtig, wenn Friedrich Nietzsche uns zuruft: „Wirf den Helden in deiner Seele nicht weg!“ Heldenverehrung ist uns aufgegeben. Wir sollen keine Kaninchenseelen sein, sondern großherzige,

weitherzige Menschen, die nach hohen Zielen streben, die sich nicht mit Billigem zufrieden geben, keine Schleimer, keine Angeber, sondern Menschen, die nach dem heldischen Ideal streben, das Christus ihnen vorgelebt hat. Dieses Ziel müssen wir im Auge behalten. Wirf den Helden in deiner Seele nicht weg! Unser Ziel muss sein die Ehre Gottes und das Heil der Menschen. Das ist das höchste Ziel, das einem Menschen gesetzt werden kann.

Die Kirche ist Erzieherin mit ihrer Lehre. Meine lieben Freunde, auf die letzten Fragen, die dem Menschen gestellt sind, weiß die Kirche eine Antwort. Mit ihrer Lehre gibt sie eine abschließende, eine befriedigende, eine den Menschen wahrhaft erfüllende Antwort. In ihrer Lehre von Gott, dass Gott existiert, dass er der allmächtige Schöpfer, dass er der barmherzige Vater ist, dass er rettet und richtet, dass unser Leben in seiner Hand ruht, dass wir geschaffen sind, ihm zu dienen und ihn zu lieben, dass wir ihn aber auch fürchten wegen seiner Heiligkeit und wegen seiner Gerechtigkeit. Das alles vermittelt uns die Kirche. Sie lehrt uns über den Menschen, dass er nicht eine sinnlose Leidenschaft ist, dass er nach dem Bilde Gottes geschaffen ist, dass er unsterblich ist, dass Gott ihm die Welt anvertraut hat zu treuen Händen, dass er einst Rechenschaft legen muss von seiner Verwaltung, das lehrt uns die Kirche. Sie lehrt uns auch, wie wir sittlich handeln sollen, dass unser Handeln nur gut ist, wenn es drei Bedingungen gehorcht, wenn es drei Kriterien erfüllt. Die Handlung selbst muss erstens sittlich einwandfrei sein, es müssen zweitens ihre Umstände sittlich einwandfrei sein, und es muss drittens der Zweck sittlich einwandfrei sein. Handlung, Umstände, Zweck. „Bonum ex integra causa, malum ex quolibet defectu.“ So haben wir in unserem Studium gelernt. Das Gute ist nur dann vorhanden, wenn alle drei Elemente zusammenkommen. Wenn nur eines fehlt, ist die Handlung nicht mehr gut. Um ein Beispiel zu bilden: Wer einen Todkranken zu Hause hat, der in jedem Augenblick betreut werden muss, der muss eben von seinen Angehörigen verlangen, dass sie bei ihm bleiben. Und wenn sie darüber die Messe versäumen, dann ist das keine Sünde. Die Umstände gebieten eben in einem solchen Falle, dass man bei dem Sterbenden bleibt. Bonum ex integra causa, malum ex quolibet defectu. Die Kirche lehrt uns auch, dass es in sich schlechte Handlungen gibt, die durch keinen noch so guten Zweck geheiligt werden. Gott verspottet ist immer schlecht, auch wenn man dadurch sein Leben retten kann. Es gibt in sich schlechte Handlungen, die durch keinen noch so guten Zweck geheiligt werden.

Die Kirche ist Erzieherin in ihrem Gottesdienst. Mancher von uns denkt mit Freude an Gottesdienste in seiner Jugend zurück, an feierliche, an erhebende Gottesdienste, an ergreifende Prozessionen. Mir sagte einmal eine alte Dame: „Ich freue mich immer schon auf das Fronleichnamfest, auf die schöne Prozession, die in meiner Jugend einen unauslöschlichen Eindruck in mir hervorgerufen hat.“ Und der Sonntag, meine lieben Freunde, dass die Kirche uns den Sonntag schenkt, was ist das ein erzieherischer Gut, der Sonntag, der geheiligt werden muss, der nicht nur von Arbeit freizuhalten ist (von Erwerbsarbeit), sondern der auch durch Gebet und Gottesdienst geheiligt werden muss. Das ist es, was Sie Ihren Kindern von Jugend auf einzuweihen müssen, dass sie den Sonntag heiligen. Der Sonntagsgottesdienst muss dem jungen Menschen zu einer lieben und selbstverständlichen Gewohnheit werden, ohne Ausnahme, ohne Auswahl. Jede Nichterfüllung des Sonntagsgebotes schwächt die Kraft, das Gebot am nächsten Sonntag zu erfüllen. Die Gründe für das Fernbleiben vom Gottesdienst werden immer schwächer. Der katholische Christ geht religiöse zugrunde, wenn er den Sonntagsgottesdienst ausfallen läßt. Der Mensch verkommt, wenn er keine Feierkleider mehr anzieht.

Die Kirche erzieht durch die heilige Beicht. O meine Freunde, welches wichtige, welches unersetzliche Erziehungsmittel ist die gute Beicht! Welch ein Glück ist es, beichten zu dürfen, denn Beicht macht leicht. Dass das Kind sich seiner Fehler bewußt wird, dass es sie bereuen lernt, dass es sie ausspricht, das ist ein ganz elementares Erziehungsmittel. Der erfahrene Jugendseelsorger weiß, was durch die Beichte an Werten geschaffen und an Unheil verhindert worden ist. Gutes wecken, Anlagen fördern, das ist die Kraft und die Wirkung der heiligen Beicht. Wieviel Mut wird Jugendlichen gemacht, wenn sie in der Beichte das wunderbare Wort hören: „Deine Sünden sind dir vergeben.“ Welche Not wird ihnen abgenommen. O meine lieben Freunde, ich halte es für eines der verderblichsten Ergebnisse der nachkonziliaren Entwicklung, dass die Beicht zum verlorenen Sakrament geworden ist. Ich habe andere Erfahrungen. Ich habe als Seelsorger eine große Schar von Jugendlichen gehabt, von Jungen und Mädchen, die alle vier Wochen treu, redlich, vollständig und aufrichtig ihre Sünden ge-

beichtet haben. Ich habe es erlebt. Das ist tröstlich. Aber natürlich Beichte als sakramentales Geschehen, nicht Bußandacht. Die Bußandacht ist der Abtreiber des Bußsakramentes. Persönliches Bekenntnis, nicht allgemeine Geständnisse; Einzelabsolution, nicht Kollektivabsolution. Wer sich nicht regelmäßig von der Schuld befreien läßt, meine lieben Freunde, verhärtet im Gewissen. Die Beichte schafft zu ihrem Teil den katholischen Menschen, demütig, ehrfürchtig, einsichtig, schuldbewußt.

Und was soll ich sagen über die heilige Kommunion als Erziehungsmittel? Hier tritt der göttliche Erzieher selber an, um den Menschen zu erziehen. In der frühen und häufigen und würdigen heiligen Kommunion nimmt er die Erziehungsaufgabe in seine Hände. Wir wissen von Tarcisius, der als Christusträger in den Tod gegangen ist in der Kraft des heiligen Sakramentes. Die heilige Kommunion ist ein unüberbietbares Heilmittel – richtig angewendet! Das heißt: mit gehöriger Disposition, mit Vorbereitung, mit Selbstprüfung, mit vorhergehender Beicht, mit ehrfürchtigem Empfang. Mir graut, wenn ich sehe, daß die heilige Kommunion ausgeteilt wird, wie man im Kino die Kinokarten austeilte. In der heiligen Kommunion wächst die lebendige persönliche Beziehung zu Christus. Da wird Zweisprache gehalten mit dem Herrn, der in unser Herz kommt. Da wachsen wahrhaftig Christus und Christ zusammen.

Die Kirche hat ein Erziehungsrecht, sie hat ein Erziehungsziel, sie hat eine Erziehungsaufgabe und die Erziehungsmittel. Aber sie ist nicht die einzige Erzieherin. Neben sie treten zwei andere, nämlich die Familie und der Staat. Die Familie ist nach Gottes Willen ein unersetzlicher Erzieher. Diejenigen, die dem Kind das Leben schenken, sind auch berufen, berechtigt und befugt, dem Kinde die Erziehung zu vermitteln. Es gibt ein natürliches Erziehungsrecht der Eltern und der Familie. Und wenn die Eltern und die Familie auf dem Stande sind, den Gott von ihnen haben will, dann sind die die wichtigste Erzieherin neben der Kirche. Freilich, wir müssen Familien haben, die dieser Aufgabe gewachsen sind. Wir wissen alle, dass die Familie in die Krise geraten ist. Verbindungen ohne Dauer. Der Fußballspieler Lothar Matthäus, so spottete eine Zeitung, „der Lothar Matthäus hat seinen vierten Bund für das Leben geschlossen.“ Den vierten Bund für das Leben! Und wie sieht es mit dem Herrn Sarkozy aus? Solche Patchwork-Familien, wie man heute sagt, sind kaum berufen, die Erziehungsarbeit zu leisten, die man Familien zumuten muss. Wir haben so viele Familien, wo die Kinder abgeschoben werden. Die Eltern haben keine Zeit für sie; sie müssen Geld verdienen. Wir haben so viele Familien, wo deswegen nicht erzogen wird, weil die Eltern selber nicht erzogen sind. Wie soll man andere erziehen, wenn man selbst nicht erzogen ist? Viele wissen auch nicht, wie man Kinder erziehen soll. Dressur ist keine Erziehung. Dressur ist für Tiere angemessen, aber nicht für Menschen. Erziehung ist nur dann vorhanden, wenn in den Zöglingen heilsame Gewohnheiten und Überzeugungen gebildet werden, Überzeugungen, also fest verwurzelte Lebensanschauungen, die niemals erlöschen. In den Seelen der Kinder muss die Gewißheit und die Berechtigung der Religion und der Gebote Wurzeln schlagen. Die Kinder müssen die Einsicht gewinnen, die Einsicht, dass Gebet und Gottesdienst unerlässlich sind. Sie müssen geführt werden, dass sie die Gebote als Schutz und als Fürsorge Gottes begreifen. Grundsätze müssen die Kinder vermittelt erhalten. Kein Tag ohne Gebet, kein Sonntag ohne Messe, kein Fest ohne sakramentale Beicht. Und den Willen muss man in ihnen üben, den Willen. Denn der Wille entscheidet über unser Schicksal. Ein fester Wille tut überall Wunder. Wir müssen also den Willen bilden, den Willen stählen, den Willen üben, indem man Ziele setzt und nicht nachläßt, bis sie erreicht sind. Ziele müssen erreichbar sein, aber erreichbare Ziele muss man auch erreichen. Man muss sich Überwindungen vornehmen und darf nicht aufhören, bis es geschafft ist. Die Eltern müssen den Kinder Eigenschaften vorleben, die sie an ihnen sehen möchten. Sie müssen die Tugenden erziehen, die sie den Kindern anerziehen möchten. Sie müssen vorleben, nicht bloß vorsagen.

Ich habe vor mir, meine lieben Freunde, eine Todesanzeige um einen Vater. In dieser Todesanzeige heißt es: „Wir trauern um den Menschen, der uns warmherzig umsorgt hat, der uns Werte vermittelt und sie gelebt hat, der uns immer ein Vorbild war.“

Zur Familie tritt ergänzend der Staat hinzu. Er soll das Gemeinwohl fördern, und dazu gehört eben auch, dass er die Familie schützt, dass er Maßnahmen ergreift, um die Familien in den Stand zu setzen, die Erziehungsarbeit zu leisten. Dass er auch die Familie überwacht, denn wie wir wissen, ist der Mißbrauch und das Unrecht an Kindern weit verbreitet. Die Kinder müssen nach menschenwürdigen Grundsätzen erzogen werden. Im Notfall muss der Staat einer Familie die Kinder entziehen. Er muss

über die öffentliche Sittlichkeit wachen, im Fernsehen, im Internet. Meine lieben Freunde, das ist unsere westliche Welt: In England, Schottland und Wales fahren 600 Omnibusse durch die Straßen, und auf ihnen sind Schilder angebracht: „Wahrscheinlich gibt es keinen Gott. Mach dir keine Sorgen mehr, genieße das Leben.“ 600 Omnibusse mit dieser Aufschrift! Und in Spanien macht man es nach. In Barcelona fahren sie herum, in Madrid fahren sie herum, und bald werden sie in Genua herumfahren. Das ist unsere westliche Welt. Mit der wollen wir den Osten und den Islam überzeugen. Da kann man nur lachen!

Der Staat ist auch verantwortlich für die Schule. Die Schule ist notwendig, denn Bildung ist unentbehrlich. Bildung ist die Fähigkeit, Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Nicht die Bildung ist dem Glauben feind, sondern die Halbbildung. Nicht das Wissen ist eine Gefahr, sondern das ungenügende Wissen. Nichts sitzt so tief wie die Oberflächlichkeit. In diesen Tagen haben 68 Schulleiter in Berlin-Mitte einen Brief an den Bürgermeister geschrieben, an den Herrn Wowerit, über die unhaltbaren Zustände in ihren Schulen. Kriminalität, Angriffe auf Lehrer, Schmierereien, das ist die Wirklichkeit der Schulen in Berlin-Mitte. Der Staat hat sich bei der Erziehung einer Sache besonders angenommen, nämlich der Sexualerziehung. Es ist nicht falsch, Kinder über das Geheimnis der Geschlechtlichkeit aufzuklären, Kindern zu vermitteln, was es um Zeugung und was es um Geschlechtslust ist. Aber es genügt nicht, ihnen Praktiken für die Empfängnisverhütung beizubringen, sondern sie müssen auch über die sittlichen Normen unterrichtet werden, denen die Sexualität untersteht. Bloße Kenntnisse über die Vermeidung der Empfängnis sind keine geeignete Sexualerziehung. Die Sexualerziehung muss zur Enthaltbarkeit führen, zur Beherrschung des Triebes. Auch die Erholung, meine lieben Freunde, ist eine Notwendigkeit. Die Freizeit muss sein, aber sie muss der Menschenwürde entsprechen und mit der Sittlichkeit übereinstimmen. Die Erholung darf nicht Gelegenheit zum Abgleiten ins Böse bieten. Sie darf nicht Gelegenheit für die Sünde bieten. Wer mit dem Teufel scherzen will, der wird sich nicht lange freuen können mit Christus. Mit der Schlange spielt man nicht ohne Gefahr. Und ich halte nichts davon, die Parole auszugeben, zu genießen. Die Genußsucht frißt alles, am meisten das Glück. „Genießen macht gemein“, sagt einer, der es verstehen mußte, nämlich Goethe. Genießen macht gemein. Genießen ist ein gefährliches Wort. „Wir leben, um uns auszubilden“, schreibt einmal der Dichter Theodor Storm. Jede Freude, die gegen Gott streitet, verwandelt sich in eine Plage.

Meine lieben Freunde, die Zöglinge sind unser kostbarstes Gut. Was wir ihnen vermitteln, das ist das Pfand, das wir in ihre Seelen legen, mit dem wir einmal vor Gott treten sollen. Wir sollen ihm sagen können: „Keinen von denen, die du mir gegeben hast, habe ich verloren. Alle habe ich zu dir geführt, mein Gott.“ Wir können nicht abwarten, bis später das Leben für die Religion erzieht. Nein, die Religion muss für das Leben erziehen. Meine lieben Freunde, laßt den Kindern das Himmelreich der Religion!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die hohe Bedeutung der katholischen Soziallehre

25.01.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Alle Welt spricht von der Finanzkrise, und sie wächst sich aus zu einer Wirtschaftskrise. Die Wirtschaftskrise droht in eine Rezession einzumünden, und es gibt Fachleute, die aus der Rezession einen wirtschaftlichen Zusammenbruch befürchten. In einem gewissen Sinne kann man sagen: Die Wirtschaft ist unser Schicksal.

Die Krise ist von Menschen gemacht. Sie haben entweder fahrlässig oder gar vorsätzlich gehandelt. Wo Menschen handeln, gibt es Handlungsanweisungen, gibt es Normen. Die Trägerin der Normen muss auch auf diesem Gebiete die Kirche sein. Die Kirche ist Normträgerin für alle Bereiche des menschlichen Handelns. Keiner ist ausgenommen. Es gibt ein Evangelium für die Wirtschaft. Es gibt eine katholische Wirtschaftsethik. Es gibt eine katholische Soziallehre.

Erster und oberster Punkt dieser Lehre ist, dass die Menschen die irdischen Dinge im Lichte der ewigen Werte betrachten müssen. „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele?“ Die Wesensaufgabe des Menschen ist, auf Erden sein Heil zu wirken für die Ewigkeit. Dieser Wesensaufgabe kommt er nur nach, wenn er mit einer gewissen Gelassenheit die irdischen Dinge betrachtet. Er muss über den Dingen stehen. Den Himmel kann man gewinnen, ob man reich oder arm ist. Vielleicht hat schon der heilige Joseph gedacht: Warum muss der Gottessohn in einer Höhle zur Welt kommen? Warum muss er jahrelang, jahrzehntelang schwere Handarbeit leisten? Wäre es nicht viel rationeller, viel nützlicher, wenn er frühzeitig seine Lehrtätigkeit und seine Heilungstätigkeit aufnähme?

Die Kirche weiß, dass die Güter der Erde für alle Menschen da sind. Jeder Mensch soll das Lebensnotwendige haben. Darüber hinaus aber darf ein jeder sich durch Fleiß und Sparsamkeit etwas an Eigentum erwerben. Das Eigentum ist ein Grundrecht des Menschen. Die Kirche hat das Privateigentum immer als ein natürliches Recht der Menschen verteidigt. Wenn nämlich das Privateigentum ungebührlich belastet oder leichtfertig bedroht wird, dann liegt darin eine Beeinträchtigung der Schaffensfreude, des Unternehmungsgeistes und der Selbstverantwortung. Eigentum muss sein. Aber es gilt auch das, was im Artikel 14 unserer deutschen Verfassung steht: „Eigentum verpflichtet.“ Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen. Das Privateigentum hat Schranken. Das Gemeinwohl steht höher als das Wohl des Einzelnen. Dieser muss bereit sein, mit Rücksicht auf das Gemeinwohl die nötigen Opfer an Hab und Gut zu bringen. Diese echt christlich-katholische Soziallehre hat in Deutschland ihren Probierfall bestanden, als nach dem Kriege Millionen Menschen in das Restdeutschland strömten, die ihren Besitz, die ihr gesamtes Eigentum verloren hatten. Der Lastenausgleich war eine Tat der christlich-katholischen Soziallehre, dass diejenigen, die ihren Besitz gerettet haben, denen mitteilen, die ihren Besitz verloren haben. Die Kirche mahnt auch zu ernstem Wirtschaftsstreben. Es heißt nicht nur: Bete, es heißt auch: Arbeite! Wer das Gebet versäumt, begeht einen Fehler, aber auch der, der die Arbeit versäumt. Die Kirche will, dass der Mensch schafft, dass er arbeitet und dass er die Arbeit zur Ehre Gottes verrichtet. „Alles meinem Gott zu Ehren.“ Arbeit im Dienste Gottes nach dem Maß der Anlagen ist ein göttliches Gebot. Die Kirche lehrt auch das Ethos der Arbeit. Man soll die Arbeit nicht nur als „verfluchte Maloche“ ansehen, sondern soll sie als einen Dienst an der Gestaltung der Schöpfung begreifen, man soll sie zur höheren Ehre Gottes verrichten.

Noch ist diese Wahrheit nicht überall durchgedrungen. Vor einiger Zeit hat man eine Untersuchung vorgenommen, wie die Arbeitnehmer zur Arbeit stehen. Da ergab es sich, dass 87 Prozent, dass 87 Prozent keine echte Verpflichtung gegenüber ihrer Arbeit verspüren. 69 Prozent arbeiten lediglich nach Vorschrift, und 18 Prozent haben die innere Kündigung schon vollzogen. Die Untersuchung



kommt zu dem Ergebnis, dass durch dieses Verhalten der Arbeitnehmer in Deutschland jährlich ein Schaden von 245 Milliarden Euro entsteht.

Besonders leidvoll sind die Verhältnisse im öffentlichen Dienst. Auch darüber liegen Untersuchungen vor, genaue Untersuchungen. Nach diesen Untersuchungen sind die Vollzeitkräfte im öffentlichen Dienst nur zu 53 Prozent ausgelastet und die Teilzeitkräfte nur zu 47 Prozent. Diese Zahlen geben zu denken. Sie zeigen, dass wenig Engagement in die Arbeit und Drückebergerei weit verbreitet sind. Klar ist das Ziel jeder Wirtschaftsordnung: Es muss das Gesamtwohl sein. Die Wirtschaft muss dem Volke dienen. Sie darf nicht einigen wenigen nützen. Die Wirtschaft muss dem Volke zum Leben verhelfen. Nicht nur an den eigenen Vorteil denken, nicht mit einem mörderischen Mammonismus und Raubtierkapitalismus darf man leben, sondern mit einer Haltung, die sich aus der christlichen Soziallehre ergibt. Das Wort von der „sozialen Marktwirtschaft“ ist ein gutes Wort. Es vereint nämlich die Vorteile des Strebens (Marktwirtschaft) mit der Rücksicht auf den Schwachen (soziale Marktwirtschaft). Sie steht in der Mitte zwischen dem menschenverachtenden Kapitalismus und dem mörderischen Sozialismus.

Der christliche Sozialethiker weiß, dass die Träger des Wirtschaftslebens immer nur die freien schaffenden Persönlichkeiten sind: der Unternehmer. Das Unternehmertum ist eine Auswirkung der freien schaffenden Persönlichkeit. Der Unternehmer gründet und leitet ein Unternehmen. Er unternimmt etwas, und dadurch geschieht etwas. Das Unternehmertum ist der Motor der wirtschaftlichen Entwicklung. Der dynamische Unternehmer setzt Innovationen, Neuerungen am Markte durch. Diese Neuerungen werden später nachgeahmt und schaffen für eine ganze Millionenschar von Menschen Werte, werden also in breiter Form verwertet. Ein solcher Unternehmer ist – und Sie kennen ihn alle – Heinz Horst Deichmann, der größte Schuheinzelhändler in Europa. Er fing nach dem Kriege mit einem Geschäft in Essen an. Heute hat das Unternehmen 2.200 Filialen, verkauft jährlich 112 Millionen Paar Schuhe, beschäftigt 25.000 Mitarbeiter und hat einen Umsatz von 2,71 Milliarden Euro. Deichmann ist ein Unternehmer, dem selbst Gewerkschaften nichts Nachteiliges nachreden können. Er sagt von sich selbst: „Wir haben eine gute und motivierte Mannschaft, die eine überdurchschnittliche Pro-Kopf-Leistung erwirtschaftet.“ Und er sagt: „Wir möchten, dass es den Mitarbeitern gut geht und sie sich im Unternehmen wohlfühlen.“ Er erklärt weiter: „Für uns gilt der Satz: Das Unternehmen muss den Menschen dienen. Das bezieht sich gleichermaßen auf die drei Bereiche Kunden, Mitarbeiter und Menschen, die in Not geraten sind. Wir geben das, was wir können.“ Das ist ein vorbildlicher Unternehmer. Er ist auch ein religiöser Mensch.

Die Frage des Lohnes, des Gehaltes, der Bezahlung, steht unter bestimmten Postulaten. Es soll die Wertschöpfung durch die Arbeit vergolten werden. Deswegen fordert die Kirche den „gerechten Lohn“. Wann ist ein Lohn gerecht? Nun, zunächst einmal muss der Lohn der Arbeitsleistung entsprechen. Für ein größeres Maß von Arbeit gebührt ein höherer Lohn. Der Lohn soll auch einem genügsamen, rechtschaffenen Menschen zum Unterhalt dienen. Es muss ein Mindestmaß an Lohn bezahlt werden, damit das zum Leben Erforderliche damit beschafft werden kann. Wir haben jetzt diese Debatte um den Mindestlohn. Beide Seiten bringen berechtigte Überlegungen in die Debatte ein. Die einen sagen: Der Lohn muss dem Menschen und der Arbeit würdig sein. Die anderen sagen: Der Lohn darf einen Betrieb nicht überfordern, denn wenn der Betrieb überfordert wird, geht er pleite, und dann verlieren wir Arbeitsplätze. In diesem Spagat muss eine Lösung gefunden werden, eine Lösung, die beiden Forderungen entspricht. Die Kirche hat ein soziales Evangelium. Sie hat die Lohnunterdrückung, den Lohnraub, die Lohnvorenthaltung als „himmelschreiende Sünde“ bezeichnet, als himmelschreiende Sünde, das heißt als eine Sünde von solcher Bosheit, dass sie zum Himmel um Rache ruft. Es ist also eine Sünde, den Arbeiter, den Arbeitnehmer auf seinen Lohn warten zu lassen, ihm den Lohn unter allerhand Vorwänden zu schmälern. Ausbeutung und Unterdrückung des Arbeitnehmers sind dadurch ausgeschlossen. Im Mittelalter, meine lieben Freunde, im geschmähten Mittelalter, gingen die Klagen um Lohn allen anderen Klagen im Gerichte vor. Sie mußten innerhalb von drei Tagen erledigt werden.

Es liegt im Interesse des Arbeitgebers, dass die Arbeitnehmer gut und ausreichend entlohnt werden, weil nur so auf Arbeitswilligkeit und Fleiß der Arbeitnehmer zu rechnen ist. Besondere Gaben und Fähigkeiten, die in den Arbeitsprozeß eingebracht werden und die einen Vorsprung gegenüber vergleichbaren Arbeitnehmern begründen, dürfen besonders entlohnt werden. Schließlich ist auch die

Frage der Ersetzbarkeit oder der Unersetzlichkeit zu bedenken. Damit wird ja heute das hohe Einkommen von Managern gerechtfertigt. Aber es ist eine wohl gerechtfertigte Überzeugung, dass die Schere zwischen hohen und niederen Einkommen zu groß ist. Managergehälter in zweistelliger Millionenhöhe bringen sozialen Unfrieden in unser Land. Solche Gehälter sind aber, wie Sie wissen, an der Tagesordnung. Herr Ackermann bezieht 14 Millionen, Herr Zetsche bezieht 10 Millionen, Herr Reizle bezieht 8 Millionen im Jahr.

Unter den gegebenen Bedingungen ist es nicht zu vermeiden, dass Menschen sich unterscheiden in der Anlage, in den Fähigkeiten, aber auch natürlich im Fleiß. Und so gibt es im Wirtschaftsleben solche, die führen, und andere, die geführt werden, die mitschaffen. Das ist unaufhebbar. Wie immer Sie die Wirtschaft gestalten wollen, der Unterschied zwischen führenden Persönlichkeiten und geführten läßt sich nicht ausschalten, und es wäre ungerecht, wenn der Führung nicht der entsprechende Lohn würde. Aber freilich, diese unvermeidlichen Gegensätze sollten nicht in einen Klassenkampf ausarten. Der Klassenkampf ist der Krieg der einen gegen die anderen. Die Kirche hat immer dem Ständewesen das Wort geredet. Das heißt, die in einem bestimmten Beruf, in einer bestimmten Berufssparte arbeiten, sollen sich als solidarisch spüren, sollen diese Berufssparte als ihr Eigentum ansehen, für die sie sich mit besten Kräften einsetzen ohne mörderische Gegensätze.

Ausdruck des Klassenkampfes ist der Streik. Der Streik ist die gemeinsame Arbeitsniederlegung als Kampfmaßnahme, um eine Forderung durchzusetzen oder um sich gegen eine Benachteiligung zu wehren. Der Streik ist ein schweres Übel für die Streikenden selbst, für die bestreikten Arbeitgeber und für die unbeteiligten Dritten. Deswegen kann der Streik nur zulässig sein, wenn er als letztes Mittel eingesetzt wird, um ein wertvolles Ziel zu erreichen. Es müssen die üblen Folgen gegenüber dem Ziel, das erstrebt wird, abgewogen werden. Und das ist, so scheint es, nicht immer der Fall. Wir haben den langen Streik der Lokomotivführer erlebt, die mit hohen Lohnforderungen sich durchsetzen wollten und sich auch durchgesetzt haben. Meine lieben Freunde, wer eine Monopolstellung besitzt wie die Lokomotivführer und wer diese Monopolstellung ohne Rücksichtnahme auf die Öffentlichkeit ausnutzt, der handelt unrecht. Die Bahn hat eine Monopolstellung und mit ihr die Lokomotivführer. Ihr Streik schädigt nur sekundär den Arbeitgeber, er schädigt die Allgemeinheit. Millionen- wenn nicht Milliardenwerte sind durch diesen Streik zugrunde gegangen. Das war nicht immer so. Bis 1993 waren die Lokomotivführer Beamte. Beamte dürfen nicht streiken, und durch die Beamteneigenschaft wurde dieser Streik 143 Jahre vermieden. Dann hat man meines Erachtens übelberaten die Beamteneigenschaft abgeschafft. Nicht die Lokführer haben die Beamteneigenschaft aufgegeben, sondern der Staat wollte es so. Und was ist die Folge davon? Nun erheben die Lokführer eigene Forderungen, jetzt schon wieder 6,5 Prozent, nicht wahr, und suchen diese Forderung mit Streikdrohung oder mit Streikführung durchzusetzen.

Der Staat kann die Wirtschaft nicht sich selbst überlassen. Er muss dazu beitragen, dass die Menschen zu sozialer Gesinnung erzogen werden. Er soll dafür sorgen, dass die Angehörigen des Volkes in die Lage versetzt werden, sich das zum Leben Erforderliche ungestört zu erwerben. Der Staat kann freilich die private Anstrengung und Bemühung und Sorge nicht abnehmen. Die Selbstverantwortung, die Eigeninitiative und die persönliche Freiheit sind dem Menschen aufgegeben. Der Staat muss aber dort eingreifen, wo die Kräfte des Einzelnen versagen und wo es das Gemeinwohl fordert. Der Staat muss den wirtschaftlich Schwachen stützen. Er muss ihn vor Schaden bewahren, z.B. ungemessene Arbeitszeit verbieten, übertriebene Inanspruchnahme der Arbeitskraft untersagen, die Sonntagsarbeit einschränken, die Arbeit in gesundheitsschädlichen Räumen zumindest in Grenzen halten, die Beschäftigung von Kindern und Jugendlichen überwachen. Der Staat muss auch den wirtschaftlich Schwachen sicher stellen gegen Krankheit, Unfall, Arbeitsunfähigkeit. Seit 1883 sind in Deutschland vorbildliche Sozialgesetze geschaffen worden. Sie verbinden sich mit dem Namen Bismarck, aber Bismarck war ja nur der Kanzler der damaligen Zeit. Ausgearbeitet wurden die Gesetze von Parlamentariern, und darunter spielten die katholischen Parlamentarier der Zentrumsparterie eine maßgebende Rolle.

Im Jahre 1941, meine lieben Freunde, nahmen wir in der Schule die Sozialgesetzgebung durch. Ich meldete mich und sagte: „Daran hat der katholische Abgeordnete Graf von Galen einen führenden Anteil.“ Da wurde der Lehrer wild: „Hier betreiben wir deutsche Geschichte und keine konfessionelle“, sagte er. „Wenn dir das nicht paßt, mußt du dir eine andere Schule suchen.“ Es stimmte aber, was

ich sagte. Graf von Galen war der führende Parlamentarier, der die Sozialgesetzgebung durchgesetzt hat. Und in der Weimarer Republik war es ebenso. Acht Jahre lang, von 1920 bis 1928, war ein katholischer Priester Sozialminister, Heinrich Brauns. Ihm ist die Sozialgesetzgebung der Weimarer Republik zu verdanken.

Es gibt eine Wirtschaftsmoral. Die Wirtschaft, das wirtschaftliche Handeln stehen unter moralischen Gesetzen. Was sittlich unzulässig ist, das muss auch wirtschaftlich verfehlt sein. Auch hier wurde eine Umfrage unter den Managern getätigt, und die kam zu interessanten Ergebnissen. Jeder dritte Spitzenmanager vertritt die Haltung, nach der Moral nicht teilbar ist. Wenn man sich auf unmoralische Aktivität einläßt, korrumpiert man nicht nur sich selbst, sondern auch das Unternehmen. Ich zitiere einen Vorstand: „Sie können kein guter Kaufmann sein, wenn Sie nicht moralisch sauber sind. Das geht nicht, das kriegen Sie nicht hin. Sie machen kurzfristig Geschäfte, aber auf lange Sicht nicht.“ Aber nur ein Drittel, nur ein Drittel der Manager teilt diese Ansicht. Zwei Drittel sind der gegenteiligen Ansicht, man könne in der Wirtschaft nicht nach ethischen Gesichtspunkten handeln. Ich zitiere einen dieser Manager: „Die großen Konzerne wissen auch, dass Schmiergeld und Bestechung etwas ganz Normales außerhalb der Bundesrepublik sind. Ob es die feine Art ist? Ich halte es nicht gerade für das Optimum, aber es ist etwas, was in der globalen Welt möglich ist und vielleicht sogar erwartet wird.“ Ein anderer sagt: „Es gibt Länder, da müssen Sie entscheiden, ob Sie Business machen oder ob Sie nicht Business machen. Wenn Sie Business machen, dann gibt es einfach Praktiken, die für unsere moralischen Begriffe nicht in Ordnung sind.“

Dass solche Praktiken nicht nur in den arabischen Ländern üblich sind, sondern auch in Deutschland, erfahren wir durch die großen Wirtschaftsprozesse. Ich erinnere Sie an den bedeutenden Prozeß gegen die Manager vom Volkswagenwerk. Die Vorstände des Volkswagenwerkes haben den Vorsitzenden des Gesamtbetriebsrates, Volkert, mit knapp zwei Millionen Euro – ja wie soll ich sagen – gekauft oder bestochen oder beschenkt. Sie haben einem ihrer Manager gesagt: „Erfüllen Sie Volkert jeden Wunsch ohne Grenzen!“ Und das ist geschehen. So hat Volkert also knapp zwei Millionen Euro eingestrichen, ihm wurden Lust- und Luxusreisen bewilligt, er erhielt einen Scheinvertrag für seine brasilianische Geliebte. Das Motto war: „Geht es Volkert gut, geht es Volkswagen gut.“ Sie sehen, dass es mit der Moral auch in unseren Breiten vielfach nicht weit her ist.

Aber zum Schluß will ich noch auf das Entscheidende zu sprechen kommen, nämlich auf das christliche Liebesgebot. Denn das ist ja nun die Seele aller Tätigkeit im wirtschaftlichen Bereich. Die Kirche erzieht zu wahrer Nächstenliebe, und sie veranlaßt uns, dem Nächsten zu helfen. Wer nicht nach seinem Vermögen dem notleidenden Nächsten hilft, der sündigt gegen die Liebe, unter Umständen schwer. Die Menschen denken, es gäbe nur die Sünden gegen das 6. Gebot. Nein, es gibt sehr viele, es gibt unzählige Sünden gegen das Liebesgebot. „Was ihr meinem Nächsten nicht getan habt, das habt ihr mir nicht getan.“ Das Gericht erfolgt nach dem Maß der Liebe. Wer Vermögen besitzt in dieser Welt und seinen Bruder in Not sieht, ihm aber das Herz verschließt, wie kann in dem die Liebe Gottes wohnen? „Meine Kinder“, sagt der Apostel Johannes, „laßt uns lieben, nicht mit der Zunge, sondern in Tat und Wahrheit.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Das Verhältnis der Kirche zu Geist und Wissenschaft

01.02.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Kirche, so haben wir am vergangenen Sonntag gehört, hat ein Evangelium für die Wirtschaft. Es gibt ein Wirtschaftsevangelium, eine Wirtschaftslehre der Kirche, es gibt ein soziales Evangelium, eine Soziallehre der Kirche. Die Kirche hat aber auch ein Evangelium für das Geistesleben. Die Einwürfe und die Einwände gegen die Kirche als Geistesmacht sind bekannt. Die Sozialisten sprachen von der „Macht der Verdummung“, und noch heute hört man, dass die Kirche ein Hindernis der Geistesfreiheit, der freien Forschung und der freien Lehre sei. Das Wort Dogma weckt bei manchen Erregung und Widerstand. Wir wollen deswegen, meine lieben Freunde, heute uns über das Verhältnis der Kirche zum Geist, zur Wissenschaft Klarheit verschaffen. Wir wollen fragen, wie die Kirche zum Wissen steht, wie sie uns zum Glauben führt und wie sich Wissen und Glaube zueinander verhalten.

Es ist eine offenkundige Tatsache, dass der Mensch nach dem Wissen strebt. Er will im Bilde sein, er will hinter die Dinge kommen, er will sich Klarheit verschaffen, er will in seinem Geiste ein treues Abbild der Wirklichkeit vorfinden; dann nur findet er seinen Wissensdurst gestillt. Aber es gibt viele Menschen, die nicht wissen wollen, die sich gegen das Wissen sperren. Warum? Aus welchen Gründen? Weil Wissen auch eine Last sein kann. Wer weiß, kann nicht mehr so tun, als ob er nicht wüßte. Das Wissen stellt Forderungen an den Menschen, vor allem das Wissen um die sittlichen Grundsätze. Und da kann es geschehen, dass jemand, um der Konsequenz des Wissens zu entgehen, das Wissen madig macht. „Was ist Wahrheit?“ sagte Pilatus im Gespräch mit Jesus. Man will der Konsequenz der Wahrheit ausweichen.

Leider ist auch die Lehre, die von Martin Luther in die Welt gebracht wurde, an der Abneigung gegen die Wissenschaft nicht unschuldig. Nach ihm ist ja der Mensch ganz und gar verderbt, sein Erkennen und sein Wollen ist derart geschwächt, dass er nichts mehr wissen und nichts mehr wollen kann. Er sprach von der „Hure Vernunft, die nach dem Bock Aristoteles stinkt“. Die „Hure Vernunft, die nach dem Bock Aristoteles stinkt“. Und diese Haltung ist keineswegs erloschen. In der Französischen Revolution wurde eines Tages der berühmte Chemiker Lavoisier zur Hinrichtung geführt. Und was sagte ein Revolutionär dazu? „Die Revolution braucht keine Gelehrten.“

Gegen diese irrigen Meinungen hat die Kirche immer am Wert des Wissens und der Wissenschaft festgehalten, hat sie die Kraft des Geistes verteidigt, das Weltall und Gott zu erkennen. Sie hat an dem Licht und der Kraft des Geistes festgehalten, die uns Sicherheit verschaffen kann über viele Gegenstände. Gott hat ja den menschlichen Geist als Abbild seines Geistes geschaffen, nach seinem Ebenbild, so dass er über die Erkenntnisfähigkeit verfügt, dass er die Dinge nach ihrem Wesen erfassen kann, dass er sie so erkennen kann, wie der göttliche Künstler sie erdacht hat. Die Kirche hat eine Fülle von Gelehrten hervorgebracht, angefangen von Justin dem Martyrer aus dem 2. Jahrhundert, über Augustinus, Thomas von Aquin, Albertus Magnus, Duns Scotus und wie sie alle heißen, diese großen Theologen. Aber auch auf dem Gebiet des profanen Wissens hat die Kirche viele, viele Gelehrte, die sie hervorgebracht hat. Von dem französischen Gelehrten, der die Hygiene erfunden hat, dessen Name mir im Augenblick entglitten ist, von ihm stammt das schöne Wort: „Ich bin gläubig gewesen wie ein bretonischer Bauer, und wenn ich noch mehr geforscht hätte, wäre ich gläubig geworden wie eine bretonische Bäuerin.“ Pasteur heißt der Gelehrte, Pasteur, von dem ja das Wort pasteurisieren herkommt. Er hat dieses schöne Wort von der Versöhntheit von Glauben und Wissenschaft gesprochen. Die Kirche hat Schulen errichtet. Lange, lange, bevor der Staat daranging, an das Schulwesen zu denken, gab es kirchliche Schulen in den Klöstern, in den Domstiften, in den Stiftska-

piteln. Sie hat die Universitäten errichtet. Die Universitäten sind eine Schöpfung der Kirche, und sie wurden in den Zeiten des Mittelalters alle mit einer päpstlichen Bulle eröffnet und gegründet.

Die Kirche weiß allerdings auch um die Gefährdung des menschlichen Verstandes. Sie weiß, dass er in die Irre gehen kann, und sie wendet sich gegen einen törichten Wissensstolz, der als Ergebnis der Wissenschaft ausgibt, was in Wirklichkeit gar kein Ergebnis ist. Es gibt viele Irrtümer in der Wissenschaft. Jahrtausendlang haben die Menschen gemeint, die Sonne drehe sich um die Erde. Erst der Domherr, jawohl, der Domherr Kopernikus in Frauenburg in Ostpreußen hat im Jahre 1543 die These ausgestellt, dass sich die Erde um die Sonne dreht. Den Beweis konnte er nicht bringen. Den Beweis hat erst Johannes Kepler erbracht mit den Keplerschen Gesetzen. Seitdem ist dieser Irrtum korrigiert.

Es gibt aber nicht nur Irrtümer der Wissenschaft, es gibt auch Fälschungen. Im britischen Naturhistorischen Museum in London wurde lange ein Bernstein gezeigt, in dem eine Fliege eingelassen war, und man behauptete, dieser Bernstein mit der Fliege sei 38 Millionen Jahre alt. Ein Student – ein Student – hat den Bernstein untersucht und entdeckte einen feinen Haarriß. Man ging dann daran, diesen Gegenstand näher zu betrachten. Es stellte sich heraus, dass es eine Fälschung war. Man hatte ein Stück Bernstein zersägt und die Fliege darin eingefügt. Im Jahre 1912 wurde in Piltdown in England ein Knochen gefunden, den man als den ältesten Engländer ansah. Diesem Knochen, oder dem Mann, der ihn getragen hatte, getragen haben sollte, wurde sogar ein Denkmal gesetzt: Der älteste Engländer. Im Jahre 1955 kam man darauf, dass es sich um eine raffinierte Fälschung handelte. Mit der Fluoranalyse hat man erkannt, dass der Knochen aus dem 20. Jahrhundert stammte.

Das sind bedauerliche Vorgänge, die uns skeptisch machen können gegen voreilige Angaben, es handle sich um Ergebnisse der Wissenschaft. Vor wenigen Jahren flog ein Deutscher, nämlich Jan Hendrik Schön, aus einem amerikanischen Laboratorium heraus. Warum? Er hatte lauter Meßdaten gefälscht. Die Amerikaner waren ihm auf die Spur gekommen, weil die Meßdaten zu schön aussahen, und sie waren ohne Ausnahme frei erfunden. Aber nicht genug damit, meine lieben Freunde. Vor kurzer Zeit mußte in Frankfurt an der Universität der Professor für Anthropologie seinen Hut nehmen und die Universität verlassen. Es handelt sich um Professor Potsch. Warum? Er hatte bewußt falsche Knochen angegeben, Mißbrauch mit geistigem Eigentum betrieben, behauptet, er könne mit seiner Methode das Alter von Knochen bestimmen. Er war aber gar nicht fähig dazu. Er mußte mit Schimpf und Schande die Universität Frankfurt verlassen. Die Wissenschaft, die ehrlich betrieben wird und ihre Grenzen erkennt, ist unserer Achtung gewiß. Aber die Wissenschaft, die den Mund zu voll nimmt, die sogar zu Fälschungen greift, um ihre angeblichen Ergebnisse zu beweisen, verdient unsere Verachtung.

Die Kirche hat die Irrtumsfähigkeit des Menschen erlebt in den vielen Irrlehren, die sie 2000 Jahre lang erlebt und bekämpft hat. Der weise griechische Philosoph Plato hat einmal gesagt: „Wir müssen warten, dass irgend einer kommt und uns unterrichtet über die Art und Weise, wie wir im Hinblick auf die Götter und die Menschen zu handeln haben. Nur ein Gott kann uns Aufklärung geben.“ Plato wußte offenbar um die Grenzen des menschlichen Erkennens, und so erwartete er, dass ein Gott den Weg zu den übersinnlichen, zu den metaphysischen Wirklichkeiten uns erschließt. Und so ist es tatsächlich geschehen. Gott selbst hat sich aufgemacht, den Menschen zu belehren. Er wollte dafür sorgen, dass wir ohne Irrtum und sicher die Wahrheit in den grundlegendsten Fragen des Lebens besitzen, dass wir die tiefsten Geheimnisse ahnend begreifen. Er schenkt uns seine Offenbarung und erhält sie lebendig und unverfälscht durch seine Kirche. Auf dem Weg des Glaubens finden wir zu dieser Wahrheit. Gott ist ein Geist, und ein Geist kann sich mitteilen, so kann Gott seine Wahrheit einem Geschöpf schenken. Er tut es zunächst einmal, indem er uns unsere Denkfähigkeit verleiht. Aber er kann auch in der Seele des Menschen Erkenntnisse hervorrufen. Er kann unmittelbar zu uns reden. Er kann unseren Geist befruchten und belehren. Er kann dem Empfänger der Offenbarung das Licht geben, dass er Wahrheiten aufnimmt, die von oben stammen, auf die er selbst nie gekommen wäre. So wird die Offenbarung der Weg zur Wahrheit. Auf dem Weg der Offenbarung gewinnen wir untrügliche Sicherheit über Gegenstände, die wir mit unserem natürlichen Vermögen nicht erreichen können. Wir nennen diese Erkenntnisse Glaubenswahrheiten, und der Weg zu ihnen ist der Glaube, also eine Annahme von Wahrheiten auf die Autorität Gottes hin, der nicht irren und nicht täuschen kann. Gott

hat zu wiederholten Malen zu uns geredet durch die Propheten. Ihr Wort ist Wahrheit, ihre Verkündigung ist von Gott eingegeben. Zuletzt aber hat er zu uns geredet durch seinen Sohn. Er ist der Inbegriff der Wahrheit. Er kann von sich selber sagen: „Ich bin die Wahrheit.“ Und er konnte uns Kunde bringen von Gott, weil er am Herzen des Vaters geruht hat. Das Wort ist Fleisch geworden. „Durch Jesus Christus kam die Wahrheit“, schreibt Johannes in seinem Evangelium. Er, der eingeborene Sohn, der am Herzen des Vaters geruht hat, er hat uns geoffenbart. Und dem Nikodemus, der ihn des Nachts besuchte, sagt unser Heiland: „Ich sage dir: Wir reden, was wir wissen und tun kund, was wir gesehen haben.“ Es gibt eine Offenbarung durch den Sohn Gottes, der unter uns erschienen ist. Auf eine solche Offenbarung kann der Mensch nur antworten mit der vorbehaltlosen Hingabe des Glaubens.

Den Weg der Offenbarung gehen wir an der Hand der Kirche. Meine lieben Freunde, wenn die Kirche nicht wäre, wäre die Offenbarung längst verfälscht, nach den Gelüsten der Menschen gemodelt, wäre sie längst mit Irrtum vermischt worden. Nein, dass trotz der menschlichen Irrtumsfähigkeit die Wahrheit erhalten bleibt, das besorgt durch Gottes Heiligen Geist die Kirche. Durch die heilige Kirche halten wir an der Wahrheit fest. Dieser Geist erinnert uns an alles, was Jesus gesagt und gelehrt hat. Paulus kann mit Recht sagen: „Ich weiß, wem ich geglaubt habe.“

Glaube und Wissen sind keine Gegensätze, denn sie stammen beide aus dem Vater des Lichtes. Es sind zwei Wege, die zur Wahrheit führen, die menschliche Wissenschaft mit der Leuchte des Verstandes, die göttliche Wissenschaft mit dem Licht der Offenbarung. Kirche und Verstand haben beide denselben Ausgangspunkt und dasselbe Ziel, denn ihr Ausgangspunkt ist Gott und ihr Ziel ist Gott. Es ist unmöglich, dass zwischen Wissen und Glauben ein Widerspruch entstehen könnte. Wenn sich irgendwo Glaube und Wissen stoßen, dann kann das zwei Ursachen haben, entweder weil die Kirche ihre Schranken überschritten hat oder weil die Wissenschaft ihre Grenzen nicht eingehalten hat. Scheinbarer Widerstreit zeigt sich immer nur dann, wenn etwas als geoffenbarte Wahrheit ausgegeben wird, was keine solche ist, oder wenn etwas als sichere Wissenschaft hingestellt wird, was keine solche ist. Der christliche Glaube ist nicht blind. Die Rede vom blinden Glauben ist keine katholische Aussage. Unser Heiliger Vater wird nicht müde, die Notwendigkeit der Vernunft für den Glauben aufzuzeigen. Immer wieder kommt er darauf zu sprechen, dass sich Glaube und Vernunft ergänzen. Er wird nicht müde, die Zusammengehörigkeit von Glaube und Wissen hervorzuheben. Wir müssen das Erforschbare, auch im Glauben, zu erforschen suchen. Wir dürfen nicht vorzeitig die Geistestätigkeit, die Verstandestätigkeit einstellen.

Einer der Vorgänger des Heiligen Vaters, nämlich der Apostel Petrus, hat das schon in seinem ersten Briefe geschrieben: „Seid allezeit zur Verantwortung bereit einem jeden gegenüber, der von euch Rechenschaft über eure Hoffnung fordert.“ Wir sollen in der Lage sein, denen, die uns Fragen stellen, denen, die uns verspotten, Antwort zu geben, begründete Antwort, so dass sie auch zum Glauben finden können. Der Glaube bewahrt den Verstand vor Irrtümern und vervollkommnet ihn mit reichen Erkenntnissen. Als Papst Pius XII. noch Nuntius in Berlin war, unterhielt er sich einmal mit Albert Einstein, dem Begründer der Relativitätstheorie. „Ich achte die Religion“, sagte Einstein, „aber ich glaube an die Mathematik. Und bei Ihnen, Eminenz, wird es umgekehrt sein.“ Pacelli antwortete: „Sie irren. Religion und Mathematik sind für mich nur verschiedene Austragsformen derselben göttlichen Exaktheit.“ Einstein war erstaunt: „Aber wenn die mathematische Forschung nun eines Tages ergäbe, dass gewisse Erkenntnisse der Wissenschaft denen der Religion widersprechen?“ Pacelli antwortete lächelnd: „Ich schätze die Mathematik so hoch, dass Sie, Professor, in diesem Falle nicht aufhören würden, nach dem Rechenfehler zu suchen.“

Es ist keine Mauer aufzurichten zwischen dem religiösen und dem wissenschaftlichen Leben. Wir brauchen Gott nicht zu vergessen, wenn wir in die Lehrsäle gehen. Das Evangelium stützt die Vernunft, die Vernunft verneint das Evangelium nur, wenn sie sich selber untreu wird. Der große Münchener Physiker und Nobelpreisträger Werner Heisenberg hat einmal gesagt: „Der erste Trunk aus dem Becher der Wissenschaft macht atheistisch, aber auf dem Grund des Bechers wartet Gott.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Staatslehre der katholischen Kirche

08.02.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Staat ist eine Herrschaftsordnung, durch die ein Volk auf abgegrenztem Gebiet durch hoheitliche Gewalt zur Wahrung gemeinsamer Güter verbunden wird. Die Kirche hat auch ein Evangelium für den Staat. Sie hat eine eigene Staatslehre ausgebildet, über die wir uns heute Gedanken machen wollen. Wir wollen drei Fragen stellen und sie zu beantworten versuchen, nämlich

1. Was lehrt die Kirche über den Staat?
2. Was gibt die Kirche dem Staat?
3. Was erwartet sie vom Staat?

Die Lehre der Kirche vom Staat hob an im Neuen Testament. Da wurde nämlich Jesus von den Juden die verfängliche Frage gestellt: „Meister, ist es erlaubt, dem Kaiser Steuer zu zahlen?“ Verfänglich deswegen: Wenn Jesus sagte: „Ja“, dann schien er die römische Knechtschaft über das jüdische Volk anzuerkennen. Wenn er sagte: „Nein“, konnten sie ihn bei der römischen Macht verklagen. Der Herr durchschaute ihre Arglist und sagte: „Zeigt mir die Steuermünze! Wessen Bild und Aufschrift ist es?“ Sie antworteten: „Des Kaisers.“ Der Herr folgert daraus: Wenn ihr im römischen Reiche lebt, wenn ihr seine Vorteile in Anspruch nehmt, z.B. das Geldwesen, dann müßt ihr auch die Pflichten erfüllen. Gebt also dem Kaiser, was des Kaisers ist. Selbstverständlich auch: Gebt dem Tempel, was dem Tempel gehört, gebt Gott, was Gottes ist.

Die Urkirche hatte es nicht leicht, denn sie wurde 300 Jahre, wenn auch mit Unterbrechungen, verfolgt. Und was hat die Urkirche über den Staat gelehrt? Paulus schreibt an die Gemeinde in Rom, die ja unmittelbar unter der Unterdrückung des römischen Staates leben mußte: „Jeder sei der obrigkeitlichen Gewalt untertan; denn es gibt keine Gewalt, die nicht von Gott stammt. Wer sich demnach gegen die Gewalt auflehnt, ist ein Aufrührer gegen die Anordnung Gottes. Der Aufrührer aber zieht sich das Strafgericht Gottes zu.“ Das schrieb Paulus, als in Rom Nero regierte! Diese Grundlehre ist dann von der Kirche durch ihre großen Theologen entfaltet worden, durch Augustinus, durch Thomas. Sie hat alle die falschen Staatsauffassungen abgelehnt, der Staat sei nur ein Notbehelf oder der Staat beruhe auf einem Gesellschaftsvertrag oder der Staat sei überflüssig. Nein, die Kirche lehrt: Der Staat ist Gottes Anordnung. Der Mensch ist zur Gemeinschaft berufen, er hat den Trieb zur Geselligkeit, er hat auch die Schwäche, die nach Hilfe ruft. Und deswegen muss eine Zusammenfassung des Volkes im Staat erfolgen. Es ist notwendig, dass die Gemeinschaft durch eine staatliche Gewalt zusammengehalten wird. Nicht die Nützlichkeit allein oder das Diesseits erklären den Staat, begründen seine Autorität. Nein, der Ursprung des Staates ist in Gott, dem Schöpfer und Ziel aller Dinge.

Aber freilich, man darf den Staatsbegriff auch nicht überspannen. Es gibt kein ausschließliches Recht des Staates über die Bürger. In der Zeit des Dritten Reiches haben wir gelernt: „Du bist nichts, dein Volk ist alles.“ Nicht ganz. So stimmt es nicht. Nein, der Mensch besitzt auch eine Selbständigkeit, einen Eigenstand, ein eigenes Wesen, einen eigenen Wert, denn er ist von Gott als Einzelwesen geschaffen und zur Ewigkeit berufen. Die Selbständigkeit des Einzelmenschen darf auch vom Staate nicht angetastet werden. Der Mensch ist berufen, durch sein eigenes Bemühen sein Heil zu wirken.

Der Staat hat seinen Stand unter Gottes Gesetz. Gott hat nicht nur den Sternen ihre Bahnen angeordnet, und er hat nicht nur dem Einzelmenschen seine Gebote gegeben, sondern auch der Staat steht unter den Geboten Gottes. Er steht unter den Geboten des Naturrechtes, und das Naturrecht hat seinen Ursprung in Gott, dem Schöpfer der Natur. Der Staat wie der Einzelne steht vor Gott, ist ihm verantwortlich. Er ist gebunden an Gerechtigkeit und Recht. Seine eigenen Gesetze sind eigent-

lich nur Anwendungen der Urrechte, die Gott ihm zugesprochen hat. Wenn er Gesetze erläßt, dann ist er verpflichtet, sich an das Naturrecht zu halten. Also beispielsweise was die Familie angeht, was die Ehe betrifft. Die Familie mit ihrem Recht ist dem Staat vorgegeben und nicht bloß aufgegeben.

Der Staat ist souverän. Das ist eine richtige Aussage. Souverän heißt: Der Staat hat keine irdische Gewalt über sich. Er ist der Höchste in seinem eigenen Bereich. Die Souveränität hat Gott ihm gegeben. Das Recht des Staates, souverän zu entscheiden, stammt von Gott. Aber nicht die Staatsform. Die Staatsform dürfen die Menschen bestimmen. Es gibt keine von Gott verpflichtend vorgeschriebene Staatsform. Die Kirche und ihre Lehre sind nicht auf eine bestimmte Staatsform festgelegt. Die parlamentarische Demokratie ist kein Dogma. Wenn die Gerechtigkeit nicht verletzt wird, ist den Völkern die Wahl der Regierungsform überlassen. Es kann durchaus sein, dass manche Völker der Ansicht sind: Für uns paßt die parlamentarische Demokratie nicht. Es ist ein Irrtum zu meinen, die Übertragung der Macht an eine gewählte Mehrheit könne die Gefahr von Unrecht und Gewalt bannen. Nein, meine Freunde, Mehrheiten können genauso diktatorisch sein wie ein einzelner Despot. Schauen Sie nach Berlin! Der rot-rote Senat weigert sich, den Religionsunterricht als ordentliches Lehrfach zuzulassen. Er weigert sich. Wenn sich aber ein Volk für eine bestimmte Staatsform entschieden hat, muss man sich ihr unterordnen. Eine Grenze gibt es nur da, wo die Gesetze des Staates gegen Gottes Gesetze verstoßen. Wo die Gesetze eines Staates mit den Geboten Gottes in Widerspruch stehen, da gilt der Satz: Gottesrecht bricht Staatsrecht.

Welches sind nun vom Naturrecht die Aufgaben des Staates? Nun erstens, er soll für Recht und Gerechtigkeit sorgen. Es muss also jedem das Seine geschehen. Die Erdengüter müssen richtig und gerecht verteilt werden, so dass jeder zu leben hat. Es darf keine Bürger zweiter Klasse geben. Mein Großvater hat noch das Kaiserreich erlebt, und er sagte mir eines Tages: „Junge, im Kaiserreich fing der Mensch erst beim Reserveoffizier an.“ Etwas übertrieben, aber nicht viel. Etwas übertrieben, aber nicht viel. In der Zeit des Kaiserreiches konnte man in einer satirischen Zeitschrift einmal ein Bild sehen. Da stand ein Leutnant vor einem gemeinen Soldaten und fragte ihn: „Wo gehst du hin?“ „Ich gehe zum Speisen.“ Da belehrte ihn der Leutnant: „Merke dir, Majestät, der Kaiser, speist, ich esse und du frißt.“ Noch schlimmer war es im Dritten Reich. In der Zeit des Nationalsozialismus war der Katholik von vorneherein verdächtig, ein Bürger zweiter Klasse. Vor 40 Jahren traf ich einmal einen Rechtsprofessor aus Bonn namens Hermann Josef Conrad. Wir kamen ins Gespräch. Ich sagte: „Ich habe einmal eine Doktorarbeit aus dem Jahre 1934 in der Hand gehabt von einem Hermann Conrad.“ Da sagte er: „Das bin ich auch. Aber ich habe damals das „Josef“ weggelassen, weil ein gläubiger Katholik von vorneherein keine Aussicht hatte, die akademische Laufbahn mit Erfolg zu beschreiten.“ Der Staat ist zur Gerechtigkeit gegenüber allen seinen Staatsbürgern verpflichtet. Aber vergessen Sie nie, meine Freunde: In Deutschland ist das Vorurteil gegen die katholischen Christen unausrottbar.

Die zweite Aufgabe des Staates ist bezeichnet mit dem Wort Kulturstaat. Jeder einzelne muss durch den Staat die Möglichkeit erhalten, eine Kulturleistung zu erbringen. Es müssen Schulen bereitgestellt werden, es muss die Geistigkeit gepflegt werden, es müssen aber auch Wissenschaft und Kunst gefördert werden. Die öffentliche Sittlichkeit muß hochgehalten werden. Der Staat muss dafür sorgen, dass die Atmosphäre nicht vergiftet wird, dass die sittliche Verseuchung des Volkes nicht um sich greift. Wir alle wissen, dass die Bundesrepublik Deutschland gegenüber dieser Aufgabe versagt. In unserem Staate vollzieht sich seit Jahrzehnten ein beispielloser sittlicher Niedergang. Ein großer Teil der Jugend ist geradezu verwahrlost. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich behaupte: Unser Staat versagt vor der Aufgabe, die Sittlichkeit zu schützen.

Die dritte Aufgabe des Staates ist, das materielle Wohlergehen der Bürger auf seine Weise zu besorgen, also gesunde Lebensverhältnisse zu schaffen, Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten, das Verkehrswesen, die Post, Straßen und Bahnen, also kurz gesagt: das Gesamtwohl des Volkes zu befördern. Das ist die katholische Staatslehre.

Die zweite Frage lautet: Was gibt die Kirche dem Staat? An erster Stelle gibt sie ihm die besten Bürger, die es überhaupt gibt. Es gibt keinen besseren Bürger als den gläubigen, praktizierenden Christen. Der Christ ist immer ein pflichtbewußter Bürger gewesen. Er betet nicht nur für sich, sondern auch für die Staatslenker. Er ist bereit, in der Notzeit Hilfe zu leisten. Er zahlt seine Steuern. Er bemüht sich nach Kräften, am Gemeinwesen teilzunehmen, wählen zu gehen, in den kommunalen oder



anderen Vertretungen mitzuarbeiten. Katholische Christen sind auch immer zufriedene Untertanen gewesen. Sie sind nicht ständig unruhig und gierig, nicht mißmutig und verdrossen. Sie stellen nicht laufend höhere Forderungen an den Staat. Katholische Christen sind regelmäßig bescheiden und genügsam. Ja, das ist unser gläubiges Volk, von dem ich so angetan bin, das ich liebe und für das ich arbeite. Das ist unser gläubiges Volk. Katholische Christen wissen, dass das irdische Leben nicht endgültig ist, dass es Vorbereitung für das ewige Leben ist. So sehen sie im Besitzen und Genießen nicht das höchste Gut. Katholische Christen sind auch dienstwillig. Die Arbeit für andere ist ihnen ein Bedürfnis, eine Pflicht. Sie wissen sich dem höchsten Herrn zur Rechenschaft verpflichtet. Sie haben ein Gespür für Verantwortung. Ich habe meine ersten Jahre in der ostdeutschen Diaspora als Priester zugebracht. Mir ist immer aufgefallen, dass in den Krankenhäusern die meisten Krankenschwestern katholisch waren, obwohl die Katholiken nur etwa 6 Prozent der Bevölkerung ausmachten. Das will auch etwas heißen.

Zweitens: Die Kirche stützt die Staatsautorität. Indem sie sie im Willen Gottes verankert, sorgt sie dafür, dass diese Autorität respektiert wird. Die Kirche stützt die Staatsautorität. Der heilige Petrus, der erste Papst, mahnt: „Seid untertan aller menschlichen Ordnung um Gottes willen. Seid untertan aller menschlichen Ordnung um Gottes willen. Sei es dem König als dem obersten Herrn, sei es den Statthaltern, die von ihm gesandt sind.“ Wenn es besser werden soll im Staate, dann müssen wir bessere Menschen schaffen.

Die dritte Frage lautet: Was erwartet die Kirche vom Staat? Nun, sie erwartet an erster Stelle die Anerkennung ihrer Selbständigkeit. Die Kirche ist eine vollkommene Gesellschaft. Das heißt: Sie ist von Gott mit allen Mitteln ausgestattet, um ihr Ziel zu erreichen, um ihr Werk zu vollbringen. Sie ist kein Teil des Staates, sie ist auch keine Dienerin des Staates. Sie steht nicht unter dem Staat, sie steht ihm gegenüber.

Zu allen Zeiten der Kirchengeschichte hat es Versuche gegeben, die Kirche dem Staat dienstbar zu machen. Denken Sie an die Kirche in Byzanz. Die Kaiser in Byzanz haben den sogenannten Cäsaropapismus begründet, d.h. sie wollten gleichzeitig Kaiser und Papst sein. Diesem Cäsaropapismus hat die katholische Kirche sich niemals gebeugt. Deswegen ihre Kämpfe im Mittelalter mit den deutschen Kaisern. Denken Sie an Heinrich IV. Er wollte alle Bischofsstühle und alle Abtsstühle besetzen mit seinen Kreaturen. Er achtete nicht auf Würdigkeit und Frömmigkeit, sondern darauf, dass sie tapfere Kriegsmänner waren. Man kann sich denken, was für Kerle von ihm auf die Bischofsstühle gesetzt wurden. Dagegen haben sich die Päpste, vor allem Gregor VII., entschieden gewandt. Anders die nichtkatholischen Religionsgemeinschaften. Die protestantischen Religionsgemeinschaften waren stets willige Lakaien der Landesherrn, ihrer „Oberbischöfe“. Die russische Kirche war immer eine Dienerin des Staates. Sie hat den Zaren gedient, den Bolschewiken, und sie dient jetzt dem Putin und dem Medwedjew. Sie ist nichts anderes als der verlängerte Arm der russischen Politik. Das muss einmal ausgesprochen werden. Und der Staat gibt ihr Privilegien im Zigarettenhandel und im Alkoholhandel. Das sind Tatsachen.

Die Kirche, unsere Kirche wehrt sich dagegen, die Gläubigen, das Volk Gottes, in den Dienst des Staatszweckes zu stellen, die Kirche zum verlängerten Arm des Staates zu machen. Den Versuch hat es immer wieder gegeben – in Frankreich unter dem König genauso wie unter der Französischen Revolution. Die Französische Revolution hat der Kirche bekanntlich das ganze Eigentum genommen und sich zur Besoldung – zur Besoldung! – der Geistlichen verpflichtet. Und als die Geistlichen nicht taten, was sie wollte, hat sie ihnen die Besoldung entzogen. Wehe, wenn die Kirche vom Staat abhängig wird! Dann muss sie so tanzen, wie der Staat pfeift.

Kirche und Staat sind unterschieden, können nicht in eins gesetzt werden. Sie sind unterschieden, aber sollen einträchtig zusammenarbeiten, denn es sind dieselben Menschen, die ihnen anvertraut sind. Also ist die Eintracht zwischen Kirche und Staat erwünscht. Darüber hinaus hat die Kirche einen Öffentlichkeitsauftrag, wie man das heute nennt, einen Öffentlichkeitsauftrag. Das heißt: Sie hat dem Staat die Gebote Gottes vorzuhalten. Sie muss den Staat an seine Aufgabe, die er vor Gott hat, erinnern. Sie muss ihn erinnern, dass er an Rechte gebunden ist, die er nicht erfindet, sondern die er vorfindet. Der Staat muss dem Evangelium die Wege ebnen. Er muss die Gottlosigkeit bannen, und auch die Staatslenker müssen ihre Knie vor Gott beugen. Es ist ein Frevel, wenn Staaten sich verhalten, als

ob es keinen Gott gäbe. Die Oberherrlichkeit Gottes gilt auch für den Staat. Die Sorge für die Religion ist nach Aristoteles die erste Aufgabe des Staates. Man täusche sich nicht, meine lieben Freunde. Der religionslose Staat wird, wenn er sich auswirkt, notwendig zum sittenlosen Staat. Wo die Zehn Gebote nichts mehr gelten, da werden zehntausend Staatsgesetze keine Rechtsordnung begründen.

Die Kirche ist auch der Anwalt der Menschen, wenn der Staat sich Übergriffe leistet. Der Staat ist irrtumsfähig, und die Kirche hat die heilige Aufgabe, ihm zu sagen: Es ist dir nicht erlaubt! Und sie hat es getan. Es ist ganz unwahr, wenn behauptet wird, die Kirche habe in der Zeit des Nationalsozialismus geschwiegen oder der Papst habe geschwiegen. Die Kirche hat geredet, deutlich; ich habe die Zeit miterlebt, bewußt, und ich kann es bezeugen: Die Kirche hat nicht geschwiegen! Sie ist dem Staat entgegengetreten mit seinem Unrecht. Die Kirche hat das Recht und die Freiheit, für Leib und Leben, für Ehre und Gewissen der Untertanen einzutreten, damit sie nicht dem Staat, dem entarteten Staat, dem „kältesten aller Ungeheuer“, wie Friedrich Nietzsche sagt, ausgeliefert sind.

Der demokratische Staat ist in gewisser Hinsicht ebenso gefährdet wie der autoritäre Staat. Wieso? Bei ihm hängt alles ab von Wahlen und Mehrheiten. Da wird man gewählt, wenn man den Menschen viel verspricht und wenn man den Gegner verteufelt. Das ist die Weise, wie man Wahlen gewinnen muss. Die Regierungen und die Parteien sind darum ständig in Gefahr, das zu tun, was eingängig, beliebt und leicht ist, und nicht das, was notwendig, aber schwer ist. So kommt es, wie wir es ja erlebt haben, zum Abbau aller Gesetze, welche die Sittlichkeit schützen sollen. Die Menschen wollen eben diese Gesetze nicht, also schafft man sie ab. Die Kirche mahnt, aber sie wird nicht gehört. So wird der Weg weitergehen. Ich fürchte, es ist der Weg in den Abgrund.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Kirche, mit dem Volk verbunden

15.02.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Kirche und Volk. Wenn ich dieses Thema nenne, dann schallt mir ein vielgestaltiger Chor entgegen. Das Wort Volk und Volkstum können manche nicht ertragen. Ihr eigenes Ich ist das einzig Wahre und Interessante: Fortschritt, Genuß, Moderne. Das sind ihre Schlagworte, und danach leben sie. „Was habe ich vom Volk?“ so sagen sie. Ihnen genügt die Gesellschaft Gleichgesinnter zu Vergnügen und Geschäft. Sie wissen auch nichts mit der Vergangenheit anzufangen. Was früher war, das interessiert sie nicht. Ja, viele Deutsche glauben sich jetzt dadurch modern zu machen, dass sie das Volk als Spucknapf benutzen.

Was sagt uns die Kirche zu dem Thema „Kirche und Volk“? Zunächst: Was heißt Volk? Volk ist eine Gruppe von Menschen, die eine ideelle Einheit bilden, die durch Geschichte, Sprache, Kultur und vielleicht auch manchmal Religion zu einer Einheit zusammengeschlossen werden, die also durch Blut und Umwelt, durch Sprache und Kultur, Schicksal und Aufgabe verbunden werden, die bilden das Volk. Und dieses Volk zu lieben, ist eine heilige Pflicht, ist Pietät, ist Auftrag Gottes. Die Liebe zum eigenen Volk ist eine sittliche Pflicht, und zwar Liebe in Gesinnung und Tat. Wir sollen unser Volk durch unser Verhalten lieben, ihm Ehre machen. Wir sollen uns zu unserem Volk bekennen. Ich kann die Rede nicht mehr hören: „Ich schäme mich für unser Volk.“ Ich kann sie nicht mehr hören! Schämen kann ich mich nur für mich selbst und für meine eigenen Untaten und Missetaten, aber nicht für die Untaten und Missetaten anderer. Was Einzelne oder viele getan haben, das ist nicht das deutsche Volk. Es gibt keine Kollektivschuld.

Der menschgewordene Gottessohn hat uns das beste Beispiel für die Liebe zum Volk gegeben. Er spricht die Sprache seines Volkes, das Aramäische. Er versteht es, die Umwelt und die Beschäftigung seiner Zuhörer in seine Reden hineinzunehmen. Er beschränkt seine Wirksamkeit nur auf dieses Volk. „Ich bin nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt“, so weist er die fremde Frau ab. Und was soll ich sagen, als er auf den Halden vor Jerusalem saß mit seinen Jüngern am Palmsonntag und hinunterschaute auf die Stadt, die in der Abendsonne vor ihm lag, da war der Tempel, der vor Marmor und Gold glänzte, da waren die Paläste, da waren die vielen Häuser. Aber der Heiland legte die Hand vor seine Augen und weinte. Er weinte über sein Volk: „Ach, wenn du es doch erkannt hättest, was dir zum Frieden dient! Jetzt aber ist es verborgen vor deinen Augen. Deine Feinde werden kommen, dich mit einem Wall umgeben, sie werden von allen Seiten dich bedrängen, sie werden deine Kinder zu Boden schmettern und keinen Stein auf dem anderen lassen.“ So sehr liebte Jesus sein Volk, dass er über es weinte.

Und Paulus war ein Jude durch und durch. Er leidet unter der Verblendung seines Volkes. „Groß ist meine Trauer“, schreibt er im Römerbrief, „unaufhörlich der Kummer meines Herzens. Gern wollte ich selber mit dem Fluch beladen sein, fern von Christus statt meiner Brüder, meiner Stammesgenossen.“ Er redet nicht einer Aufgabe der völkischen Eigenart das Wort, sondern jeder soll so leben, wie er geboren ist. „Der Jude soll sich als Jude bekennen, er soll es nicht verbergen, und der Heide soll Heide bleiben insofern, als er nicht beschnitten werden soll.“ Das schreibt er an die Korinther in dieses Völkermischmasch, in diese Hafenstadt. Dankbar das Überkommene pflegen, es sorgsam weitergeben, das ist Gottes Wille, so denkt Paulus.

Die Kirche hat das Volk und die völkische Eigenart immer geschützt und gepflegt. Im Jahre 1215, meine lieben Freunde, im Jahre 1215 hat das IV. Laterankonzil verordnet, dass jedem Volk der Glaube in seiner Sprache nahegebracht werde. Die Bischöfe sollen darauf achten, dass den verschiedenen

Stämmen in ihrer Sprache gepredigt wird. Schutz völkischer Minderheiten in fremden Staaten, Recht auf Muttersprache und Sitte, dafür setzt sich die Kirche im Rahmen des Naturgesetzes ein. Volk und Volkstum stehen bei ihr in hohem Ansehen. Katholisch sein und seinem Volke in Treue ergeben sein, das ist kein Gegensatz, sondern heilige Pflicht. In meiner Heimat, im Erzbistum Breslau, gab es in Oberschlesien Gemeinden, in denen die Bevölkerung auch polnisch sprach. Der Bischof von Breslau hat immer dafür gesorgt, auch in der Verfolgungszeit des Dritten Reiches, dass diesen Menschen das Evangelium auch in polnischer Sprache gelehrt wurde. Als im Jahre 1939 Tausende, Abertausende polnische Kriegsgefangene und Zivilarbeiter nach Deutschland kamen, wurde den katholischen Priestern verboten, Seelsorge an ihn auszuüben. Die Priester haben sich an dieses Verbot nicht gehalten. Viele haben diese Übertretung mit Haft bezahlen müssen, auch in der Diözese Mainz. Der Pfarrer von Alzey namens Nau wanderte ins Gefängnis, weil er den Polen die Beichte abnahm.

Was tut die Kirche für das Volk? O sehr viel, meine lieben Freunde. Sie lehrt das Volk die heiligen Gesetze Gottes, sie lehrt das Volk Verantwortung für das kommende Geschlecht. Wo im Lichte des katholischen Glaubens das Leben verstanden wird, wo das Gewissen geschärft wird, wo das Kreuz anerkannt wird, da ist auch der Wille zum Kind, da stirbt ein Volk nicht. Es war immer der Ruhm des katholischen Volksteils, dass sein Kinderreichtum größer war als bei den Nichtkatholiken. Es war so, meine lieben Freunde, aber es ist nicht mehr so! Wenn es heute nicht mehr so ist, dann ist das eine Schande und ein verräterisches Zeichen, wie sehr das katholische Volk sich der Umwelt angepaßt hat. Heute haben die nichtkatholischen Schweden mehr Kinder als das katholische Italien und als das katholische Spanien.

Das Volk wächst geistig auch aus seiner Umwelt. Wer da den Einfluß der Kirche schildern wollte, der müßte auf ihre Tätigkeit im sozialen Bereich hinweisen, auf ihre Kulturarbeit, Pflege der Sprache. In welcher Sprache haben denn unsere Vorfahren von Christus gehört? Ja, in der deutschen Sprache, in der altdutschen oder mitteldeutschen Sprache, den Heliand, den sie in der sächsischen Sprache gelesen haben, oder die Evangelien von Otfried, die Dichtungen Notkers. Es ist eine Legende, dass erst Luther die Heilige Schrift den Deutschen zugänglich gemacht habe. Man rechnet mit einem Bestand von 3.600 Handschriften deutschsprachiger Bibeln vor Luther, 3.600 Handschriften deutschsprachiger Bibeln vor Luther. Und die Druckwerke nehmen es auch damit auf. Von 1466, wo die Buchdruckerkunst erfunden wurde, bis 1521 gab es 14 hochdeutsche und 4 niederdeutsche Bibeln, 14 hochdeutsche Drucke, 4 niederdeutsche Drucke, außerdem zahlreiche Drucke von einzelnen Büchern. Man soll aufhören mit dem Märchen, dass erst Luther dem deutschen Volke die Bibel gegeben habe.

Freilich muss ein Volk auch in der Notzeit zusammenhalten. Es muss eine innere Verbindung bestehen, und die Solidarität muss sich in der Notzeit zeigen. Immer wider hat es in solchen Zeiten des Druckes und der Not Hunderttausende, Millionen gegeben, die sich bewährt haben. Es ist nicht wahr, dass unser Volk in der Notzeit versagt habe. Hunderttausende haben den durch Bombenkrieg um ihre Heimat, um ihr Heim gebrachten Menschen ein Asyl geboten. Nicht alle. Es gab auch unrühmliche Ausnahmen. In Garmisch lebte ein Mann, den Sie alle kennen, der Komponist Richard Strauss. Er hatte in Garmisch eine Villa mit 19 Zimmern. Richard Strauss weigerte sich, auch nur einen Ausgebombten aufzunehmen. Er war vom katholischen Glauben abgefallen, das sei nur dazugesagt. In Notzeiten lehrt die Kirche die Menschen das Dulden, das Helfen, die Nächstenliebe. Sie lehrt in dem Volksgenossen den Menschenbruder erkennen, den Bruder auch in Christus, und das überwindet die Not.

Aber das Volkstum gibt auch der Kirche etwas. Das Christentum ist so reich, die Offenbarung ist so unerschöpflich, dass es gewissermaßen aller Stämme auf dieser Erde bedarf, um die letzten Feinheiten aus dieser Fülle herauszuarbeiten. Wir brauchen die Slawen, wir brauchen die Neger, wir brauchen die Indianer, wir brauchen die Völker Europas und Asiens, wir brauchen alle, damit der Reichtum der Offenbarung zutage gefördert wird. Auch unser Volk hat der Offenbarung etwas zu geben. Unser Volk hat viel dazu getan, um die Offenbarung, um das Christentum zu erschließen. Die mittelalterliche Mystik, die Kunst des Mittelalters, das fromme deutsche Gemüt hat der Kirche viel gegeben. Welches Volk hat Kirchenlieder von solcher Fülle und Innigkeit wie unser deutsches Volk? Deutsche Tatkraft hat mehr als einmal in schwerster Zeit das Papsttum frei gemacht von unwürdigen Fesseln. Die deutschen Päpste waren immer eine Zierde auf dem Stuhl Petri. Deutsche Missionare haben das Chri-

stentum hinausgetragen in die weiten Afrikas, Asiens und Amerikas. Es war ein schwerer Schlag, der die Kirche traf, als die unselige Glaubensspaltung einen großen Teil des Volkes losriß von der Kirche. Kein Freund des Christentums war es, nämlich Friedrich Nietzsche, der einmal gesagt hat: „Wenn man nicht fertig wird mit dem Christentum, die Deutschen werden daran schuld sein.“ O wie richtig! Wenn man nicht fertig wird mit dem Christentum, die Deutschen werden daran schuld sein.

Aber die Kirche sieht freilich auch die Schwächen. Sie kann ja vergleichen zwischen den verschiedenen Völkern, und sie sieht die Stärken und die Schwächen eines jeden Volkes. Sie weiß auch, zu welcher Höhe die Völker geführt werden sollen. Wir können nicht leugnen, dass es unserem Volk leicht an Klarheit fehlt, dass Leidenschaftlichkeit schnell das ruhige Urteil trübt. Wir wissen um unsere Kritiksucht, um unsere Besserwisseri, die uns das demütige, kindliche Glauben schwer macht. Wir pflegen so sehr das Eigene und Persönliche, dass wir die objektive Wahrheit nur schwer finden und festhalten. Da muss die Kirche uns erziehen und vor Einseitigkeiten bewahren. Wir neigen auch zu Übertreibungen. Das Zweite Vatikanische Konzil hat die Errichtung von Initiativkreisen, von unternehmerischen Gruppen, von missionarischen Verbindungen angeregt. Was hat man in Deutschland daraus gemacht? Das ebenso lächerliche wie gefährliche, anmaßende und aufmüpfige Rätssystem, eine Bürokratie mit Sitzungen und Protokollen, eine andere Hierarchie, die neben die Hierarchie göttlichen Rechtes tritt. Das Zweite Vatikanische Konzil hat in der Liturgiekonstitution Art. 36 § 1 gelehrt: „Der Gebrauch – der Gebrauch! der Gebrauch! – der lateinischen Sprache ist in den lateinischen Riten beizubehalten.“ Das ist ein Jussiv, ein Befehlswort. Was haben die Deutschen daraus gemacht? Der Gebrauch der lateinischen Sprache muss verschwinden, und er ist verschwunden.

Unsere deutschen Denker haben oft unserem Volke einen Spiegel vorgehalten. Friedrich Nietzsche hat einmal geschrieben: „Der Deutsche versteht sich auf die Schleichwege zum Chaos.“ Wie richtig! Und Goethe: „Die Deutschen gehen jeder seinem Kopfe nach, jeder sucht sich selbst genugzutun, er fragt nicht nach dem anderen.“ Wie richtig! Und Görres: „Immer haben die Deutschen mehr Erbitterung gegeneinander als gegen den wahren Feind gezeigt.“ Wie richtig! Der Geist der Zwietracht ist in unserem Volke wahrhaftig zu Hause. Der deutsche Papst wird seit Wochen von allen Seiten angegriffen, beschimpft, verdächtigt, verunglimpft. Aber die deutschen Katholiken stellen sich nicht wie ein Mann hinter ihn, sondern ein Teil fällt ihm in den Rücken, heult mit den Wölfen. Dabei tun sich die Räte unrühmlich hervor. Und die Herren Bischöfe? Ein Teil von ihnen distanziert sich vom Papst, kritisiert den Papst, läßt ihn im Regen stehen. Das ist die deutsche Zwietracht!

Die Kirche tritt auch jeder Vergötzung des eigenen Volkes entgegen, jeder Überheblichkeit, die man mit dem Fremdwort Chauvinismus zusammenfaßt. Es ist doch so, dass alle Völker ihre spezifischen Begabungen haben, dass man von jedem Volke etwas lernen kann, dass sich Stärken und Schwächen eines jeden Volkes durch Lernen von anderen Völkern ausgleichen lassen. Wir können von Franzosen und von Italienern manches uns aneignen. Mir sagte einmal ein Kellner, ein Kellner in Mainz, der weit herumgekommen war: „Wenn ich in Sizilien auf der Straße umkippe, da strömen die Menschen herbei, um mich zu retten. In Deutschland gehen sie vorbei.“ So sagte mir ein deutscher Kellner.

Es muss eine Gemeinschaft zwischen den Völkern sein, ein Verstehen, eine Achtung. Die Kirche Christi pflegt diesen Geist, schon deswegen; weil sie ein gemeinsames Oberhaupt hat. Polnische Bischöfe, italienische Bischöfe haben sich demonstrativ hinter unseren Heiligen Vater gestellt. Es sei ihnen gedankt.

Wir haben aber auch ein Gnadenleben, das in allen der Kirche Zugehörigen lebt und das sie miteinander verbindet. Im Geiste der Verbundenheit haben die europäischen Völker sich dem Islam entgegengestemmt und ihn ferngehalten. Was wäre aus Europa geworden, wenn der Islam es überannt hätte? Nur die Reichsidee und die gemeinsame Abwehripflicht haben jahrhundertlang den Erbfeind Europas ferngehalten. Aber die Reichseinheit zerfiel, als die Reformation die Einheit des Glaubens zerrissen hat. Der Schaden, den die Religionsänderung über unser Volk gebracht hat, kann überhaupt nicht übertrieben werden. Die sogenannte Reformation war ein Verhängnis für unser Vaterland. Der Protestantismus hat das Deutsche Reich ruiniert. Luther ist der Zerstörer der deutschen Reichsnation. Das sage nicht ich, das sagt der Lutherforscher Josef Lortz. Wenn die deutschen Bischöfe heute überlegen, wie sie sich an der Feier des Reformationsjubiläums im Jahre 2017 beteiligen

wollen, so sage ich ihnen: Wir haben da nichts zu feiern! Wir wissen, was aus der Kirchenspaltung kam: der Dreißigjährige Krieg, der Nationalismus, Nationalitätenüberhebung, Nationalitätenstolz, Nationalitätenhaß. Sie taumelten hinein, die Völker, in den Ersten Weltkrieg. Ein furchtbarer Gewaltfrieden wurde geschlossen. Die Demütigung und die Ausplünderung des deutschen Volkes durch den Frieden von Versailles haben die Keime für das Heraufkommen des Nazitums gelegt. Der katholische Politiker Ludwig Kaas hat das richtige Wort geprägt: „Hitler ist nicht in Braunau am Inn, Hitler ist in Versailles geboren.“ Dann kam der Nationalsozialismus mit seiner Gewaltbereitschaft, mit seiner Verachtung anderer Völker, mit seiner Irrlehre von den Herrenmenschen und dem Untermenschen. Die Kirche hat gemahnt und gewarnt, sie hat die Verfolgung Unschuldiger als Unrecht gebrandmarkt, aber sie wurde nicht gehört, sie wurde verdächtigt. Man hat sie als die „überstaatliche Macht“ neben das Judentum und die Freimaurerei gestellt. Überstaatliche Macht, also staatsfeindlich. Die Nazis wollten unser Land mächtig und groß machen. Sie haben es zugrunde gerichtet wie niemand je zuvor. Sie versprachen, unser Volk zur Blüte zu führen, sie haben es in ein namenloses Elend gestürzt. Jetzt ist man dabei, Europa zu bauen. Wir bejahen den Europagedanken, aber wir haben Bedenken, die wir nicht verbergen können: die vielen, die unglaublich vielen Behörden und Beamten, die Kommissare und Abgeordneten, dieser Aufwand von Milliarden Euro, das macht mich skeptisch. Ich halte es für kindlich, Europa nur durch Änderung von Regierungen und Wirtschaftsordnungen und Strukturen bauen zu wollen. Nur eine wirkliche Wandlung der Gesinnung, eine Bekehrung kann Europa schaffen, kann Europa retten. Ich sehe eine solche Wandlung nicht. Ich sehe mit Sorge nach Brüssel und Straßburg. Dort sind dieselben Kräfte und Strömungen am Werke, die wir ja aus unserer Heimat kennen: Parteilust, Parteigeist, Parteigegensatz. Daraus soll ein einiges Europa werden? Die Religion wird ausgegrenzt, der Katholizismus niedergehalten. Woher will das verwaltete Europa seine Grundsätze und seine Grundwerte beziehen, wenn nicht aus der Religion?

Meine lieben Freunde, ein Gelingen der Völker aus ihren Krisen ist nur möglich, wenn sie über Grenzen und Meere sich die Hand reichen und in christlichem Verstehenwollen, im Geiste christlicher Gerechtigkeit und Liebe eine Einheit werden, wenn Christus Herr wird und König im Bunde der Völker.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Das Evangelium der Arbeit

22.02.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Christentum hat auch die Arbeit erlöst. Es gibt ein Evangelium der Arbeit. Im Heidentum ist ein Schwanken zwischen Geringschätzung der Arbeit und Verachtung der Arbeit festzustellen. Das hatte seinen Grund darin, dass die schweren, die körperlichen, die schmutzigen Arbeiten den Sklaven überlassen wurden, und die Sklaven waren eine verachtete Volksklasse. Sie mußten die schweren Arbeiten verrichten, damit die anderen der Muße und dem Müßiggang sich überlassen konnten.

Das Christentum hat die Würde der Arbeit hergestellt. Die christliche Lehre hat die Ehre und die Erhabenheit der Arbeit ins Bewußtsein der Menschen gehoben; denn sie hat Arbeit und Tugend verbunden. Sie hat so der Freiheit der Arbeit, also der Aufhebung der Sklaverei, den Weg bereitet. Wenn einmal die Arbeit eine Würde hat, dann kann sie nicht als verächtliches Geschäft, das nur für Sklaven geeignet ist, gelten. Die Kirche ist so tatsächlich die Urheberin der Aufhebung der Sklaverei geworden. Der Herr selber hat ja Handarbeit verrichtet, jahre-, jahrzehntelang. Und sein Apostel Paulus war ein Intellektueller, aber er hat das Gewerbe des Zeltmachers gelernt, und er hat es ausgeübt. In seinem 2. Brief an die Thessalonicher schreibt er: „Wir haben Tag und Nacht hart und schwer gearbeitet, um keinem von euch zur Last zu fallen. Nicht als ob wir kein Recht dazu hätten, nämlich von euch unterhalten zu werden, sondern um euch ein Beispiel zu geben, dem ihr folgen sollt.“ Paulus hat die Handarbeit nicht verschmäht, sondern sich damit seinen Lebensunterhalt verdient. Die Kirchenväter haben sein Beispiel und seine Lehre aufgenommen, etwa der heilige Augustinus, der ein eigenes Buch über die Arbeit der Mönche geschrieben hat. In diesem Buche spricht er davon, dass die Christen eine große Gemeinschaft bilden, in der jeder einzelne arbeiten muss, nicht nur für sich, sondern auch für die anderen.

Im Mittelalter sind die großen christlichen Ideen von der Arbeit in bewundernswerter Weise verwirklicht worden. Im Mittelalter war jede ehrliche Arbeit angesehen und verbürgte ein entsprechendes Auskommen. Die Arbeit galt als Gottesdienst, und sie wurde als ein sozialer, also für die Gesellschaft geleisteter Dienst, als ein Amt im Dienste Gottes angesehen. Es gab eine vorbildliche Organisation der Arbeiter in den Zünften, in den Bruderschaften. Die Kirche hat stets den Schutz des Arbeiters sich angelegen sein lassen. Daher kommt das Zinsverbot. Im Mittelalter war es den Christen, nicht den Juden, aber den Christen verboten, Zins zu nehmen, weil das Zinsnehmen als arbeitsloses Einkommen galt, und arbeitsloses Einkommen war verpönt. Den Päpsten der beiden letzten Jahrhunderte verdanken wir die großen Enzykliken, Rundschreiben über die Arbeit. Im Jahre 1891 bahnbrechend – bahnbrechend! – das große Evangelium der Arbeit von Papst Leo XIII., „Rerum Novarum“, ein Dokument von überragender Weisheit. Ich kann mich erinnern, wie ich als Knabe in der Zeit des Dritten Reiches mir diese Enzyklika besorgt habe und besorgen konnte; sie war tatsächlich noch zu haben. Dann kam die große Enzyklika „Quadragesimo Anno“ von Pius XI. im Jahre 1931 und schließlich die Enzyklika „Mater et Magistra“ von Johannes XXIII. im Jahre 1961. Es gibt eine christliche, eine katholische Soziallehre, die auf drei Prinzipien aufruht: auf dem Personalprinzip, auf dem Subsidiaritätsprinzip und auf dem Solidaritätsprinzip – Personalprinzip, Subsidiaritätsprinzip und Solidaritätsprinzip.

Arbeit ist die mit persönlicher Anstrengung, mit persönlichem Kräfteaufwand verbundene, sozial nützliche Betätigung. Unter Arbeit im wirtschaftlichen Sinne versteht man die Betätigung zum Zwecke der Güterherstellung. Es gibt eine vorethische, eine wirtschaftliche Bedeutung der Arbeit. Jeder mann sieht ein, dass man, um sich zu erhalten, arbeiten muss. Die Pflicht, sich zu erhalten, bedingt die

Pflicht, zu arbeiten, sonst kann man das Leben nicht fristen, sonst kann man die nötigen Bedarfsmittel nicht erwerben. Die Arbeit soll wirtschaftlich sein, d.h. man soll mit dem möglichst geringsten Mittel den größten wirtschaftlichen Erfolg herausholen. Das ist kein unchristliches Prinzip, das Prinzip der Wirtschaftlichkeit.

Die Kirche ist immer eine Feindin des Müßigganges und der Trägheit gewesen. Papst Leo XIII. schreibt in seiner Enzyklika „Rerum Novarum“: „Die Kirche ist inimica inertiae desidiaequ“, eine Feindin der Trägheit und des Müßigganges. Sie sieht vor allem die sittliche Bedeutung der Arbeit. Sie sieht den Wert der Arbeit für die Entwicklung der sittlichen Persönlichkeit. Die Arbeit ist die große Erzieherin der Menschen. Sie führt sie zu Tugenden, die den meisten fremd wären, wenn sie nicht arbeiten würden. Also: Sie erzieht zur Selbstzucht, zur Selbstverleugnung, zur Selbstbescheidung; sie erzieht zur Gewissenhaftigkeit, zur Ordnungsliebe, zur Pünktlichkeit. Die Arbeit erzieht zur Umsicht, zur Energie, zur Beharrlichkeit. Die Arbeit lehrt uns Sparsamkeit, Verantwortungsgefühl, Sinn für Autorität, denn bei der Arbeit muss man sich unterordnen. Vollendet wird die sittliche Betrachtung der Arbeit durch die religiöse. Die religiöse Auffassung der Arbeit lehrt uns die Arbeit als ein Mittel erkennen, das wir nötig haben, um das letzte Ziel zu erreichen. „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“ Das steht in der Heiligen Schrift. Angesichts dieser Bedeutung der Arbeit ist es schwer zu verstehen, dass Menschen die Arbeit fliehen, dass sie die Arbeit verwünschen, dass sie sich der Arbeit entziehen. In den letzten Jahrzehnten hat man beobachten müssen, dass manche, vielleicht viele Menschen ohne durchschlagenden Grund aus der Berufsarbeit frühzeitig, vorzeitig ausscheiden. Sie entziehen sich damit einer Pflicht, die ihnen von Gott und der Gesellschaft auferlegt ist. Sie tragen nicht mehr zum Gemeinwohl bei durch ihre Berufsarbeit, wozu sie doch bestimmt sind.

Die christliche Auffassung wirkt der materialistischen Wertung der Arbeit entgegen. Für den Materialisten ist die Arbeit nur Lohnquelle und Mittel, um sich dem Genuß widmen zu können. Da büßt die Arbeit ihre Würde ein und wird zum erniedrigenden Joch, das man angeblich nur für andere schleppen muss. Da wird die Arbeit zur Ware, die man verkauft an den Arbeitgeber. Nein, Arbeit ist niemals bloße Ware, meine lieben Freunde. Das heißt, ihren unzertrennlichen Zusammenhang mit der Persönlichkeit des Menschen verkennen. Sie ist ein Stück der menschlichen Identität. Sie soll ihm nicht nur den Unterhalt gewähren, sondern sie adelt ihn auch. Es ist tatsächlich ein Adel in der Arbeit.

Manche überschätzen die Handarbeit. Da kann ich Ihnen ein eigenes Erlebnis erzählen. Nach dem Kriege waren in meiner Heimat die Bahnstrecken unbrauchbar gemacht worden durch deutsche Pioniere, die Weichen waren gesprengt, die Brücken zerstört. Der Verkehr lief nicht mehr. Alles, was Hände hatte, mußte antreten zur Arbeit, um die Verkehrswege wieder herzustellen. Auch die Inspektoren und die Sekretäre am Bahnhof mußten arbeiten, mußten mit der Hand arbeiten. Und ein Gleisbauarbeiter, der das ganze Leben nichts anderes getan hatte als Gleise zu bauen, sagte voll höhnischer Genugtuung. „Jetzt müssen die Herren Beamten auch einmal arbeiten.“ Für ihn war also Arbeit nur die Bemühung mit Hacke und Schaufel. Andere Arbeit vermochte er nicht anzuerkennen. Das ist ganz falsch. Es muss Arbeit mit den Händen getan werden, sonst könnte keiner von uns leben. Es muss aber auch Arbeit mit dem Gehirn getan werden, sonst wäre unser Leben nicht lebenswert. Meistens kann nicht derselbe Mensch beides zugleich leisten; deswegen muss eine Arbeitsteilung stattfinden. Auch die Arbeit des Seelsorgers ist notwendig, und sie ist schwere Arbeit. Das zeigt sich z.B. darin, dass die Lebenserwartung der katholischen Priester um 10 Jahre geringer ist als die der evangelischen Geistlichen.

Die christliche Auffassung der Arbeit wehrt der materialistischen Überschätzung der ruhelosen Betriebsamkeit. Die Kirche ist auch für die Erhebung der Seele und für die Arbeitsruhe eingetreten. Welch ein Segen ist der christliche Sonntag! Als die Französische Revolution den Sonntag abschaffte und die Zehn-Tage-Woche einführte, da haben selbst die ungläubigen Arbeiter dagegen protestiert und sich geweigert, dieser obrigkeitlichen Maßnahme nachzukommen. Der Sonntag schlägt die Tore auf zur Erhebung der Seele und zur Erholung.

Die Arbeit ist eine Pflicht. Sie ist ein verpflichtendes Gebot Gottes, und zwar jede mit persönlichem Kräfteaufwand verbundene nützliche Betätigung im sozialen Interesse. In diesem weiteren Sinne ist ein jeder Mensch zur Arbeit verpflichtet. Im Sinne der Berufsarbeit und der Erwerbsarbeit ist auch die Menschheit zur Arbeit gehalten, denn ohne diese Tätigkeiten gibt es keine Erhaltung der men-



schlichen Gesellschaft. Es müssen alle notwendigen und nützlichen Tätigkeiten körperlicher und geistiger Art berufsmäßig besorgt werden. Die Gesellschaft kann ohne sie nicht bestehen.

Auch für den einzelnen ist die Arbeit eine unbedingte Notwendigkeit. Gott hat ihn zur Arbeit geschaffen. Er hat in ihn den Drang, sich zu betätigen, hineingelegt. Er hat zu diesem Zwecke seine Glieder gebildet. Der Träge vereitelt die Bestimmung des Menschen und das Ziel seiner Erschaffung. Die Arbeit ist auch ein Mittel zur sittlichen Selbsteredelung. Ohne die recht getane Arbeit verkümmert die menschliche Persönlichkeit. Vom sozialen Gesichtspunkt aus ist immer das Mitwirken an den Segnungen der Kultur, aber auch an den Aufwand der Arbeit gefordert. Wir haben das Beispiel des Herrn, der selbst gearbeitet hat. Wir haben das Vorbild des Apostels, der den Anspruch auf Unterhalt nicht wahrgenommen hat, um selbst zu arbeiten.

Wir sehen die Arbeit freilich auch als Strafe und Buße, denn die Arbeit ist mühsam. Die Arbeit kann auch erfolglos sein. Die Arbeit kann auch mißlingen. Da sieht man, dass die Arbeit auch Strafe und Buße ist, dass sie Mühsal mit sich bringt und dass sie uns den Schweiß auspreßt. Dennoch bleibt Würde und Segen der Arbeit gewahrt. „Arbeit ist das Zauberwort, Arbeit ist des Glückes Seele“, so hat ein Dichter einmal geschrieben. „Arbeit ist des Friedens Hort, nur die Arbeit kann erretten, nur die Arbeit sprengt die Ketten. Arbeit macht die Völker frei.“

Wir Christen haben noch ein besonderes Motiv für die Arbeit, nämlich wir wissen, dass wir einmal Rechenschaft ablegen müssen über unser Leben. Wir wissen, dass wir dem Herrn auch einmal die Verantwortung zurückgeben müssen, die wir für unseren Körper und für unseren Geist gehabt haben. Wir müssen Rechenschaft ablegen, wie wir unsere Kräfte gebraucht haben, wie wir gearbeitet haben. Der Gedanke an die Ewigkeit macht nicht arbeitsscheu, sondern er macht arbeitsfroh und arbeitswillig. Die Lebensaufgabe des Menschen schließt die Erwerbsarbeit ein. Nur so kann man normalerweise den Lebensunterhalt gewinnen, nur so kann man sich vor dem schädlichen Müßiggang bewahren, nur so kann man die niederen Leidenschaften zügeln, nur so kann man den Verbindlichkeiten, die wir gegenüber anderen haben, nachkommen. Es ist eine beliebte Floskel, die Mönche zu verspotten, dass sie angeblich Faulenzer seien. Eine solche Rede kann nur von denen kommen, die niemals Klöster kennengelernt haben. Auch in den Klöstern wird gearbeitet. Die Ordensleute sind keine Faulenzer. Die Menschen, die das beschauliche Leben gewählt haben, gehen nicht müßig. Sie arbeiten, sie arbeiten viel, sie arbeiten unermüdlich. Sie müssen die Bedürfnisse ihres Hauses und ihrer Gemeinschaft befriedigen, sie müssen auch um Mildtätigkeit besorgt sein. Noch immer klopfen die Bettler an die Türen der Klöster und nicht an die Büros der Parteien. Die Trappisten in Mariawald stellen den beliebten Klosterlikör her, die Kapuzinerinnen in Mainz backen die Hostien für die heilige Messe. Auch das Gebet ist Arbeit, ist anstrengende, ist mühsame Arbeit. Deswegen beten die Menschen so ungern, weil diese Arbeit so schwer ist. Die dem geistlichen Leben hingeebenen Personen nehmen diese schwere Arbeit auf sich, bei Tage und manche auch in der Nacht.

Die Arbeit bedingt eine bestimmte Ordnung. Sie bedarf der Ordnung. Hinsichtlich des Gegenstandes der Arbeit muss man dem Notwendigen den Vorzug geben, dann dem Nützlichen und zum Schluß erst dem Angenehmen. Der gesamten Arbeit muss ein Plan zugrunde liegen. Nur so kann die Arbeit gelingen. Es ist eine Arbeitsorganisation notwendig, nicht nur im Betrieb, sondern auch im Leben des Einzelnen. Das Christentum veredelt die Arbeit. Das Christentum hält nichts von dem Slogan: „Wer Arbeit kennt und sich nicht drückt, der ist verrückt.“ Das ist ein elendes Wort, das wir abweisen. Das Christentum erkennt alle berechtigten, natürlichen Motive, um zu arbeiten, an, also die Sorge für den Unterhalt, die Entfaltung der Persönlichkeit, die Förderung der Kultur. Aber sie hat auch noch höhere Motive. Sie lehrt uns mitarbeiten mit dem Schöpfer Gott, der nicht aufhört zu arbeiten, indem er die Welt erhält. Mitarbeit mit dem Schöpfer Gott. Sie lehrt uns, die Arbeit im Geiste der Buße gebrauchen. Wenn die Arbeit mühsam ist, wenn uns etwas mißlingt, dann denken wir: Ich habe es verdient, Gott hat mich mit Recht etwas mißlingen lassen. Die Arbeit ist auch ein Opfer, das wir Gott darbringen, und es ist ein Werk, das er uns anschafft und das er einmal lohnen wird. Der Apostel Paulus mahnt uns, alle Arbeit zur Ehre Gottes zu verrichten. „Was ihr tut, das tut von Herzen gern, weil es für den Herrn und nicht für die Menschen geschieht.“ Weil es für den Herrn und nicht für die Menschen geschieht.

Ein Problem, ich weiß es, ist die mangelnde Arbeitsfreude. Die Freudigkeit der Arbeit ist ein kräftiges Mittel, gern zu arbeiten. Wer an seiner Arbeit Freude hat, der liebt die Arbeit, der schätzt sie. Aber freilich, die mechanische Teilarbeit, der viele nachgehen müssen, wo die Befriedigung fehlt, wo man den Erfolg nicht sieht, die Hemmnisse der Arbeit, z.B. die eingeschränkte Möglichkeit aufzusteigen, sondern immer nur auf derselben Stufe verharren muss, die fehlende Mitbestimmung bei der Arbeit, die harte oder verächtliche Behandlung bei der Arbeit, die ungenügende Entlohnung, die mangelnde Schätzung der Arbeit, das viele Reglementieren, das alles kann die Arbeitsfreudigkeit hemmen. Auch die zu lange Arbeitszeit. Im Jahre 1944, meine lieben Freunde, mußte ich in die Fabrik gehen, in die Rüstungsfabrik. Wir hatten einen Arbeitstag von 12 Stunden, von früh um 6 bis abends um 7, in der Woche 72 Stunden, mit einer Stunde Mittagspause. Und am Sonntag fuhren wir an die Grenze und mußten Panzergräben ausheben. Da kann Arbeitsfreudigkeit schwerlich gedeihen. Entscheidend ist, dass dem Arbeiter, dem Arbeitnehmer Gerechtigkeit widerfährt, dass zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer eine wahre christliche Gemeinschaft herrscht, dass die natürlichen Mittel auf diese Weise erhoben werden in eine höhere Sphäre und die Menschen zur Arbeit nicht nur veranlaßt, sondern auch motiviert werden. Arbeit und Pflichterfüllung sind das Fundament jedes wahren inneren Glückes. Es ist ein Glück, meine lieben Freunde, arbeiten zu dürfen. Arbeitslosigkeit ist ein Unglück, Arbeitsunfähigkeit ist ebenfalls ein Unglück, und auch Flucht vor der Arbeit ist ein Unglück. Arbeit ist das einzige, aber auch das ausreichende Mittel gegen alles Weh des Lebens. Wer nach einem großen Leid viel arbeiten muss, der hat den schwersten Teil desselben schon überwunden. Arbeit ist ein Mittel zum Tragen des Kreuzes. Meist tut uns im Leid keine Trostarznei not, sondern Arbeit, Bewegung, Betätigung. Wir sollen jeden Tag – jeden Tag! – am Morgen beten: „O Herr, laß mich arbeiten zu deiner Ehre, zum Heile meiner Seele und zum Segen für meine Mitmenschen.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Sünde und die Freude

01.03.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Soeben haben wir vernommen, wie der Versucher an den Herrn herantrat, um ihn zu Fall zu bringen. Auch der Herr ist dem Kampf unterworfen geblieben. Die Angriffe Satans blieben ihm nicht erspart. Und so ist auch uns wie ihm der Kampf aufgegeben, der Kampf gegen den bösen Feind. Und wir wollen an diesem 1. Fastensonntag uns zum Thema wählen: Die Sünde und die Freude. Ja, paßt das zusammen? werden Sie sagen, Sünde und Freude? Ist die Sünde nicht die Freudenmörderin? Ja, das ist sie. Gott ist die Freude, die absolute Freude, die wesenhafte Freude, und wer sich ihm widersetzt, der kann – metaphysisch ausgeschlossen – nicht in der Freude leben. Es ist metaphysisch ausgeschlossen, dass jemand, der sich Gott widersetzt, in der Freude leben kann. Vielmehr erwächst jedem Menschen aus der Sünde seine eigene Züchtigung. Sein Vergehen schlägt zugleich in seine Strafe um. Neben dem Lustbecher sinnlicher Genüsse liegt der Revolver der Verzweiflung. So ist es immer gewesen, und so ist es auch heute. Die Sünde kann nicht froh machen. Die Sünde, so sagt der heilige Pfarrer von Ars, ist der Henker des lieben Gottes in unserem Herzen und der Mörder der Seele. Sie reißt uns aus dem Himmel und versetzt uns in die Hölle. Es ist klar, keine Sünde kann uns glücklich machen, und keine Krankheit ist so schlimm wie die Sünde.

Und dennoch möchte ich heute die Sünde und die Freude miteinander in Verbindung bringen und möchte sagen: Die Sünde ist nicht das Schlimmste, sondern das, was nach ihr kommt. Nicht das, was der Mensch im Augenblick der Sünde tut, ist das Gefährlichste, sondern das, was nachher in seiner Seele vorgeht. Überlegen wir einmal, wie es zur Sünde kommt. Erst lockt sie die Seele mit ihrem gleißenden Glanz, der Mensch gibt nach, und nachher ergreift ein tiefes Unbehagen seine Seele. Was hast du getan! Es ist ein Mürrischwerden der Seele, ein Mürrischwerden gegen sich selbst, gegen Gott und gegen alles. Gleichzeitig zieht die Mutlosigkeit in die Seele ein. Es ist verständlich: Vor jeder Sünde gibt es einen Kampf. Wenn noch ein Funke von Religion in der Seele lebt, dann wehrt sie sich gegen die Sünde, und wenn sie doch fällt, kommt gleich der Gedanke: Wozu aller Kampf? Wozu aller Widerstand? Es ist doch alles umsonst. Die Opfer, die ich gebracht habe, das Gute, das ich getan habe, alles ist dahin, denn ich habe mich von Gott losgesagt.

Was geschieht, wenn der Mensch sündigt? Er verfällt in einen Zustand, der Gott mißfällt. Es ist der Zustand der Sündenschuld. Ihm folgt die Strafschuld. Sündenschuld und Strafschuld sind die beiden unmittelbaren Folgen der Sünde. Dazu kommt: Wer immer Gott durch eine schwere Sünde beleidigt, verliert im gleichen Augenblick alles, was er aus Christi Kreuzestod an Verdiensten erhalten hat. Es wird ihm jede Möglichkeit genommen, in den Himmel zu kommen. Es ist eine Stimmung, wie wir sie in der Inflation erlebt haben. Da hat mancher brave Mann gesagt: Nun habe ich mein ganzes Leben geschafft, aber jetzt bin ich am Ende und stehe wie ein Bettler da. Ein Bankrott. Aber noch schlimmer als der irdische Bankrott ist der himmlische Bankrott, der seelische Bankrott, die Ermattung, die Mutlosigkeit, die sich in der Seele ausbreitet nach der Sünde. Welches ist die tiefste Quelle der Mutlosigkeit? Der zerbrochene Stolz. Der Mensch kann und will sich nicht daran gewöhnen, dass er ein armes, gebrechliches Wesen ist. Es sagte mir einmal ein Mann: „Seit 31 Jahren begehe ich diese Sünde, immerfort und immer wieder. Ich komme nicht davon los. Ich schaffe es nicht.“ Ist das wahr? Kann er wirklich nicht davon loskommen? Nein und tausendmal nein. Er kann, wenn er will. Er kann, weil er muss. Das ist das Furchtbarste, wenn jemand meint, es gebe für ihn keine Möglichkeit der Umkehr. Es gibt eine solche Möglichkeit. Dem Menschen, der tut, was in ihm ist, versagt Gott nicht seine Gnade. Der Mensch muss nur einen Entschluß fassen; er muss ihn durchhalten, er muss ihn erneuern.

Er muss, wenn die Versuchung kommt, sich daran erinnern. Er muss wirklich aufstehen von der Sünde und einen entschiedenen Willen haben, die sündhafte Neigung zu überwinden. Er muss die Gelegenheit – die Gelegenheit! – zur Sünde meiden. Er muss die Mittel – die Mittel! – zur Überwindung der Sünde anwenden. Also nicht mutlos werden aus falschem Stolz, aus Trotz.

Aber es gibt noch einen zweiten Grund der Mutlosigkeit, nämlich man kennt die Barmherzigkeit Gottes nicht. Wohl hat der Herr alles für uns getan. Überall hängt sein Kreuz, und überall steht der Tabernakel. Jedes Kreuz und jeder Tabernakel erzählt von der Liebe Gottes. Und was erzählt das Kreuz? Was erzählt der Tabernakel? Die Sünde gibt wohl einen Grund zur Reue, aber nicht einen Grund zur Mutlosigkeit. Es ist schlimm, wenn man zugeben muss: Es war alles umsonst, alle Opfer, alle Gebete, alle Taten der Liebe. Es gilt das furchtbare Wort, das beim Propheten Ezechiel steht: „Wenn sich der Gerechte von seiner Gerechtigkeit abwendet und Böses tut, aller seiner Gerechtigkeit wird nicht mehr gedacht werden.“ Es ist schrecklich, eine Todsünde zu begehen. Aber jetzt geschieht das andere. Der Sünder geht in sich, er legt eine reuige Beicht ab, er bekehrt sich. Es wird über ihn das „Absolvo te“ gesprochen. Da geschieht ein Wunder, ein Wunder in der Seele, ein himmlisches Wunder, viel zu wenig bekannt im gläubigen Volke, nämlich alle die guten Werke, die Gebete jeder angstvollen Stunde, die Hilfe für einen entfernten Verwandten, all das lebt in der Seele wieder auf. Die im Stande der Gnade verrichteten guten Werke, die durch die Sünde unwirksam gemacht wurden, leben wieder auf, wenn der Sünder sich bekehrt. Das ist eine Wahrheit, die in jedem guten Katechismus steht, nämlich: „Zugleich mit der heiligmachenden Gnade werden alle Verdienste wiedergegeben, die durch die schweren Sünden verlorengegangen sind.“ Und das ist unser Glück, meine lieben Freunde, denn wir brauchen Verdienste. Es ist nicht gleichgültig, ob wir Verdienste haben. Nach den Verdiensten werden wir gerichtet. „Ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist. Ich war durstig, und ihr habt mich getränkt. Kommt, ihr Gesegneten meines Vaters und nehmt in Besitz das Reich!“

Es ist eine herrliche Totenerweckung in der Seele, wenn der Mensch sich bekehrt. Und da ist es ganz falsch, zu sagen: Jetzt muss ich wieder von vorn anfangen. Nein, du fängst nicht von vorn an, du fängst da an, wo du standest, ehe du die Sünde begingst. Machen wir uns das einmal an einem Beispiel klar. Es war einer ein gutes Kind, ein frommes Kind, ein unschuldigtes Kind, und die Reinheit hat aus seiner Seele geleuchtet und aus seinen Augen. Dann ging das Kind in das Leben hinaus, und seine Seele ist verlumpt und verkommen. So hat das Kind, der Junge, das Mädchen, der Mann, die Frau die Jahre zugebracht, aber in seinem letzten Stündlein sagt er sich aufrichtig los von seinem Sündenleben und ergreift Gott. Auch dieser Mensch fängt nicht von vorn an. Er fängt da an, wo er als Kind stehengeblieben ist. All die Gebete, die Werke der Kindesliebe wachen wieder auf in seiner Seele, gehen mit der scheidenden Seele vor seinen Richter und fordern ihren Lohn. „Die Gottlosigkeit“, auch das steht beim Propheten Ezechiel, „wird dem Gottlosen nicht schaden an dem Tage, da er sich bekehrt von seiner Gottlosigkeit.“ Ach, was ein Trost, ach, was ein Glück! Ein Gedanke von unbegreiflicher Schönheit. Wer kann vergeben, wie Gott vergibt, so alles vergessen, was man ihm angetan. Gott will nicht, dass jemand verlorengelht, sondern dass alle zur Sinnesänderung kommen. „Wahrhaftig“, so heißt es noch einmal beim Propheten Ezechiel, „ich habe kein Wohlgefallen am Tode des Gottlosen, sondern dass der Gottlose sich von seinen Sünden bekehrt und lebt. Bekehret euch, bekehret euch von eurem bösen Herzen!“

Wenn ein Priester zu einem Kranken kommt und dieser legt eine lange, schwere Beicht ab, dann fragt der Kranke manchmal: „Ist jetzt wirklich alles gut?“ Es ist alles gut. Auch wir dürfen das annehmen, nein: wir wissen, wenn wir gut gebeichtet haben, wenn wir uns wahrhaft bekehrt haben. Gott ist wieder gut. Er ist so gut, wie er vorher zu mir gewesen ist, als ich ohne Sünde lebte. Die Gottlosigkeit wird dem Gerechten nicht schaden an dem Tage, da er sich bekehrt von seiner Gottlosigkeit.

Ein Heiliger hat einmal in einem Briefe an eine vertraute Person geschrieben, was er wohl tun würde, wenn er, der Heilige, in eine schwere Sünde fällt. Wir horchen auf. Ein Heiliger eine schwere Sünde? Er müßte doch verzweifeln, wenn er sieht, wie sein ganzes jahrelanges Streben durch einen Fehltritt vernichtet wird. Und was schrieb der Heilige? „Ich würde bereuen und dann wieder anfangen, dem Herrgott zu dienen mit derselben Ruhe, als hätte ich ihn niemals beleidigt.“ Wie kann ein Heiliger so reden? Wie ist das möglich? Weil er die Barmherzigkeit Gottes kennt, viel besser als wir. Was wissen wir von Gottes Barmherzigkeit? Jetzt verstehen Sie, meine lieben Freunde, warum ich sagte: Nicht

die Sünde ist das Gefährlichste, sondern das, was nachher in unserer Seele vorgeht; dass wir nicht an die Barmherzigkeit Gottes glauben, dass wir wie ein törichtes Kind sind, das nicht zurückkommen will. Eine Ordensschwester, die in einem Waisenhaus arbeitete, wo auch verwahrloste Kinder aufgenommen wurden, erzählte einmal: „Wir hatten ein solches Kind, einen Knaben aus einer verwahrlosten Familie bei uns. Eines Tages lief er fort. Wir suchten ihn, wir fanden ihn nicht. Der Knabe blieb verschwunden. Nach 14 Tagen hatte ich im Garten zu tun. Da hörte ich meinen Namen rufen. Da stand der Knabe in völlig verwahrlostem Zustand.“ Von weitem nur rief er den Namen der Schwester. Die Schwester sagte: „Ich werde das Bild nie vergessen. Ich ging hin und nahm ihn bei der Hand.“ „Komm, Kind“, sagte sie, „komm. Es ist gut, dass du wiederkehrst. Wir haben schon lange auf dich gewartet.“ Sie führte ihn ins Haus, die Schwestern tadelten ihn nicht, sie strafte ihn nicht, sie taten so, als wäre nichts gewesen. Wie dieses törichte Kind ist unsere Seele. Äußerlich scheint sie trotzig, aber schauen wir nur tief hinein, dann sehen wir die Mutlosigkeit. Wenn es wirklich einmal vorkäme, dass eine Verirrung nie gesühnt wird und dass sie auch im Tode nicht bereut wird, dann hat das seinen Grund in der Angst vor Gott, in der Angst vor der eigenen Schwäche.

So mancher scheint ein erklärter Feind des Glaubens zu sein. So mancher abgefallene Priester weiß so entschieden zu reden, um seinen Abfall zu vereidigen. Aber seine Seele ist doch nur wie ein Kind, das am Tor steht und nicht wagt hineinzukommen. Das ist der größte Fehler, dass man nicht an die Barmherzigkeit Gottes glaubt. Aber Gottes Barmherzigkeit ist glaubwürdig, sie ist glaubwürdig gemacht worden durch das Opfer von Golgotha. Im Buche des Propheten Isaias steht geschrieben: „Den ganzen Tag halte ich meine Arme ausgestreckt.“ Wir wissen, von wem das gesagt ist. Wir wissen, wer der ist, der die Arme ausgestreckt hält. Es ist unser Heiland am Kreuze. Warum hält er sie ausgesteckt? Um uns einzuladen, zu ihm zu kommen, um uns einzuladen, an sein Herz zu gelangen, um uns einzuladen, aus seinen Wunden das Heil zu schöpfen, um uns einzuladen, uns in seine Arme schließen zu lassen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Das Christusbild des Irrlehrers Hans Küng

08.03.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Seit Wochen sind wir Zeugen, Beteiligte und Leidende eines aufwühlenden Streites innerhalb und außerhalb unserer Kirche. Es geht um die Aufhebung einer Kirchenstrafe, um eine unangebrachte Äußerung, um Beschimpfungen des Heiligen Vaters und um Verdächtigungen unserer Kirche. Von allen Seiten treten die alten Feinde der heiligen Religion zum Sturm an. Nur vordergründig wird uns eingegeben und vorgemacht, dass es um den Gnadenakt des Papstes geht. In der Tiefe ist es ein Kampf um den christlichen, um den katholischen Glauben. Die Feinde der Kirche wollen, etwas vereinfacht dargestellt, nichts anderes, als unsere Kirche in eine weitere protestantische Denomination verwandeln. Bei diesem Bemühen muss zuerst und zuoberst die Gestalt Jesu ihrer göttlichen Hoheit entkleidet werden. Wenn sie fällt, stürzt alles andere hinterher!

So setzen die ungläubigen Theologen unserer Zeit dort an, wo die ungläubigen Theologen des 19. Jahrhunderts aufgehört hatten. Im Jahre 1835/36 ließ der protestantische Theologe David Friedrich Strauß in Tübingen sein Buch erscheinen: „Das Leben Jesu“. In diesem Buche wird Jesus als eine mythische Gestalt dargestellt. Das heißt, was in den Evangelien geschrieben steht, ist eine Verklärung eines bloßen Menschen, ist eine künstliche Aufsteigerung eines Menschen wie du und ich. Die Gestalt Jesu ist nach Strauß von verblendeten Anhängern Jesu erfunden worden. Diese Verirrungen haben bis heute ihre Nachahmer gefunden. Neben mir in Mainz hat der protestantische Theologe Herbert Braun gelehrt. Und was lehrte er? „Jesus ist ein jüdischer Lehrer und ein Vorbild mit prophetischen Zügen.“ Ein jüdischer Lehrer und ein Vorbild mit prophetischen Zügen. Mehr nicht, das ist alles. Die Verfehlungen gegen die Wirklichkeit Jesu haben auch im katholischen Lager ihre Anhänger gefunden. In Saarbrücken lehrte jahrzehntelang der Irrlehrer Ohlig Katholische Theologie. Und was lehrte er von Jesus? „Jesus ist ein archetypisches Modell wahrer Menschlichkeit.“ Ein archetypisches Modell wahrer Menschlichkeit. Also ein echter Mensch, aber ein bloßer Mensch.

In diese Reihe gehört auch der Schweizer Theologe Hans Küng. Es wird wenige Bestandteile der katholischen Glaubens- und Sittenlehre geben, die Küng nicht anzweifelt oder ablehnt. Aber davon soll heute nicht die Rede sein. Ich beschränke mich darauf, seine Ansicht über Jesus Ihnen vorzutragen. Seine Irrlehre fängt damit an, dass er den dreieinigen Gott leugnet. Er unterschiebt den Christen – den Christen! – den Glauben an drei Götter. Gleichzeitig zeigt er Sympathie für die Gotteslehre des Islam. Aus der Leugnung des dreieinigen Gottes ergibt sich die Zerstörung der Lehre von Christus. Jesus ist für Küng ein persönlicher Botschafter, Vertrauter, Freund Gottes. Botschafter, Vertrauter, Freund Gottes. Ja, meine lieben Freunde, das sind sehr viele gewesen, das sind alle Heiligen gewesen, Botschafter, Freunde und Vertraute Gottes! Er nennt ihn auch einen „Sachwalter“. Sachwalter ist auch Moses gewesen und sind die Propheten gewesen. Die Apostel und die Bischöfe sind ebenfalls Sachwalter Gottes. Offen geredet: Für Küng ist Christus nicht mehr als ein Mensch. Er entkleidet den Heiland seiner göttlichen Würde. Die Folge dieser Leugnung zeigt sich im Inhalt der Predigt Jesu. Sie geht über eine Sache, nicht über eine Person. „Nicht sich selbst verkündet Jesus.“ Über diesen Satz wollen wir heute nachdenken. Über diesen Satz von Küng: „Nicht sich selbst verkündet Jesus.“ Ja, was verkündet er denn nach Küng? Den Vater im Himmel, das Reich Gottes, aber nicht sich selbst verkündet Jesus. Küng leugnet damit einen fundamentalen Glaubenssatz unserer Kirche. Wer auch nur einen Glaubenssatz leugnet, verfällt der Exkommunikation. Küng ist der Exkommunikation wiederholt, immer wieder verfallen. Aber kein Mensch kümmert sich darum. Kein Bischof spricht davon, dass Küng ein Exkommunizierter ist. Über die armen Kerle, die unerlaubt die Bischofsweihe empfangen haben, fällt man her. Der Theologe Küng leugnet grundwesentliche Wahrheiten des

christlichen Glaubens und wird nicht als Exkommunizierter angesehen. Er eilt von Ehrung zu Ehrung. Die Freimaurer geben ihm einen Preis und viele andere.

Gegen die Verirrungen dieser bodenlosen Theologie halten wir uns an die historischen Zeugnisse. Mit geht es darum, zu zeigen, dass der Satz „Nicht sich selbst verkündet Jesus“ grundfalsch ist. Er verfehlt das Wesen Jesu. Wir wollen fragen: Wie hat sich Jesus von Nazareth verstanden? Der Anspruch Jesu begegnet im Evangelium an vielen Stellen. Zunächst bei der Heilung des Gelähmten. Sie kennen die Geschichte. Vier Männer bringen einen Gelähmten zu Jesus, lassen ihn durch das abgedeckte Dach des Hauses vor ihn hin, und als Jesus ihren Glauben sieht, da sagt er zu dem Gelähmten: „Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben.“ Die Schriftgelehrten, die dabeistehen, sind entsetzt und denken im Stillen: Wie kann dieser Mensch so reden? Er lästert Gott. Wer kann Sünden vergeben außer Gott? Wie reagiert Jesus auf diese Einrede? Er sagt zu den Schriftgelehrten: „Ihr sollt erkennen, dass der Menschensohn Macht hat, auf Erden Sünden zu vergeben.“ Und er beweist diesen Anspruch, indem er zu dem Gelähmten sagt: „Steh auf, nimm dein Bett und geh nach Hause!“ Und der Mann stand auf, nahm sein Bett und ging nach Hause. Jesus hat Vollmacht. Das Wort Vollmacht begegnet mehrfach im Zusammenhang mit Jesus. Als die Zuhörer seine Predigt hörten, da sagten sie: „Das ist eine Rede in Vollmacht. Er spricht nicht so wie unsere Schriftgelehrten.“ Und als ihn eine Sünderin bei einem Gastmahl salbt und ihr Jesus sagt: „Deine Sünden sind dir vergeben“, da denken die Geladenen: Wer ist denn der, dass er sogar Sünden vergibt? Jesus, so sehen wir, ist Inhaber einer Vollmacht. Er beansprucht diese Vollmacht, er bejaht sie. Es ist eine doppelte. Es ist die Vollmacht im Tun, und es ist die Vollmacht im Reden. Sündenvergebung und Glaubensgesetzgebung sind Gottes Sache. Jesus nimmt sie für sich in Anspruch. Er stellt sich damit an die Seite Gottes.

Bei den drei ersten Evangelisten findet sich die Erzählung von dem öffentlichen Auftreten Jesu in seiner Heimatstadt, in Nazareth. Er läßt sich eine Schriftrolle geben. Es ist der Prophet Isaias. Und da liest er vor: „Der Geist des Herrn ruht auf mir, denn der Herr hat mich gesalbt. Er hat mich gesandt, damit ich den Armen eine gute Nachricht bringe“ und schließt: „Heute hat sich das Schriftwort, das ihr gehört habt, in mir erfüllt.“ Die Zuhörer staunen. Ist das nicht der Sohn des Joseph? Als Jesus dann weiterspricht, und zwar provozierend, da geraten sie in Wut, wollen ihn den Abhang hinunterstürzen, auf dem ihre Stadt erbaut war. Er aber schritt mitten durch die Menge hindurch und ging weg. Hier begegnet wieder der Anspruch Jesu: Heute – heute! – ist dieses Schriftwort in Erfüllung gegangen, nämlich in ihm. In ihm, in seinem Reden, in seinem Auftreten ist dieses Schriftwort erfüllt. Er ist der von Gott Gesalbte und Gesandte Wenn er redet, dann redet Gott. Wenn er auftritt, dann erscheint Gott. Aber Küng sagt: „Nicht sich selbst verkündet Jesus.“

Jesus weist darauf hin, dass er eine Stelle beim Endgericht einnimmt. „Wer sich vor den Menschen zu mir bekennt, zu dem wird sich auch der Menschensohn vor den Engeln Gottes bekennen. Wer mich aber vor den Menschen verleugnet, der wird auch vor den Engeln Gottes verleugnet werden.“ Jesus bringt mit diesen Worten das Bekenntnis zu ihm mit dem Urteil am Letzten Gericht zusammen. Er erhebt einen Anspruch, der alle gängigen Kategorien von Rabbis und Propheten übersteigt. So hat noch niemand geredet in Israel. Das Verhalten zu ihm entscheidet über das endzeitliche Schicksal des Menschen. Die Engel Gottes sind hier gemeint als die Boten und Diener und Helfer beim Letzten Gericht. Sie führen die Befehle Gottes aus über die zu richtenden Menschen, aber wer ihnen die Aufträge gibt, das ist Jesus. In der Stellung zu ihm entscheidet sich, ob sie, die Gerichteten, auf die rechte, die gerettete Seite oder auf die linke, die untergehende Seite gestellt werden. Jesus ist der Weltrichter. Von ihm hängt das ewige Schicksal der Menschen ab. Aber Küng sagt: „Nicht sich selbst verkündet Jesus.“

Die Sprüche über die Nachfolge Jesu künden ebenfalls sein Selbstbewußtsein, das in dieser radikalen Weise kein Prophet Israels in Anspruch genommen hat. „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert. Wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert.“ Da kommt einer und sagt: „Herr, laß mich zuerst heimgehen und meinen Toten begraben, meinen Vater.“ Jesus entgegnet ihm: „Laß die Toten ihre Toten begraben, du komm und folge mir nach!“ So kann nur sprechen, wer Herr ist über alle irdischen Bindungen und familiären Verhältnisse. Diese Souveränität kommt nur einem zu, Gott. Aber Küng sagt: „Nicht sich selbst verkündet Jesus.“

Niemals hätte ein Jude sagen können: „Größeres als der Tempel ist hier.“ Das sagt Jesus. Größeres als der Tempel ist hier, nämlich in ihm. Der Tempel ist das Heiligtum in Israel, ist das größte Heilig-

tum. Er ist der Ort der besonderen Gegenwart Gottes. Jesus bestreitet die Heiligkeit des Tempels nicht, aber er ist dem Tempel weit überlegen. Der Tempel ist Menschenwerk, er aber ist Gottes Sohn. Er ist Gott in menschlicher Gestalt, und deswegen: „Mehr als der Tempel ist hier.“ Aber Küng sagt: „Nicht sich selbst verkündet Jesus.“

Der unerhörte Anspruch Jesu gipfelt in seinem Bekenntnis vor dem Hohen Rat. Da wird er gefragt: „Bist du der Messias, der Sohn des Hochgelobten?“ Jesus antwortet: „Ich bin es. Ihr werdet den Menschensohn zur Rechten Gottes sitzen und kommen sehen mit den Wolken des Himmels.“ Wer zur Rechten Gottes sitzt und mit den Wolken des Himmels kommt, das ist nicht ein irdischer, nicht ein menschlicher Messias, das ist der Gottessohn, der am Herzen des Vaters ruht. Er ist der einzigartige Sohn Gottes. Aber Küng sagt: „Nicht sich selbst verkündet Jesus.“

Der unerhörte Anspruch Jesu begegnet selbstverständlich auch im Johannesevangelium. Ich erinnere an die vielen Ich-Aussagen im Johannesevangelium. „Ich und der Vater sind eins.“ „Wer mich sieht, der sieht den, der mich gesandt hat.“ „Keiner kommt zum Vater, es sei denn durch mich.“ „Ich bin die Auferstehung und das Leben.“ „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ „Ich bin das Brot des Lebens.“ Aber Küng sagt: „Nicht sich selbst verkündet Jesus.“

Zum Anspruch Jesu gehört auch sein Zäsur- und Erfüllungsbewußtsein. Sein Erscheinen, sein Wirken macht einen Einschnitt aus, eine Zäsur in der Weltgeschichte und in der Heilsgeschichte. Was vorher war, ist Vorbereitung, was in ihm ansetzt, ist Erfüllung. Das Vorhergehende ist zu Ende, das Endgültige nimmt seinen Anfang. Dieser Anfang ist niemand anderes als Jesus selbst. Aber Küng sagt: „Nicht sich selbst verkündet Jesus.“

Hierher gehört auch die Anfrage des Täufers. Er schickt zwei Jünger zu Jesus. Sie sollen ihn fragen, ob er es ist, auf den sie warten oder ob ein anderer kommen soll. „Meldet dem Johannes, was ihr seht und was ihr hört: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf, Armen wird die Heilsbotschaft verkündet, und Heil dem, der sich an mir nicht ärgert.“ Das Harren, das Warten, das Ausschauen nach Gottes Kommen ist zu Ende. Christ, der Retter, ist da! In ihm sind die unerhörten Ankündigungen der Propheten erfüllt. „Wenn ich – wenn ich! – die Dämonen mit dem Finger Gottes austreibe, ist folglich das Reich Gottes bei euch angelangt.“ Also Christus verkündet nicht nur das Reich Gottes, er bringt das Reich Gottes. In ihm ist es gegenwärtig. „Wenn ich die Dämonen mit dem Finger Gottes austreibe, ist folglich das Reich Gottes bei euch angelangt.“ Der Satan und seine Dämonen sind mächtig, aber ein Mächtigerer ist über sie gekommen. Er entreißt dem Satan die von ihm geplagten Menschen. Er erscheint in Macht und Herrlichkeit. In Jesus, in seinem Erscheinen, in seinem Wirken bricht Gottes Reich an. Er ruft es nicht nur aus, er bringt es in seiner Person zur Gegenwart. Aber Küng sagt: „Nicht sich selbst verkündet Jesus.“

Das eigentliche Thema der Predigt Jesu ist seine eigene Person. Mit dem Heroldsruf: „Erfüllt ist die Zeit und nahe gekommen die Herrschaft Gottes“, eröffnet das Evangelium das Wirken Jesu. Es ist ein typischer Eröffnungstext, der das Zäsur- und Erfüllungsbewußtsein Jesu klassisch zum Ausdruck bringt. Die Verheißungs- und Wartezeit ist vorbei. Ein Neues beginnt: „Kehrt um und glaubt dem Evangelium!“

Ich hoffe, meine lieben Freunde, Sie haben begriffen, wie falsch der Satz ist, den der Irrlehrer Küng schreibt: „Nicht sich selbst verkündet Jesus.“ Das Gegenteil ist richtig. Sich selbst verkündet Jesus als den wahren Sohn Gottes. Jesus predigt nicht bloß das Heil, er ist das Heil. Er ist der Heiland der Welt.

Amen.



Prof. Dr. Georg May

## Christi Anspruch der Wesensgleichheit mit Gott

15.03.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag haben wir erkannt, dass Jesus von Nazareth den höchsten Anspruch erhebt, den ein Mensch überhaupt erheben kann, nämlich den Anspruch, Gott gleich zu sein. Er sagt von sich, dass er der wesenhafte Sohn Gottes ist. Wir wollen am heutigen Sonntag fragen, welche Folgerungen sich aus diesem Anspruch Jesu ergeben.

Erstens die Folgerung für sich selbst. Jesus wirkte im Lande und Volke der Juden. Er selbst war ein Jude, seine Mutter war eine Jüdin. Er war in die Erwerbsgesellschaft seines Volkes eingegliedert. Er war ein „Tekton“, wie das griechische Wort heißt, also ein Bauhandwerker, ein Zimmermann vielleicht. Und sein Vater, sein Pflegevater, der heilige Joseph, war ebenfalls ein „Tekton“, ein Bauhandwerker, ein Zimmermann. Und dieser Mann aus Galiläa, den sie alle kannten und dessen Familie ihnen nicht unbekannt war, erhebt nun den Anspruch, nicht bloß ein Prophet, nicht bloß der Messias, sondern der wesenhafte Sohn Gottes zu sein. Diesen Anspruch hat er untermauert durch zwei Vorgänge. Einmal, indem er erklärte: „Ich bin der Herr über den Sabbath.“ Der Sabbath ist die Ordnung Gottes, und wer die Ordnung Gottes auslegt und bestimmt, der steht an der Seite Gottes. Und zum anderen war er ein Mensch, der Sünden vergab. „Damit ihr wißt, dass der Menschensohn auf Erden die Macht hat, Sünden zu vergeben“, sprach er zu dem Gichtbrüchigen: „Steh auf, nimm dein Bett und geh nach Hause!“ Und er stand auf, nahm sein Bett und ging nach Hause. Vor dem Prozeß Jesu schon gab es keinen Zweifel, welchen Anspruch er erhob. Aber in dem Prozeß vor dem Hohen Rat hat er diesen Anspruch noch einmal vor der jüdischen Obrigkeit bekräftigt. „Ich beschwöre dich beim lebendigen Gott: Bist du der Messias, der Sohn des Hochgelobten?“ Der Herr antwortet: „Du sagst es, ich bin es!“ Und damit war der Schuldgrund geliefert, um ihn zu verurteilen. Die Juden haben begriffen, welchen Anspruch Jesus erhob. Herr Küng hat es nicht begriffen. Die Gottessohnschaft Jesu war der Grund seiner Verfolgung bis zum Tode. Er wurde als ein anmaßender, als ein angemaßter Sohn Gottes zum Tode verurteilt, als Verführer. Zweimal kommt im Lukasevangelium das Wort „Verführer“ vor. „Er verführt das Volk.“ Und diese Bezeichnung ist Jesus geblieben. Noch heute findet sich im jüdischen Talmud die Rede davon. „Jesus hat gezaubert und das Volk verführt und es abtrünnig gemacht.“ Da steht heute noch im jüdischen Talmud. Was an Jesus Anstoß erregte, das war, dass er sich an die Seite des lebendigen Gottes stellte. Wer diesen Anspruch zerstört, der zerstört die Wirklichkeit unseres Herrn und Heilandes. Wenn, wie gewissen Kathederchristen behaupten, Jesus über sich nichts Besonderes und nichts Unerhörtes gedacht hat, wenn seine Hoheitsansprüche nur kirchlich nachösterlich sind, wie diese Herren Theologen behaupten, dann fehlt dem christlichen Glauben jeder Anspruch auf Hoheit und auf Maßgeblichkeit. Der Anspruch Jesu kann nur dann anerkannt werden, wenn er so gefaßt wird, wie er ihn selbst erhoben hat.

Eine zweite Folgerung aus dem Anspruch Jesu ist die Lehre von Jesus. Es gibt im Christentum nicht nur eine Lehre vom Reiche Gottes, die Jesus vorgetragen hat. Nein, es gibt eine Lehre über Jesus, die von ihm selbst stammt, eine Christologie, wie man es nennt. Und diese Lehre über Jesus beginnt sich zu erheben von Anfang an. Er hat nämlich seinen Anspruch untermauert und bekräftigt durch seine Worte und seine Taten. Als er in der Synagoge von Nazareth predigte, da wunderten sich die Zuhörer und sagten: „Woher hat er denn dies? Was ist das für eine Weisheit, die ihm verliehen wurde?“ Mit dieser Frage fängt die Lehre über Jesus an. Die Zeitgenossen Jesu begriffen, dass menschliche Kategorien nicht ausreichten, um sein Wesen zu beschreiben. Und Jesus hat keinen Deut nachgegeben. Er sagt den Juden: „Ihr seid von unten, ich bin von oben. Ihr seid von dieser Welt, ich

bin nicht von dieser Welt.“ Kein Wunder, dass sie fragten: „Wer bist du?“ Sie begriffen, dass hier eine Wirklichkeit vor ihnen stand, die alle menschlichen Kategorien weit, weit überstieg. Dazu kamen die unerhörten Wunder, die Jesus wirkte. Sie riefen erst recht die Frage wach, wer er sei. Als er den Gelähmten heilte, da gerieten alle außer sich und sprachen: „So etwas haben wir noch nie gesehen.“ Das unerhört Neue, das die Menschen an Jesus wahrnahmen, rief nach einer Erklärung. Als er den Taubstummen geheilt hatte, gerieten sie ganz außer sich vor Staunen und sagten: „Er hat alles wohl gemacht. Die Tauben macht er hören und die Stummen reden.“ Das waren Taten, die sie noch nie erlebt hatten. Da mußte sich das Nachdenken regen: Was ist denn das für einer, der diese Taten vollbringt? Als Jesus einen Besessenen heilte, fragten die Leute: „Was ist das? Eine neue Lehre mit Vollmacht. Er gebietet sogar den unreinen Geistern, und sie gehorchen ihm.“ Das Aufsehenerregende an Jesus war, dass er bei seinen Machttaten keine schamanischen Praktiken anwendete, sondern allein durch sein Wort hat er die mächtigen Dämonen vertrieben. Die Dämonen gehorchten ihm. Wenn die unreinen Geister ihn sahen, fielen sie vor ihm nieder und schrieb: „Du bist der Sohn Gottes!“ Sie hatten eben ein höheres Wissen als die Menschen. Auch die Gegner Jesu mußten sich mit seinem Anspruch befassen. Denken wir an die Heilung des blindgeborenen Mannes. Sie selbst, die Pharisäer und Schriftgelehrten, waren schnell fertig mit ihrem Urteil: Der Mann hält den Sabbath nicht. Der ist nicht von Gott. Doch das erstaunliche Wunder ließ ihnen keine Ruhe. So fragten sie den Geheilten: „Was sagst du von dem Manne, der dir die Augen geöffnet hat?“ Er antwortete: „Er ist ein Prophet.“ Das war nicht falsch, denn Jesus war ein Prophet, aber er war mehr als ein Prophet.

Die Heilungswunder und erst recht die Naturwunder haben Jesu Wesen den Angehörigen, den Jüngern und der Volksmenge geoffenbart. Als er über den See wandelte und zu ihnen ins Schiff stieg, da gerieten sie außer sich vor Staunen: Wie ist so etwas möglich? Wer kann so etwas? Wer vermag das? Im Seesturm riefen die Jünger um Hilfe. Er stand auf, gebot dem Wind und den Wellen: „Schweige! Verstumme!“ Und da legte sich der Wind, und das Seebeben ließ nach. Es entstand eine große Stille. Da sprachen die Jünger zueinander: „Was ist denn das für einer, dass ihm Wind und See gehorchen?“

Zum Nachdenken über Jesus zwingt die Zeitgenossen sein Auftreten. Es zwingen sie seine Worte, seine Taten. Es zwingen sie sein Anspruch und seine Persönlichkeit. Man mußte sich Gedanken machen, wer er ist und woher er gekommen war. Aus der Offenbarung Jesu und aus dem Nachdenken über die Offenbarung Jesu entstand die Christologie, die Lehre von Jesus. Selbstverständlich kam die Auferstehung dazu. Jetzt erst hatte Gott sein Ja zum Leben, Leiden und Sterben dieses Mannes gesprochen. Die Auferstehung ist das Ja Gottes zu dem Anspruch Jesu. Aber die Christologie, das Nachdenken über Jesus, setzte schon während seines irdischen Lebens ein.

Die dritte Konsequenz ist der Ursprung der Kirche. Da kommen Theologen her und sagen: Der Ursprung der Kirche liegt beim Pfingsttag. O nein, meine Freunde, o nein. Pfingsten war ein wichtiges Ereignis für die Gemeinde Jesu. Da erfüllte sich ja die Verheißung Jesu, dass er den Geist senden werde, wenn er zum Vater gegangen sein würde. Aber diese aufsehenerregende Geistausgießung schafft nicht die Kirche, sie macht sie in besonderer Weise lebendig. Die Kirche wird am Pfingsttag nicht erzeugt, sondern der Menschheit vorgestellt. Pfingsten ist nicht die Geburt der Kirche, sondern ihr Erscheinen in der Öffentlichkeit. Der Ursprung der Kirche liegt in der Lebenszeit Jesu. Wenn Jesus der Messias ist, dann gehört zu ihm unweigerlich eine Gemeinde, denn der Messias ward ja gesandt, um ein Volk zu sammeln und zu Gott zu führen. Ein Messias ohne Volk ist eine absurde Vorstellung. Sein Wirken war von der Art, dass es die Menschen anzog. Sie wollten ihn hören und von ihren Krankheiten geheilt werden. „Alle Leute versuchten ihn anzurühren“, schreibt der Evangelist Lukas, „denn eine Kraft ging von ihm aus und heilte alle.“ Viele, die ihn hörten, wurden für ihn gewonnen. Manche von den Geheilten wurden seine dankbaren Gefolgsleute. Der Herr selber hat Menschen aufgefordert, sich ihm anzuschließen. Er bestellte Jünger, er sammelte Apostel. Wer das leugnet, verfehlt sich gegen die Wahrheit. Seine Apostel machte er zu Menschenfischern, d.h. sie sollten hinausgehen und Anhänger für ihn werben. Sie waren die Kirche des Anfangs. Und es haben sich viele zu Jesus gehalten. Mögen ihn auch manche nach der Kreuzigung verlassen haben, so sind ihm doch viele auch über das Kreuz hinaus treu geblieben. Das zeigt sich nach seiner Auferstehung. Paulus schreibt, dass er fünfhundert Brüdern auf einmal erschienen ist. Das ist eine gewaltige Menge, fünfhundert Brüdern

auf einmal. Und als der Apostel Matthias gewählt wurde, da waren 120 Männer beisammen. Also: Die Kirche ist ein Produkt Jesu. Aber schon in seiner irdischen Wirklichkeit, in seinem Wandeln in Galiläa und in Judäa hat er sie gesammelt.

Die vierte Folgerung aus dem Anspruch Jesu ist das Wort vom Kreuz. Der Anspruch, Sohn Gottes zu sein, brachte ihm den Tod. Es war der Tod am Kreuze. Aber weil der Gekreuzigte wieder lebendig wurde, sahen die Christen im Kreuz ihr Heil beschlossen. Der Herold des Kreuzes ist vor allem der Apostel Paulus. „Das Wort vom Kreuz“, schreibt er einmal, „ist denen, die verloren gehen, Torheit, uns aber, die gerettet werden, ist es Gottes Kraft. Wir verkündigen Christus, den Gekreuzigten, den Juden ein Ärgernis, den Heiden eine Torheit, uns aber, den Berufenen, Gottes Kraft und Gottes Weisheit.“

Die Kreuzigung war kein vermeidbarer Unfall. Sie war auch nicht bloß „Prophetenschicksal“, wie Walter Kasper meint. Nein, sie war der Gipfelpunkt seines Wirkens, wie es der himmlische Vater beschlossen hatte. Christus mußte leiden. So wird immer wieder im Evangelium und in der Apostelgeschichte gesagt. Er mußte leiden, um durch sein Sterben stellvertretende Genugtuung für die Sünden der Menschen zu leisten. Er mußte leiden, um durch seinen Gehorsam den Ungehorsam der Menschen zu sühnen. Er mußte leiden, um durch seinen Opfertod die Menschen loszukaufen und mit Gott zu versöhnen. Aber durch seinen Gehorsam im Leiden hat er sich die Erhöhung verdient. Das ist einer der zentralen Begriffe in der Christologie, der Begriff der Erhöhung. Er besagt die Erwekung Jesu aus dem Tode, seine Aufnahme in den Himmel und sein Leben in Herrlichkeit zur Rechten des Vaters. Das nennt die Heilige Schrift Erhöhung. Und von dieser Erhöhung hat Paulus uns einen wunderbaren Hymnus hinterlassen im Philipperbrief: „Er war Gott gleich. Er hielt aber nicht an seiner Gottgleichheit fest wie an einem Raube, sondern er entäußerte sich, wurde im Äußeren erfunden wie ein Mensch. Er erniedrigte sich, er wurde gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze. Darum (wegen des Gehorsams) hat Gott ihn auch erhöht und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, auf dass im Namen Jesu alle Knie sich beugen im Himmel, auf der Erde und unter der Erde und alle bekennen: Jesus Christus ist der Herr in der Herrlichkeit Gottes des Vaters.“

Eine fünfte Folgerung ergibt sich aus dem Anspruch Jesu für die Juden. Das Judentum ist Vorbereitung, Mutterschoß und Zeugnis für das Christentum. Die Vorbereitung lag in dem Bund, den Gott mit dem Volke Israel schloß, damit es Empfänger und Hüter der übernatürlichen Offenbarung sei und den Kult des wahren Gottes erhalte, vor allem in der Prophetie, die den Messias verkündet. Und auch darin war es eine Vorbereitung für das Christentum, dass es feste Gebetsriten ausbildete. Das Judentum war Mutterboden für das Christentum, denn Jesus stammt dem Fleische nach aus den Juden. Und die Heilige Schrift des Alten Testaments ist auch das heilige Buch der Christen geblieben. Die Psalmen wurden das Gebetbuch der Kirche. Wir Priester dürfen jeden Tag aus diesem Buch beten.

Zeuge wurde das Judentum für das Christentum durch das Evangelium aus den Propheten, aus der Prophetie und durch den alttestamentlichen Schriftbeweis. Wie oft heißt es im Evangelium und in der Apostelgeschichte und in den Briefen der Apostel: „So steht geschrieben.“ Er wurde hingerichtet, er wurde begraben, er stand auf „gemäß der Schrift“. Auch die immer fortdauernde Existenz des Judentums ohne Tempel und ohne Opfer ist ein Zeugnis für das Christentum. Doch das jüdische Volk als ganzes hat sich dem Messias nicht angeschlossen. Es hat ihn in der Mehrheit abgelehnt. Jesus wurde von ihm verworfen, Das hat zur Folge, dass der Weinberg ihm weggenommen wurde. Das Weinberg-Gleichnis ist das Zeugnis dafür, dass das Volk Israel seinen Anspruch, das auserwählte zu sein, verloren hat. Israel ist nicht mehr Träger der göttlichen Privilegien und Verheißungen. Der Alte Bund ist zu Ende; Jesus begründet den Neuen Bund. Der Alte Bund war vorläufig, vergänglich. Charakteristisch für ihn war der tödende Gesetzesbuchstabe. Der Neue Bund ist endgültig, unvergänglich. Charakteristisch für ihn ist der lebendigmachende Geist. Der Alte Bund war nur ein Schattenbild des Neuen. Der Neue Bund ist der bessere, der fehlerlose, der ewige. Der Alte Bund war mangelhaft, unvollkommen, der Neue Bund ist vollkommen. Wir singen mit vollem Recht beim Tantum ergo: „Laßt uns tief gebeugt verehren ein so großes Sakrament. Dieser Bund wird ewig währen, und der Alte hat ein End.“

Der Träger des Neuen Bundes ist Jesus. In keinem anderen ist das Heil zu finden. Durch ihn wird jeder, der glaubt, gerechtfertigt. Der Christusglaube allein verschafft Anteil am messianischen Heil. Die Kirche trägt die Verheißungen des Herrn weiter. Sie ist die Kirche aus Juden und Heiden. Sie ist

das neue Israel nach dem Geiste. Der Christusglaube ist die Vollendung des Judentums. Und zum Christusglauben wollten die Apostel die Juden führen. Die Urkirche hat sich um die Juden bemüht. Sie hat sich bei ihrer Mission immer zuerst an die Juden gewandt. Aber diese wollten die Trennung. Sie steinigten den Stephanus, sie verfolgten die Christen, sie stießen Paulus aus der Synagoge. Sie zeigten sich in jener Gesinnung verhärtet, über die Jesus geweint und sein Wehe gerufen hat. Von den ungläubig gebliebenen Juden wurden die zum Christentum übergetretenen seit etwa dem Jahre 100 im täglichen Synagogengebet verflucht. Die Christen wurden aus den Synagogen verbannt und gestoßen. Jeder Verkehr mit ihnen wurde verboten. In aller Welt machten die Juden gegen die Christen Stimmung. Während des Bar-Kochba-Aufstandes im Jahre 132 wurden die Christen in Palästina blutig verfolgt, weil sie sich von der Revolte fernhielten. Die Christenverfolgungen im römischen Reich gingen teilweise auf Anzeigen von Juden zurück.

Die Kirche freilich hat niemals gleiches mit gleichem vergolten. Nach dem Vorbild Christi, Petri und Pauli hat die Kirche die Juden entschuldigt. In der Apostelgeschichte heißt es schon: „Sie haben es aus Unwissenheit getan.“ Das ist eine Entschuldigung. So betet die Kirche für die Juden; sie schützt sie und sie missioniert sie. Die Kirche hat stets Recht und Pflicht festgehalten, die Juden zu dem gekommenen Messias Jesus zu bekehren. Wenn heute von vielen protestantischen und manchen katholischen Christen die Judenmission abgelehnt wird, so ist das eine Mißachtung des Missionsbefehls Christi.

Paulus freilich hat eine Hoffnung. Er hofft auf die endliche Wiedervereinigung von Kirche und Synagoge. In den Kapiteln 9-11 im Römerbrief spricht er davon, dass sich am Ende die Judenschaft zu Christus bekehren werde. Das ist eine ungeheuerliche Hoffnung. Wir können uns nicht vorstellen, wie das geschehen soll. Wir wissen nicht, wann dieser Vorgang seinen Anfang nimmt und wann er beendet ist. Aber eines wissen wir: Bei Gott ist kein Ding unmöglich.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Eucharistie, Quelle der Freude und der Kraft

22.03.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Unser Heiland hat Verständnis für die irdischen Bedürfnisse der Menschen. Die Massen, die zu ihm gekommen waren, hatten Hunger, und er stillt diesen Hunger mit einem unaussprechlichen Wunder. Die Menschen waren zweifellos dankbar, und deswegen haben sie gleich am nächsten Morgen sich wieder zu ihm begeben, weil sie hofften, erneut von ihm gesättigt zu werden. Aber der Herr denkt nicht nur an die irdischen Bedürfnisse der Menschen, sondern auch an ihre himmlische Berufung. Und deswegen sagt er zu ihnen: „Ihr seid gekommen, weil ihr gestern von dem Brot, von dem guten Brot, gegessen habt. Ich aber bitte euch, ich mahne euch: Kümmert euch um die Speise, die für das ewige Leben fortwirkt und von der man nicht mehr hungrig wird.“ Das ist ja immer die Gefahr, in der wir Menschen uns befinden, nämlich über den irdischen Bedürfnissen die himmlische Ausrichtung zu vergessen. Der Herr kennt die irdischen Bedürfnisse, aber er verpflichtet uns auf das himmlische Ziel. Er sagt zu den Massen: „Sorgt euch nicht um die Dinge, die immer wieder hungrig machen, sondern kümmert euch um das Brot der Seele, um das Brot vom Himmel, das ich selbst bin und das ich euch darreiche.“ Denn dieses Brot macht das wahre Glück des Menschen aus. Und das soll das Thema unserer heutigen Überlegung sein, nämlich das Glück, das die wunderbare Seelenspeise, die heilige Kommunion, uns verschafft. Denn die Kommunion ist eine Quelle der Freude, ein Geheimnis der Kraft und ein Unterpfand der künftigen Herrlichkeit.

Eine Quelle der Freude ist die heilige Kommunion. Sie stillt den Glückshunger der Menschen nach Gott. Ich höre die Mahnung aus dem Buche der Nachfolge Christi: „Was der Zeit unterworfen ist, das gebrauche. Was ewig ist, danach strebe! Es kann dich doch kein zeitliches Gut sättigen, denn du bist nicht geschaffen, das Zeitliche zu genießen.“ Ist es wirklich so, meine Freunde, was hier in der Nachfolge Christi steht: „Es kann dich doch kein zeitliches Gut sättigen, denn du bist nicht geschaffen, das Zeitliche zu genießen“? Stimmt es, dass die Menschen nach Gott verlangen? Ist es wahr, dass jedes Herz unruhig ist, bis es ruht in Gott? Es sieht nicht so aus. Viele Menschen scheinen ohne Gott, ohne Gebet, ohne Gottesdienst, ohne Glauben auszukommen. Sie falten die Hände nicht, und sie betreten das Haus Gottes nicht. Sie trachten nicht nach dem Himmel, sondern sie begnügen sich mit der Erde. Es hat den Anschein, sie sehnen sich nicht nach Gott; sie brauchen Gott nicht. Die Geschöpfe reichen aus, um sie glücklich zu machen. Wie kommt es, dass es Menschen gibt, die allein in den Genüssen der Erde ihre Befriedigung suchen, die nicht nach Gott ausschauen? Wie kommt es? Der Grund ist darin gelegen, dass die Menschen ihre natürliche Verwiesenheit auf Gott mißachten, übergehen, unterdrücken. Wer sich mit Essen und Trinken, mit Arbeit und Vergnügen ausgefüllt vorkommt, der hat seine Seele systematisch verkümmern lassen. Der Mensch hat eine religiöse Anlage, aber er kann sie unterdrücken. Es ist möglich, dass die Menschen ihre religiöse Anlage nicht pflegen. Sie entfernen sich von jeder religiösen Praxis. Ich habe einmal einen Fleischermeister getroffen, der sagte, er könne nicht mehr das Vaterunser beten. Sie sind der Religion entwöhnt, sie haben Gott vergessen. Sie sind fertig mit Gott. Aber Gott ist nicht fertig mit ihnen! Der Mensch bleibt auf seinen Schöpfer und sein Ziel hingerrichtet, und diese Ausrichtung macht sich unweigerlich bei der einen oder anderen Gelegenheit bemerkbar. Diese Menschen wehren sich gegen die Erinnerung an Gott, aber Gott läßt sich immer wieder erinnert werden. Ich habe einmal erlebt in einer Bank in Mainz, wie ein Herr die Angestellten rügte, weil sie an ihrem Arbeitsplatz eine Adventskerze aufgestellt hatten. Ihn störte die Adventskerze. Sie störte sie, weil sie ihn an Gott erinnerte. Ich war auch einmal Zeuge beim Mittagessen in einem Gasthaus, wie ein Mann in Erregung geriet, als die Glocken der benachbarten Kirche

anfangen, zum Engel des Herrn zu läuten. Das Glockengeläut störte ihn. Der Ruf zum Gebet war ihm lästig. Der Mensch mag fertig sein mit Gott, aber Gott ist nicht fertig mit dem Menschen. Wenn die Atheisten angeblich glücklich sind in ihrer Gottlosigkeit, warum lassen sie dann die Gläubigen nicht in Ruhe? Warum wollen sie ihnen den Glauben nehmen, den sie ja angeblich abgeschüttelt haben?

Während der Schreckensherrschaft der Französischen Revolution drangen die Gotteshasser auch in die Bretagne vor, das katholische Kerngebiet von Frankreich. Sie haben dort alles zu zerstören versucht, was sie als Denkmäler des Aberglaubens ansahen. Da fragten sie einen der Bretonen, wann er endlich von seinem Aberglauben lassen werde. Der Bretone antwortete: „Wir hören erst auf zu beten, wenn ihr die Sterne vom Himmel holen könnt.“

Dieser Gott, an den wir glauben, ist nicht fern von uns. Damit wir ihn ganz nahe wissen, hat er das Sakrament des Altares in seiner unscheinbaren Brotsgestalt eingesetzt. Wer den eucharistischen Heiland in der rechten Gesinnung in sein Herz aufnimmt, der ist gefeit gegen Unfrieden und innere Zerrissenheit, gegen Seelenangst und Trostlosigkeit. Der heilige Laurentius, der bekanntlich auf einem Rost zu Tode gebracht wurde, auf einem glühenden Rost, der heilige Laurentius verlor in diesen Qualen seine Heiterkeit nicht. Augustinus hat sich gefragt, woher er die Heiterkeit nahm. Er gab zur Antwort: „Dieser Märtyrer war trunken vom Kelche der Eucharistie.“ Er war trunken vom Kelche der Eucharistie.

Immer wieder jubelt die Kirche: „Brot vom Himmel hast du ihnen gegeben, das alle Süßigkeit in sich enthält.“ Wahrhaftig, wer mit ungetrübtem Glauben dieses Sakrament empfängt, der hat eine tiefe, eine heilige, eine edle Freude, die ihm niemand nehmen kann. Als der berühmte spanische Theologe Franz Suarez die heiligen Sterbesakramente empfangen hatte, da rief er verklärten Blickes aus: „Ich hätte nie gedacht, dass Sterben so süß sein kann.“

Die Eucharistie, eine Quelle der Freude, aber auch ein Geheimnis der Kraft. Meine lieben Freunde, wovon haben sich denn unsere Missionare, die bis zum Tode gerackert haben, womit haben sie sich denn aufrecht erhalten in den Eiswüsten der Arktis, bei den Eskimos, wo sie von einem Lager ins andere mit Hundeschlitten geeilt sind, wovon haben sie denn gelebt? Sie lebten von der Eucharistie. Sie lebten von der heiligen Kommunion. Sie lebten vom Meßopfer. Oder gedenken wir jener Männer und Frauen, die sich der Aussätzigen gewidmet haben, damals zu der Zeit, wo es kein Mittel gegen Aussatz gab. Da ging der junge, starke, stämmige Flame Damian Deveuster nach Molokai auf die Insel der Aussätzigen und hat dort für seine Aussätzigen gewirkt, bis die Krankheit ihn ergriffen und verzehrt hatte. Am 8. Dezember 1881 schrieb Damian Deveuster in einem Briefe: „Ohne das heiligste Altarsakrament würde ich das Dasein hier nicht aushalten. Aber jetzt, da Jesus bei mir ist, bin ich immer aufgeräumt und wohlgenut und arbeite gern für das Wohl meiner Aussätzigen.“ Sie alle sind Nachfolger der Blutzegen Christi, die in den Jahrhunderten der grausamen Unterdrückung durch heidnische Cäsaren der Kirche die Freiheit errungen haben, nicht dadurch, dass sie Schlachten schlugen, sondern dadurch, dass sie sich zum Opfer brachten. Wir wissen, dass sie die heiligste Eucharistie mit sich nahmen in ihre Häuser, damit sie im Augenblick der Gefahr sich mit dem Leibe des Herrn kräftigen konnten. Tarcisius, Pankratus, das sind die Heiligen der Eucharistie. Und auch die Bekenner, die den inneren Kampf ausfechten mußten, haben sich aus der heiligen Eucharistie genährt. Jede Nation hat ihre heiligen Bekenner, Italien den heiligen Aloisius, Polen den heiligen Stanislaus Kostka, Ungarn den heiligen Stephan, Deutschland den heiligen Johannes Berchmans. Sie sind Bürgen der formenden Kraft des eucharistischen Herrn. Die Erfahrung lehrt, dass es kein wirksameres Mittel gegen die Gefahren und die Schwächen der Jugend gibt als den regelmäßigen Empfang der heiligen Eucharistie. Sie ist tatsächlich das Brot der Starken; sie ist der Wein, der reine Menschen ersprießen läßt. Vor dem Empfang der heiligen Kommunion stärkt uns, die wir ringen, der Gedanke: Ich will den Herrn in mein Herz aufnehmen, also muss ich lauter wandeln. Nach dem Empfang der heiligen Kommunion festigt uns die Erinnerung: Ich habe den Herrn in mein Herz aufgenommen, ich will, ich darf ihn nicht verlieren. Die eigene Leistung ist mit der heiligen Kommunion unlöslich verbunden. Aber die eigene Leistung geschieht in der Kraft Christi. Sie ist nur möglich mit der helfenden Gnade. Wenn wir aufnahmefähig sind für das Kraftgeschenk des Herrn, dann überströmt uns die Gnade. So wie die Kraft einer Senders von der Feinheit des Empfängers abhängt, so kann auch im innersten Leben der Seele nur die eigene Empfänglichkeit die unendliche Segenskraft des Herrn aufnehmen. Es ist

ein eherner Grundsatz der katholischen Sakramentenlehre: Die Sakramente wirken nach Maßgabe der Disposition des Empfängers. Die Sakramente wirken nach Maßgabe der Disposition des Empfängers. Disposition ist die Empfänglichkeit, die Willigkeit, die Bereitschaft. Sie ist die Frucht der eigenen Anstrengung und der Gnade. Wenn also Jesus uns fragt: Was willst du, dass ich tun soll? dann antworten wir eben: Herr, dass ich sehe, wenn mich Zweifel bedrängen. Herr, dass ich rein werde, wenn die Versuchung gegen mich anstürmt. Herr, dass ich gerettet werde, wenn mich der Abscheu über meine Sünde verzehren möchte.

Die heilige Kommunion, eine Quelle der Freude, ein Geheimnis der Kraft, aber auch ein Unterpfeiler der künftigen Herrlichkeit. Von dem russischen Dichter Dostojewski stammt das schöne Wort: „Nur durch den Glauben an seine Unsterblichkeit erfaßt der Mensch den ganzen vernünftigen Sinn seines Daseins auf Erden.“ Der Glaube an die Unsterblichkeit ist für ein Gelingen unseres irdischen Lebens unentbehrlich. Es gibt ein ewiges Leben, meine Freunde. Gott hat es verheißen, Christus hat es versprochen, die Vernunft bestätigt es. Dieses ewige Leben aber wird schon im zeitlichen Leben grundgelegt. Es wird ein Keim in uns eingesenkt für das ewige Leben, und das ist die heilige Kommunion. Der Märtyrerbischof Ignatius von Antiochien nannte die heilige Kommunion in seinen Abschiedsbriefen ein „pharmakon taes athanasias“. Das ist ein griechisches Wort und heißt: ein Heilmittel der Unsterblichkeit, ein „pharmakon taes athanasias“. Hier wird also begonnen, was nach dem Tode aus diesem Keim entspringen soll, nämlich das ewige Leben. Hier schon vergöttlicht das himmlische Brot den Menschen auf eine geheimnisvolle, tiefere Weise. Hier ist wahrhaftig der Gott der Liebe, der uns verbindet mit Jesus. „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben – der hat das ewige Leben – und ich werde ihn auferwecken am Jüngsten Tage.“ Die Kommunion ist tatsächlich ein Vorauskauf des ewigen Lebens. „Wir haben den Himmel in uns“, sagt die heilige Theresia, „denn der Herr des Himmels wohnt in uns.“ Johannes Chrysostomus, der Prediger und Lehrer der Eucharistie, hat einmal geschrieben: „Jesus Christus ist der Herr. Durch seinen eucharistischen Leib bin ich nicht mehr Staub und Asche. Durch seinen Leib werde ich den Himmel erwerben und alle seine Güter des ewigen Lebens, das Los der Engel und den Umgang mit Christus.“

Im Kriege wurde einmal ein adeliger junger Mann von einer tödlichen Seuche ergriffen. Ein Kamerad stand an seinem Lager, als er starb. Er konnte der Frau des Verstorbenen melden, dass er ganz selig gewesen sei, als der Priester ihm die heilige Kommunion reichte, ja, dass er gerufen habe mit erstickender Stimme: „Das ist das Leben!“ Wahrhaftig, das ist das Leben. So frohlockt der Gläubige, und so muss der Ungläubige erschauern: Das ist der Tod.

O meine Freunde, halten wir uns an den eucharistischen Heiland, dann werden wir gehalten. Halten wir gläubig fest, was das Buch von der Nachfolge Christi einmal schreibt: „So steht denn keine Heiligkeit fest, wenn du, Herr, deine Hand zurückziehst. So nützt denn keine Weisheit, wenn du nicht regierst. So hilft denn keine Tapferkeit, wenn du nicht beistehst. So dauert denn keine Keuschheit, wenn du sie nicht schüttest. So nützt denn keine eigene Wachsamkeit, wenn dein heiliges Auge nicht wacht. Denn wenn uns deine Hand losläßt, dann versinken wir und gehen wir unter. Wenn uns aber deine Hand anfaßt, dann kommen wir ans Land und leben.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Gründe für den Niedergang der Religion

29.03.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Religion ist keine Macht mehr im öffentlichen Leben. In der Politik, in der Kunst, in der Literatur spielt die Religion so gut wie keine Rolle. Welches ist der Grund für diese klägliche Lage der heiligen Religion? Ich will zwei Gründe namhaft machen, erstens die Feindschaft der Ungläubigen, zweitens die Gleichgültigkeit der Gläubigen.

Der erste Grund für die unbedeutende Rolle, die unsere Religion in der Öffentlichkeit spielt, ist der Unglaube, ist die Feindschaft der Ungläubigen. Es sind Einzelpersonen, oft in einflußreicher Stellung, und Vereinigungen von Personen, die den Kampf gegen die Religion auf ihre Fahne geschrieben haben. Es gibt Menschen, die eine unbegreifliche Freude daran haben, anderen die Religion zu entreißen. In Mastershausen im Hunsrück lebt Herr Herbert Steffen. Er hat seine Firma Steffen-Möbel verkauft und das dafür gewonnene Geld in eine Stiftung eingebracht, die Giordano-Bruno-Stiftung. Mit dieser Stiftung finanziert er antichristliche, antikatholische Unternehmungen. Die Atheisten und Religionsfeinde haben sich eigene Organisationen geschaffen. Das Zentrum dieser Organisationen ist diese Stiftung von Herrn Steffen in Mastershausen. Verbunden haben sich die Freidenker, der Bund für Geistesfreiheit, die Humanistische Union und der Humanistische Verband. Auf allen Ebenen und mit allen Mitteln bekämpfen sie die Religion, natürlich und immer an erster Stelle die katholische Kirche; denn der Teufel hält sich an die Profis, nicht an die Amateure.

Der Kampf wird geführt einmal durch Schriften, Broschüren, Bücher. Aus der Fülle der Druckwerke nenne ich nur einige wenige. Der Autor Karlheinz Deschner schreibt im Augenblick den 10. Band – den 10. Band! – seiner „Kriminalgeschichte des Christentums“, wo er also zu Gerichte sitzt über das Christentum in seiner zweitausendjährigen Geschichte. Vor kurzem erregte großes Aufsehen das Kinderbuch von Schmitt-Salomon. „Wo bitte geht's zu Gott? fragte das kleine Ferkel.“ So heißt das Buch: „Wo bitte geht's zu Gott? fragte das kleine Ferkel.“ In diesem Buche werden alle Religionen, also nicht nur die christliche, sondern auch das Judentum und der Islam radikal niedergemacht. Man kann sich die schlimme Wirkung dieses Buches vorstellen, wenn man daran denkt, was es bedeutet, wenn etwa ein Kommunionkind davon Kenntnis nimmt, dass es darin als „Menschenfresser“ bezeichnet wird, weil es den Leib des Herrn empfängt. Menschenfresser! Seit Monaten ist ein Bestseller das Buch „Sakrileg“ von Dan Brown. In diesem Buche wird das Bild Jesu systematisch verzeichnet, ein Geflecht von kulturellen, künstlerischen und esoterischen Legenden. Hier wird eine antichristliche Lehre verkündet, die vielen Lesern Verdächtigungen und schwere Vorwürfe gegen das Christentum und die katholische Kirche einredet. Das Buch ist auch verfilmt worden, und dieser Film, der 100 Millionen – 100 Millionen! – Dollar gekostet hat, dieser Film wird in allen Ländern gezeigt, von den USA angefangen bis nach Singapur. Jesus Christus, so heißt es dort, hatte ein Verhältnis mit Maria Magdalena; seine Nachfahren leben heute noch.

Auch das Musiktheater wird in den Dienst der antikatholischen Kampagne gestellt. Seit 200 Jahren gibt es antichristliche, vor allem antikatholische Theaterstücke. Sie erinnern sich vielleicht, dass die Oper „Don Carlos“ von Giuseppe Verdi gern dazu hergenommen wird, gegen die katholische Kirche zu agitieren, obwohl jedermann weiß aus der Geschichte, aus der wahren Geschichte, dass Carlos ein verhängnisvoller Mann war, den sein Vater, König Philipp II., mit Recht so behandelt hat, wie er ihn behandelt hat. Aber in der Gegenwart ist es wieder noch massiver gekommen. In Berlin, in der Staatsoper, wird die Oper „Faust“ von Charles Gounod aufgeführt. Diese Oper wird von den Inszenierenden als ein antikatholisches Machwerk dargestellt. Faust und Mephisto tragen Mönchskutten, und im 3. Akt ist Mephisto ein Priester. In England läuft seit Monaten die Oper „Jerry Springer“. In dieser



Oper werden achttausend Obszönitäten und Flüche gezählt. Achttausend Obszönitäten, also geschlechtliche Anspielungen, und Flüche. Adam und Eva, Jesus, Maria und Joseph treten in der Hölle auf. Jesus selbst nennt sich in der Oper „ein bißchen schwul“. Auch das Kabarett, und das ist seit langem bekannt, tritt in den Dienst der antikatholischen Hetze. In Mainz das Unterhaus! Dort wird häufig gegen die katholische Kirche gezeifert. Im Augenblick tritt dort Volker Pispers auf. Von ihm wird unserer Kirche fälschlich unterstellt eine Schutzgelderpressung, indem sie nämlich Kirchensteuer einzieht. Dort fällt unter anderem der Satz: „Man muss nicht unbedingt den Holocaust leugnen, um in den Himmel zu kommen.“ Ein solcher unglaublicher Unsinn und Quatsch wird von diesem Herrn auf die Bühne gebracht. Die katholische Kirche, so behauptet er, ist die Erfinderin der Angst. Das sehen jeden Abend in der ausverkauften Phönixhalle Hunderte von Leuten.

Auch die Schule wird zum Kampfplatz gegen die Religion gemacht. Immer neu wird von den Religionsfeinden darauf hingearbeitet, die Religion aus der Schule zu vertreiben. Wenn Lehrer oder Eltern von Schülern es fordern, muss das Kreuz aus dem Schulsaal entfernt werden. Es wird offene Propaganda für die Abmeldung vom Religionsunterricht gemacht. In Berlin wird von mutigen Christen versucht, Religion als ordentliches Schulfach einzuführen, aber ich gebe der Kampagne keine Aussicht. Der Senat und alle Kirchenfeinde werden es verhindern, dass Religion ordentliches Schulfach in Berlin wird. Dafür hat der Humanistische Verband in Berlin eine atheistische Schule eingerichtet. Das ist möglich! Und Sie wissen ja auch, wie es in Rundfunk, Fernsehen, Presse, Internet aussieht. Die Sendungen und Meldungen über Religion und Kirche sind fast nur mit Reizthemen besetzt: Zölibat, Frauenordination, Empfängnisverhütung, Verfehlungen von Priestern. Vom Papst wissen die Menschen eigentlich nur eines, nämlich dass er gegen Kondome ist. Dass die Kirche jahraus, jahrein den Weg Christi lehrt, dass sie sein Evangelium verkündet, dass sie das Opfer Christi feiert, dass sie den Willen Gottes den Menschen unterbreitet, dass sie Gottesliebe und Nächstenliebe lehrt, das alles fällt unter den Tisch. Die Feinde suchen der Kirche unaufhörlich Abbruch zu tun. Wer alle diese Lästerungen, Schmähungen, Verleumdungen und Anwürfe hört und sieht, wie soll der in seinem Glauben froh bleiben?

Die Kirche in Deutschland ist schutzlos und wehrlos. Ihre Proteste verhallen ungehört, ihre Richtigstellungen der Lügen und Verleumdungen werden nicht zur Kenntnis genommen. Uns schützt kein Gesetz, kein Gericht, keine Bundesprüfstelle für jugendgefährdendes Schrifttum. Die Folgen dieser Verhältnisse sind offensichtlich: Der Glaube ist keine Macht mehr im öffentlichen Leben.

Der erste Grund ist die Feindschaft der Ungläubigen. Der zweite Grund ist die Gleichgültigkeit der Gläubigen. Gläubige sollen Überzeugung für ihren Glauben haben, sie sollen Eifer für ihn bezeigen, sie sollen begeistert von ihm sein. Aber es sind Unzählige, allzu Viele, die weder Überzeugung noch Eifer noch Begeisterung und keine Liebe zur Religion haben. Woher kommt diese Gleichgültigkeit? Nun, sicher auch aus dem Hasten und Jagen, aus dem Treiben, das die Menschen so in Anspruch nimmt. Man braucht sich ja nur einmal an eine Großstadtstraße zu stellen am Abend, um zu sehen, wie die Menschen an einem vorbeihasten. Die Menschen, die so in diesem Treiben aufgehen und untergehen, die können gar keine religiösen Gedanken mehr fassen. Der Kampf um das Goldene Kalb nimmt sie vollkommen in Beschlag. Das zehrt alle höheren Kräfte im Menschen auf. Religion braucht Ruhe, braucht Stille, braucht Besinnung. Noch niemals in der deutschen Geschichte ist die Arbeitszeit so niedrig wie heute gewesen. Aber die dadurch gewonnene Muße wird nicht zum Gebet und zur religiösen Bildung benutzt. Die Menschen wissen wenig oder nichts von der Schönheit, vom Reichtum, vom Glück der Religion. Was man nicht kennt, das kann man auch nicht schätzen. Tragen wir dazu bei, meine lieben Freunde, dass die Menschen unsere Religion kennen lernen, dass sie sie schätzen lernen, dass sie sie lieben lernen.

Dazu kommen die vielen lockenden Stimmen, die aus dieser Welt her austönen, die uns entgegenrufen von den Plakaten oder vom Fernsehen, die her austönen aus den Vergnügungslokalen, aus den Diskotheken. Alles predigt Lust, Vergnügen, Eitelkeit. Fortwährend werden die Menschen aufgefordert zu genießen, sich auszuleben, sich nichts entgehen zu lassen, ob das Essen oder Trinken oder Geschlechtslust ist. Die Lust regiert das Leben allzu vieler Menschen. Vor kurzem wurde eine Untersuchung angestellt über den Zusammenhang zwischen sexuell aggressiver Musik und dem Zeitpunkt des ersten Geschlechtsverkehrs. Es besteht ein solcher Zusammenhang zwischen sexuell aggressiver

Musik und dem frühen, allzu frühen Zeitpunkt des ersten Geschlechtsverkehrs. Unter dem Ansturm der Verlockungen und Versuchungen wird die leise Stimme des Gewissens, aber auch der laute Ruf der Glocken nicht mehr gehört. Die Religion fällt aus dem Blickfeld der Menschen heraus.

In anderen Ländern tobt eine blutige Verfolgung, aber bei uns gibt es auch eine Verfolgung, wenn auch vorläufig noch unblutig. Nicht mit blutigen Waffen wird gekämpft, sondern mit schmeichelndem, süßem Gift. Gott wird häufig überhaupt nicht mehr erwähnt, um so mehr aber die Kirche. Und wer die Kirche madig macht, der trifft Gott, denn die Kirche ist der Herold Gottes. Wer den Herold verunglimpft, der entwertet die Botschaft.

Die Menschen haben fast nichts mehr im Sinne als Sport und Putz, den Tarif und den Beruf. Diese Verfolgung entreißt der Kirche Hunderttausende, ja Millionen. Wir haben in Deutschland kaum noch 15 Prozent praktizierende katholische Christen. Hunderttausend gehen jedes Jahr verloren durch Mischehen, und die Abfälle gehen in die Zehntausende. Dazu kommt der Mangel an religiöser Erziehung im Elternhaus. Er läßt sich schwer nachholen. Was das Elternhaus einmal versäumt hat, das ist kaum wieder einzubringen. Vor einiger Zeit kam ein Kind aus der Religionsstunde nach Hause und sagte zum Vater: „Vater, ich bin gar nicht so fromm erzogen wie die anderen Kinder. Die anderen Kinder wissen viel mehr von der Religion als ich.“ Der Vater hat darüber gelacht; er hat es scherzweise am Biertisch erzählt. Der Vater weiß nicht, was es heißt, verantwortlich für eine Kinderseele zu sein. Es ist die furchtbare Verantwortung für die Menschen, die uns anvertraut sind.

Es gibt ein Wort der Heiligen Schrift, das die ganze Tragik des gleichgültigen Menschen in sich faßt: „Ich weiß, spricht der Heilige Geist, dass du weder kalt noch warm bist. O wärest du doch kalt oder warm. Da du aber lau bist und nicht kalt oder warm, so bin ich daran, dich aus meinem Munde auszuspucken. Du sprichst: Wohlhabend bin ich und reich. Ich brauche nichts. Du weißt nicht, dass du elend bist und arm, blind und nackt.“ Mit einer Sprache, die man nicht wieder vergißt, hat hier der Heilige Geist die ganze Armut des im Glauben erkalteten Herzens geschildert. Es ist, als würde der Heiland heute hintreten zu der ungezählten Schar der Menschen, die ganz zufrieden ist, wenn sie am Ersten ihr Gehalt bekommt, abends ins Theater geht und alle Jahre einmal oder mehrmals in Urlaub fährt. Es ist, als würde der Herr zu ihnen sprechen: „Ihr denkt, ihr seid reich und braucht nichts. Ihr wißt nicht, dass ihr elend seid und erbärmlich.“ Und es ist, als ob der Heiland durch unsere Kaufhäuser ginge und dort die Menschen sähe, die ihre Lust im Kaufen und Verkaufen finden, für die Erwerben und Besitzen das höchste Glück bedeutet. Es ist, als ob er zu ihnen spräche: „Ihr sprecht: Wohlhabend bin ich und reich, und ihr wißt nicht, dass ihr arm und blind seid.“ Und zu den Leuten, die den Sonntag auf dem Sportplatz verbringen, würde der Herr wohl heute sagen: „Ihr meint, ihr braucht sonst nichts, und wißt nicht, dass ihr elend seid und arm, blind und nackt.“

Meine lieben Freunde, die im Glauben gleichgültige Seele ist und bleibt eine Seele ohne Heimat und Vaterhaus, eine Seele, die nicht weiß, wohin sie gehört. „O dass ihr doch warm oder kalt wäret. Doch weil ihr lau seid, will ich euch ausspucken aus meinem Munde.“ Das ist das Los der Menschen, die nicht wissen, wem sie gehören. In der Welt können sie nicht aufgehen, denn ihre Gottgehörigkeit läßt sich nicht abschütteln. Das Glück der Kinder Gottes kennen sie nicht, weil sie sich nicht darum bemüht haben. Vor einiger Zeit erzählte in einer kleinen Gesellschaft eine brave katholische Frau ihre Lebensgeschichte. Sie sagte: „Es gab eine Zeit in meiner Jugend, in der ich zu großer Gleichgültigkeit und Lauheit neigte. Da besuchte ich eines Tages einen nahen Verwandten, einen bekannten Künstler. Er hatte bereist die Schwelle des Alters überschritten. Im Glauben war er fast völlig erstorben. Ich fragte ihn in meinem Leichtsinne: Sag mal, wie soll ich's mit der Religion halten? Ich fühle mich beengt durch alle die Vorschriften des Glaubens. Da sah mich der alte Herr schweigend mit einem langen Blick an, und dann sagte er mit eigenartiger Betonung: Maria, behalte, was du hast, denn du hast nichts an dessen Stelle zu setzen. Die Frau schloß ihre Erzählung: Diese Worte habe ich nicht vergessen.“ Vielleicht hat es dem alten Mann auch gedämmert, was er verloren hat, als er seinen Glauben preisgab. Was hat er eingetauscht dafür, als er den Glauben hingegeben hat? „Du hast nichts an dessen Stelle zu setzen!“ Keine Wärme, keine Liebe, keine Heimat.

Darum, meine Lieben Brüder und Schwestern, behaltet, was ihr habt. Haltet euren Glauben fest mit ganzem, starkem Herzen. Betet, dass Gott euren Glauben bewahre und behüte, und betet für eure gleichgültigen Brüder und Schwestern! Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Ostern – hohes Fest christlicher Freude

12.04.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, in heiliger Osterfreude Versammelt!

„Das ist der Tag, den der Herr gemacht hat, laßt uns frohlocken und fröhlich sein an ihm!“ Dieser Psalmvers kennzeichnet die Liturgie des Ostertages, ebenso wie der immer wiederkehrende Jubelruf „Alleluja!“ Das heißt „Preiset den Herrn!“ Ostern war und ist das Hochfest der christlichen Freude, die froheste Botschaft im Evangelium, das ja selbst eine frohe Botschaft ist. „Christ ist erstanden“, so verkündet uns das Engelwort und erinnert uns an ein anderes Engelwort, nämlich: „Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren.“ Die Sonne geht auf, als die Frauen zum Grabe eilen, und der Stern von Bethlehem leuchtete über der Krippe. Und so feiert die Kirche das Osterfest mit aller erdenklichen Pracht, mit Jubelliedern, mit rauschender Musik und mit festlichen Speisen. Auch das gehört zum Osterfest.

Die Freude hat die Kunst in der Menschheit geboren. Die christliche Freude ist verantwortlich für die christliche Kunst. Wir kennen die Katakomben in Rom, die Grabstätten, und wir würden erwarten, dass dort Moder und Grab uns anwehen. Aber nein, die Wände der Katakomben tragen überall die Sinnbilder des Auferstehungsglaubens. Die Farben und Linien der Wandmalereien künden uns das neue Leben, das Christus gebracht hat, künden uns den neuen Frieden zwischen Himmel und Erde, den er beschafft hat, künden uns die ewige Freude, die dem Wandel mit dem Auferstandenen verheißen ist. Die erste Zeit scheute sich, das Auferstehungsdrama selbst im Bilde darzustellen. Aber man hat auf die Vorbilder der Auferstehung zurückgegriffen, also zuerst auf den Jonas im Bauch des Fisches. Auf den hatte ja Jesus selbst verwiesen: „Es wird den Menschen kein anderes Zeichen gegeben werden als das Zeichen des Jonas.“ Ein anderes Vorbild Jesu war Samson, der mit seinen Riesenkräften die Gefängnistüren sprengte und sich Freiheit verschaffte. Ein drittes Vorbild war Joseph in Ägypten. Er wurde wegen falscher Anklagen ins Gefängnis geworfen, aber in wunderbarer Weise befreit. Alle diese Vorbilder Jesu sind in den Katakomben zu besichtigen.

Vom 4. Jahrhundert an haben die Christen Symbole für Christus an die Wände gemalt: das Kreuz, die Wächter, die das Grab bewachen, auch ein Monogramm Christi mit einem Eichenkranz umgeben als dem Siegeszeichen. Erst vom 12. Jahrhundert an wagten die Christen das Geschehen, von dem uns ja nicht einmal die Evangelisten einen Bericht geben; das Geschehen selber berichten sie nicht, nur die vollendete Tatsache. Vom 12. Jahrhundert an also wagten die Christen die Auferstehung darzustellen. Jesus entsteigt lichterhell dem Grabe, eine Siegesfahne in der Hand, und die Engel stehen schauernd davor, die Wachen stürzen zu Boden. Sie alle kennen das ergreifende Auferstehungsbild des deutschen Meisters Grünewald auf dem Isenheimer Altar. Und auch die ersten Anfänge heiliger Dramatik verdanken wir dem Osterfest. Die Sequenz, die wir soeben gebetet haben, die Sequenz des Osterfestes trägt den Keim eines Zwiegesprächs zwischen Maria Magdalena und den Gläubigen in sich: „Magdalena, künd uns an, was staunend deine Augen sah'n.“ „Ich sah das Grab, vom Tod befreit und des Erstandenen Herrlichkeit.“ Und dann kommen auch noch die Engel zu Worte: „Wen suchet ihr?“ fragt der Engel die Frauen. „Jesus von Nazareth, den Gekreuzigten.“ Die Antwort des Engels: „Er ist nicht hier, er ist auferstanden, wie er vorhergesagt hat.“

Meine Freunde, solange die Erde steht, werden die Gläubigen allen Grund haben zur Fröhlichkeit an diesem Tage. Denn die Ostertatsache des Sieges Jesu über Tod und Grab und alle feindlichen Mächte ist das unerschütterliche Fundament unseres Glaubens an seine Gottheit, das unerschütterliche Fundament unserer Gewißheit, das Heil erlangt zu haben, das unerschütterliche Fundament unserer Hoffnung auf fröhliche Urstände am Jüngsten Tage.

Die Auferstehung Jesu ist das Fundament unseres Glaubens an seine Gottheit. Dass der Vater im Himmel seinen Sohn die Verwesung nicht schauen ließ, sondern ihn dem Tode entriß, bestätigt seine Verkündigung, bekräftigt seinen Anspruch, der Sohn Gottes zu sein. Jetzt wissen wir, dass er kein Verführer war, wie die Juden sagten, sondern dass er der Anführer des Lebens ist. Jetzt wissen wir, dass er von Gott ausgegangen ist und zu Gott zurückgekehrt ist. Jetzt wissen wir, dass er nicht lügt, wenn er sagt: „Ich und der Vater sind eins.“ Jetzt wissen wir auch, dass unser Heiland mächtig, allmächtig ist. Wer den Tod besiegt, der vermag alles, denn mehr an Kraft ist nicht möglich. Zu ihm gehören wir. Er hat uns von der Sündenmacht befreit, er hat uns der Teufelherrschaft entrissen, er wird auch uns nicht im Totenreich lassen. Wir hoffen, dass an uns geschehen wird, was an ihm geschah, denn wir sind mit Jesus zusammengewachsen. Es kann nicht anders sein, als dass er uns aus dem Tode entreißen wird, wie er den Tod besiegt hat. Wir sind nicht mehr zu trennen von Jesus, dem Todesüberwinder. Wir werden leben, wie Jesus lebt; wir werden mit Jesus leben und deswegen leben. Wer an ihn glaubt, der wird leben, auch wenn er gestorben ist.

Als die Jünger vor die Welt hintraten, da bezeichneten sie sich als Zeugen der Auferstehung. Von der wirklichen Auferstehung Jesu Zeugnis zu geben erachteten sie als das Kernstück ihres Berufes, als das Kernstück einer jeden Predigt. Was ist ein Zeuge? Ein Zeuge ist ein Mensch, der berichtet, was er beobachtet hat. Die Apostel bezeugen eine Tatsache. Für diese Tatsache haben sie gelebt und sind sie gestorben. Da höre ich den Einwand des Unglaubens: Auch andere sind für ihre Lehre gestorben, auch Kommunisten, auch Nazis sind bis zum Tode ihrer Lehre treu geblieben. Gewiß. Aber was die Apostel bezeugen, das ist eine Tatsache; nicht eine Lehre, nicht eine Ideologie, nicht eine Weltanschauung. Was sie bezeugen, ist eine Tatsache, und sie sterben für eine Tatsache. Vierzig Tage ist der Herr ihnen erschienen und hat ihnen Aufträge erteilt in Galiläa, in Jerusalem. Er hat sie mit Vollmachten ausgestattet. Mit der Botschaft: „Jesus lebt!“ trat Petrus am Pfingstfest vor die Menge, und als der Hohe Rat ihn hindern wollte zu reden, da sagte er: „Wir können nicht schweigen von dem, was wir gesehen und gehört haben. Wir können es nicht!“ Und so sind alle Apostel hinausgezogen in die Welt und haben Jesus, den Auferstandenen, verkündet. Mit Mut und Todesmut haben sie diese Botschaft bis an die Grenzen der Erde getragen, denn in ihnen war die Kraft der Auferstehung. Die Weltgeschichte wurde von diesem Datum aus vollkommen verändert. Das Antlitz der Erde wurde erneuert. In jedem Einzelnen, in jeder Gemeinde, in der ganzen Weltkirche erblühte ein Garten von Tugend und Glückseligkeit in Glanz und Kraft der Ostersonne. Jawohl, meine lieben Freunde, die Tugenden, wie wir und andere zu erwerben suchen, die Tugenden, die unsere Heiligen geschmückt haben, sie sind der Widerschein der Ostersonne. Sie stammen aus der Kraft der Auferstehung.

Gewiß war das Evangelium eine Frohbotschaft für alles, was Menschenantlitz besitzt. Aber mit besonderem Verlangen mußten diese Botschaft jene aufnehmen, die vom Leid des Lebens gezeichnet sind, die vom Leben nichts mehr zu erwarten hatten, die vor dem Eingang ins Jenseits standen. Nun gab es keinen mehr, der so arm war, dass nicht eine große Hoffnung in ihm aufstrahlte: „Vertraut! Ich habe die Welt überwunden.“ „Selig die Trauernden, denn sie werden getröstet werden.“ Was bedeuten nun Erdenkummer und Erdenleid und Erdenlast gegenüber der frohen Zuversicht, dass nichts umsonst gelitten wird, was einer im Glauben an Jesus besteht? Dass alles, was auf Erden zerschlagen wurde, ein herrlicheres großes Ganze gewinnt, als es vorher besessen hat, und nach gerade der beschwerlichsten Erdenreise am sichersten zur Höhe führt. Osterlicht leuchtet von nun an über den Gräbern unserer lieben Verstorbenen. Gott will allen ewiges Leben geben. Zur Unsterblichkeit der Seele die Auferweckung des Leibes in unvergleichlicher Glorie, wenn wir nur gläubig Ja gesagt haben zur Osterbotschaft, wenn wir nur ihre Forderung nach Heiligung in uns verwirklicht haben. Wie durch einen Menschen der Tod, so kommt durch einen Menschen die Auferstehung von den Toten. Und dieser Mensch ist unser Heiland, der Gottmensch Jesus Christus. Wir sind nicht nur eine Gemeinschaft mit ihm im Leiden, nein, wir sind auch eine Gemeinschaft in der Verheißung und der Erfüllung.

Der Name des alttestamentlichen Osterfestes war Pascha, das heißt Vorübergang. Dieser Name erinnerte an das Vorbeigehen des Würgengels vor den Häusern der Israeliten in Ägypten, während er die Erstgeburt der Ägypter schlug. Dieser Name „Vorübergang“ ist auch für uns Christen von großer Bedeutung und tiefer Sinnfülle. Ist nicht alles Erdenleben ein einziges Vorübergehen? Geht nicht je-

des geschaffene Ding im Kommen und im Gehen an uns vorüber? Und muss nicht auch unsere eigene Gestalt vergehen? Nur zu einem kurzen Gastspiel gleichsam sind wir auf dieser Bühne des Lebens. Deswegen besteht in uns eine unauslöschliche Sehnsucht, ein unstillbares Heimweh. Selbst in den glücklichsten Stunden können wir uns davon nicht befreien. Wir haben hienieden keine bleibende Stätte, sondern wir suchen die zukünftige. Was unsere Gegenwart mit der herrlichen beständigen ewigen Zukunft verbindet, das ist das Gotteslob. Alleluja – laßt uns den Herrn preisen! Lob Gottes hier wie dort. Lob Gottes hier von den Wachenden, dort von den Sicherem, hier von den Sterblichen, dort von den Unsterblichen, hier in der Hoffnung, dort im Besitz, hier auf dem Weg, dort in der Heimat. Erst dort drüben, meine lieben Freunde, ist das wahre große Osterfest des Triumphes, der Rettung, der Verklärung und der Auferstehung. Dort drüben ist der Tag, der keinen Sonnenuntergang mehr kennt, der ewige Sonntag, der keine Werktage mehr nach sich zieht.

Es ist nicht zu leugnen, dass unser großer Dichter Goethe Christus mehr verbunden war, als er selbst es wahrhaben wollte. Denn gerade an den Höhepunkten seines Schaffens gab er dem christlichen Glauben die Ehre, fand er keine andere Lösung, als die in Christus uns geschenkt wurde. So beginnt und endet sein Menschheitsdrama „Faust“ mit christlichen Motiven, und sie sind nicht nur zum Schmuck verwendet, sondern weil es eben nichts Erhabeneres, nichts Schöneres gibt als die christliche Wahrheit. Sie gibt die letzten Antworten, wo der Dichter selbst keine Antwort zu geben wußte. Ein ergreifendes Ostererlebnis wird uns am Beginn des Dramas geschildert. Faust hat schwer gegrübelt und ganz verbittert die Osternacht über seinen Büchern gegessen. Als der Morgen anbricht, da achtet er gar nicht darauf, weil in seiner Seele nur Mutlosigkeit, Traurigkeit, Finsternis und Verzweiflung ist. Wissen kann er nichts, was zu wissen er begehrt, und glauben kann er nicht, weil er auf den Glauben stolz verzichtet hat. In seiner Seelenqual gesteht er sich: „So kann uns will ich nur noch eines – sterben!“ Er greift nach einer glänzenden Phiole, die Gift enthält. Er gießt den giftigen Inhalt in eine Schale und setzt diese Schale an seine Lippen, um all seinem Unfrieden und Leid ein rasches Ende zu machen. Da ertönt plötzlich von draußen Osterglockenklang, und er hört Engelstimmen jubeln: „Christ ist erstanden. Freude den Sterblichen, den die verderblichen schleichenden erblichen Mängel umwunden.“ Verwirrt und beschämt, erschüttert und wunderbar getröstet läßt Faust fallen, was er in seinen Händen hält, Erinnerungen an selige, Gott vertrauende Kindheitstage steigen in ihm auf und erfüllen ihn mit tiefer Wehmut. Der alte Osterglaube steht wieder auf und wird in ihm lebendig. Mit bebender Stimme fleht er: „O tönent fort, ihr süßen Himmelslieder, die Träne quillt, die Erde hat mich wieder.“ Im neuen Licht des Ostertages winkt ihm ein neues, volles, echtes Leben, nach dem er gierig hungert, dem er jetzt nun fest und fröhlich entgegenschreitet. Wohl sucht er das Glück auf vielen Wegen, wo es nicht zu finden ist, aber zum guten Ende wird doch sein Streben gesegnet mit der Liebe von oben, mit der Gnade Gottes.

Wir Christen wissen, dass wir von Gott Gnade um Gnade und ewiges Heil erhoffen dürfen, dass gerade der Ostertag der größte Gnadentag für uns ist. So gebe denn der gütige Gott, dass von der Gnade dieses Tages auch etwas an Licht und Kraft und Trost auf unsere künftigen Erdentage falle.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Grund für die christliche Osterfreude

13.04.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir wünschen einander ein frohes Osterfest, und das ist richtig, denn Ostern ist ein Fest der Freude. Deswegen ertönt tausendfach der Ruf: „Alleluja – Laßt uns den Herrn preisen! Das ist der Tag, den der Herr gemacht hat, laßt uns frohlocken und fröhlich sein!“ Worüber freut sich denn so die Kirche? Gewiß in nächster Linie über die Täuflinge, denn in den alten Zeiten der Kirche war das Osterfest der Tauftag, der einzige Tauftag des Jahres, und da entstiegen den fruchtbaren Wassern die Scharen in weißen Gewändern. Aber die Kirche hat freilich immer gewußt, dass die Erneuerung im Wasser und im Heiligen Geiste nur die Auswirkung einer ganz anderen Erneuerung war, eine Auswirkung der Auferstehung Jesu. Was den Täuflingen mitgeteilt wurde, das hatte Jesus verdient, und das wurde ihnen jetzt zugewendet.

Und welches waren die Motive, von denen die Auferstehungsfreude in Bewegung gesetzt wurde? Können wir noch an dieser Freude teilnehmen, so wie Paulus es empfunden hat, der geschrieben hat: „Wenn Christus nicht auferstanden ist, dann ist eitel unsere Predigt, dann ist eitel euer Glaube, dann seid ihr noch in euren Sünden, dann sind wir die armseligsten aller Menschen.“ Die Osterfreude der Kirche hat einen dreifachen Grund. 1. Christus wurde verherrlicht, 2. Die Jünger wurden getröstet, 3. Jede gläubige Seele wurde gestärkt.

Christus wurde verherrlicht. Aus bitterstem Leiden und Sterben ist er hervorgegangen in die Herrlichkeit und Seligkeit. Unbegreiflich tief wie seine Verlassenheit ist auch die Glücksfreude, die jetzt sein Herz erfüllt. Und die Kirche nimmt daran teil, wie sie an allem teilnimmt, was über Jesus gekommen ist, was ihn bewegt von seiner Geburt im armen Stalle, sie nimmt teil an seiner Verborgenheit in Nazareth, an seinem mühevollen Wanderleben, an seiner Ölbergsnot, an seinem Kreuztragen, an seinem Sterben. So nimmt sie auch teil an seiner Herzensfreude. Sein Leid ist ihr Leid, seine Freude ist ihre Freude. Eine solche Freudens- und Leidensgemeinschaft ist aber nur möglich, wenn es eine Herzensgemeinschaft gibt, wenn eine Liebesgemeinschaft damit verbunden ist. Nur wer die Liebe hat, der versteht das. Die Freude und das Glück über den, den man liebt, ist eine Freude, die auch uns überströmt mit Glück und Freude. Wenn einer die Ölbergsnot des Herrn so gesehen hat wie der Engel, den das Erbarmen zwang, herniederzusteigen, um den Gebeugten zu trösten, wenn er so hinter dem geliebten Kreuzträger hergegangen wäre wie seine Mutter, mit so schwerem Herzen, wenn einer das Kreuz des Meisters so umfangen hätte wie Maria Magdalena mit ihrem todeswunden Herzen, dann würde er verstehen, was Osterfreude sein könnte. Dann würde er Himmel und Erde hineinreißen wollen in seine Freude. Und das tut die Kirche. Sie sucht die glückselige Mutter Maria noch zu übertreffen mit ihrer Freude. Wochenlang, tausendmal, hunderttausendmal singt sie in diesen Tagen: „Sei begrüßt, Königin. Regina caeli laetare, freue dich, Himmelskönigin, das Leid ist alles hin. Der Herr ist erstanden.“ Und an der Osterbotschaft der Maria Magdalene kann sich die Kirche gar nicht genug hören. Die ganze Oktav von Ostern wird der herrliche Hymnus, diese herrliche Sequenz gesungen: „Maria, künd uns, was staunend deine Augen sah'n.“ „Ich sah das Grab, vom Tod befreit, der Herr erstand in Herrlichkeit. Und als Zeugen die Engel drinnen, das Schweiß Tuch und die Linnen. Ich weiß, dass mein Herr erstand, der meine Hoffnung ist, mein Heiland.“

Christus wurde verherrlicht. Er ist auferstanden. Er ist wahrhaft auferstanden. Achten Sie bitte, meine lieben Freunde, auf das Wort „wahrhaft“. Darin liegt nämlich die Abweisung der Meinung, Jesus sei nur in das Kerygma auferstanden, wie Herr Bultmann in Marburg meinte. Christus ist wahrhaft auferstanden, d. h. mit seinem Leibe. „Secundum carnem“, wie die Kirche im Brevier und in der

Ostermesse die ganze Festzeit über uns verkündet: „secundum carnem“ – nach dem Fleische ist er auferstanden. Nicht in seiner irdischen Gestalt. Das ist geschehen mit Lazarus, mit dem Töchterchen des Jairus und mit dem Jüngling von Naim. Nein, er ist auferstanden in einer himmlischen Seinsweise. In dieser verklärten Wirklichkeit ging er zum Vater, kehrte zurück zu dem, von dem er ausgegangen war. Jetzt, nachdem er alles vollbracht hatte, was der Vater ihm aufgetragen hatte, nahm er den Lohn für seinen Gehorsam, für sein unerhört schweres Leben und für sein bitteres Sterben entgegen. Jetzt thront er zur Rechten des Vaters. Jesus wurde verherrlicht.

Und damit kommen wir schon zu dem zweiten Grund der Osterfreude: Die Jünger wurden getröstet. Wir können uns kaum vorstellen, welche Verwüstungen der Karfreitag in ihren Seelen angerichtet hatte. „Wir hatten gehofft“, sagten die beiden Jünger, die von Jerusalem nach Emmaus gingen. „Wir hatten gehofft.“ Und was hatten sie gehofft? Nun, dass Jesus sein Volk erlösen werde. Die größte, die sehnlichste Hoffnung, die in diesem Volke lebte, die sollte durch ihn erfüllt werden, die Hoffnung des auserwählten Volkes, dass er es erlösen werde. Aber jetzt war alles zu Ende. Er war verraten, von einem Jünger ausgeliefert, von der geistlichen und von der weltlichen Obrigkeit verurteilt, grausam und schmähslich hingerichtet. Und jetzt hofften sie nicht mehr. Und siehe da, es kam seine Auferstehung. Mitten im starren Entsetzen, in der Nacht einer lichtlosen Verzweigung ging das Leben und das Licht auf, so strahlend und siegreich, wie sie es sich in ihren kühnsten Träumen nicht hätten vorstellen können. Nun war also nichts zu Ende; jetzt begann erst alles, nun, da die Sonne schon aufgegangen war, wie uns Markus berichtet. Morgen war es, Morgenstunde der Weltgeschichte, Morgenstunde eines unsagbar herrlichen Tages, Morgenstunde ewigen Lichtes. Und wenn auch das Volk in seiner Masse und mit seinen Führern noch nicht allzugleich an die Auferstehung glauben konnte, die Jünger wissen doch, dass ihr Heiland lebt, dass der Meister die Welt überwunden hat, denn sie haben ihn gesehen. Sie wissen, dass er ihr Herr und Gott ist und dass er es immerdar und in alle Ewigkeit bleiben wird.

Diese triumphierende Gewißheit, meine lieben Christen, ist auf die Kirche übergegangen und sie ist nicht kleiner, sie ist eher stärker geworden. Die Kirche ist ja die fortlebende, wachsende Jüngerschar von damals. Sie ist es, die mit jahrtausendelanger Unermüdlichkeit den Weg von Emmaus nach Jerusalem läuft und die Osterbotschaft trägt. Sie ist es, die Petrus und die Elf mit sich führen, denen er erschienen ist. Sie ist die Gemeinschaft der fünfhundert Brüder, die ihn auf einmal gesehen hat. Sie ist das neue Volk, das aus den Finsternissen und den Schatten des Todes an das Licht kam, gerufen von der Botschaft des Lichtes und der Freude. Und so stark ihr Dasein ist, so gewaltig ist der Ruf, der sie zusammengeführt hat, der Ruf: „Der Herr ist wahrhaft auferstanden.“ Das Dasein der Kirche, meine Freunde, das Dasein der Kirche ist der Beweis für die Auferstehung des Herrn. Ohne die Auferstehung Jesu wäre die Sache Jesu zu Ende gewesen, hätte sich die kleine Jüngerschar verlaufen, wäre jeder wieder zu seiner Erwerbsarbeit zurückgekehrt. Man muss ja blind sein, wenn man den Zusammenhang zwischen der Entstehung der Kirche und der Auferstehung nicht sehen will. Jesus lebt, und die Jünger wurden getröstet.

Darum ist die Kirche auch so zuversichtlich. Sie ist so zuversichtlich wie die Ostergemeinde in Jerusalem, so froh und sicher trotz aller Dämmerungen und Ärgernisse, die noch über dieser Erde liegen, ihres Weges gewiß und ihres Sieges trotz des langen Wartens auf die Herrlichkeit des Herrn. Die Sonne ist aufgegangen, ist eben aufgegangen. Sie zieht schon ihre Bahn, freilich mit der Langsamkeit der Jahrtausende. Aber sie ist schon aufgegangen. Die Kirche weiß unbeirrbar sicher: Ich wandle bereits am Tag und nicht in der Nacht. Und es wird nie wieder Nacht werden. Es wird Abend, so sagen die beiden Emmausjünger, es wird Abend, Herr, und die Schatten haben sich geneigt. Das war eine Äußerung des Kleinmuts der Jünger, die noch nichts wußten. Aber nein, es wird nicht mehr Abend werden. Im Laufe der Jahrhunderte sind viele Dunkelheiten über die Kirche gekommen, aber Nacht ist es nicht mehr geworden. Die Sonne steht allzeit über den Weinbergen des Herrn. Und auch heute, meine lieben Freunde, wenn wir die Betrübnisse und die Bitterkeit der letzten Wochen und Monate bedenken, die Irrungen und Wirrungen, die Angriffe gegen den Stellvertreter Jesu, unseren Heiligen Vater: Das sind nur Wolken, die über den Himmel ziehen, aber Nacht wird es nicht mehr. Und darum ist die Kirche, die Jüngerschar so geduldig und so ruhig. Die ersten Jünger wollten ja den Lauf der Dinge beschleunigen, und deswegen fragten sie Jesus vor der Himmelfahrt: „Wirst du jetzt das Reich Gottes aufrichten?“ Jesus sagte: „Es ist nicht eure Sache, die Zeitläufte und die Zeitpunkte zu wissen,

die der Vater in seiner Allmacht bestimmt hat.“ Die Kirche von heute will ihren Lauf nicht mehr beschleunigen. Sie weiß, dass der Vater im Himmel mit Jahrtausenden rechnet und dass diese Jahrtausende ihr gehören. Wie lange sie auch dauern mögen, sie sind doch schon von der aufgegangenen Sonne erleuchtet. Es ist Tag, ewiger Tag, der Tag, der der Herr gemacht hat.

Wahrhaftig, die Jünger wurden getröstet. Und so ist denn auch das Dritte zu sagen, nämlich: Jede einzelne Seele wurde gestärkt; denn Jesus lebt. In ihm ist ihr ein lebendes Herz und ein liebendes Herz gegeben worden, eine Heimat und eine Nähe jenseits von Grab und Tod. Wir Menschen können eben doch das Gefühl nicht loswerden, dass die Toten weit fort sind, weit fort in einem Lande, wohin zwar unsere Gebete gehen, aber nicht unsere Tränen, unsere Einsamkeit und unser Heimweh. Darum liegt ein Hauch von Schwermut und Kleinmut selbst noch über den christlichen Gräbern. Und wenn wir auch darüber schreiben: „Wiederssehen ist eine Hoffnung“, so ist es halt doch nur eine Hoffnung und noch nicht Wirklichkeit. Und nun siehe, das liebste Herz, der vertrauteste Freund, das kostbarste Leben, das wir je hatten, ist zurückgekommen aus dem fernen Land der Toten. Wenn wir an Jesus denken, ist es nicht, wie wenn man an einen Toten denkt, nein, er lebt. Seine Seele lebt, sein Leib lebt, sein Herz schlägt, sein Auge strahlt, seine Hand ist warm und sein Mund redet. Und wenn er auch in seiner Unsichtbarkeit verharrt für eine kleine Weile, er kann doch jeden Augenblick hervortreten. Er ist da und nahe. Er hört unsere leisen und lauten Worte. Er sieht unsere kleinen und armseligen Werke, aber auch unser starkes und gutes Tun. Wir hören seine Worte: „Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt.“ Es ist wahr, es ist keine Illusion: Er ist bei uns. Er nährt und trinkt uns mit seiner Gnade und Wahrheit. Er stärkt und tröstet uns mit seinen Führungen und Einsprechungen. Er erhellt und erleuchtet uns mit seinem Licht uns seinen Geboten und mit seinen Verheißungen. Er ist bei uns, und er bleibt bei uns, denn Jesus lebt und stirbt nicht mehr!

Mag der Unglaube toben, mögen die Feinde der Kirche klaffen, Jesus ist ihren Angriffen entzogen. Er thront in himmlischer Höhe, und er wartet. Er wartet auf die Stunde, die der Vater bestimmt hat, und in der es einmal heißen wird: „Ich sah den Gottlosen hoch erhaben wie eine Zeder. Ich ging vorüber, und er war nicht mehr.“ An seiner Hand gehen wir in die Unsterblichkeit, dem seligen ewigen Leben entgegen, dem Leben mit ihm und in ihm. Wir wissen nun, dass auch wir überwinden werden den Tod und die Sünde und alle Schrecknisse der Höhe und der Tiefe, überwinden um dessentwillen, der uns geliebt hat, denn er lebt und stirbt nicht mehr. Die Sonne ist schon aufgegangen für einen jeden einzelnen von uns. Und das ist die erste Morgenstunde, die Jahre und Jahrzehnte, die wir hienieden wandeln. Wie die Jünger, die zum Grabe eilten, stehen auch wir an der Schwelle eines dunklen Gewölbes. Auf der einen Seite schauen wir die Finsternis des Todes, die aus dem Grab zu uns spricht, in das wir selbst hineingelegt werden, ich heute, du morgen. Auf der anderen Seite aber sehen wir der aufgehenden Sonne entgegen, die aus dem Grab erstiegen ist und über den Gräbern steht. Und in ihrem warmen Schein werden auch wir ruhen, wenn einmal unser Leib dahinfällt. Ihr warmer Schein wird auch uns auferwecken, auch dem Leibe nach. Denn es ist unmöglich, dass etwas von der Liebe im Grabe bleibt. Es ist unmöglich, dass die Liebe etwas im Grabe verkommen läßt. „Ich stehe auf“, so heißt es im Eingang der Ostermesse, „um immerfort bei dir zu sein.“ So spricht die im Grab versenkte Liebe Gottes. „Ich stehe auf, um immerfort bei dir zu sein.“ Und so wird auch uns dereinst unsere heilandliebende Seele und unser Leib aus dem Tod heraus Gott entgegenlaufen: „Ich stehe auf, um immerfort bei dir zu sein.“ Die Auferstehung ist das Werk einer Liebe, die nur leben kann, einer Liebe, die nur lebendig machen kann. Und sie stirbt nicht mehr. Der Tod hat keine Macht mehr über sie.

Amen.



Prof. Dr. Georg May

„Durch seine Wunden sind wir geheilt“ (Is 53)

19.04.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die meisten von Ihnen werden schon einmal ein Bild des Isenheimer Altares gesehen haben. Dieses große Kunstwerk ist in Colmar zu besichtigen. Es stammt von dem deutschen Meister Matthias Grünewald. Auf diesem Tafelgemälde ist einmal die Kreuzigung Jesu in erschütternder Weise dargestellt, aber auch seine Auferstehung in ergreifender Weise. Da ist zu sehen, wie der Herr in lichtvoller Gestalt gegen Himmel fährt. Die Hände glänzen; aus seinen Wunden fährt es wie kleine Blitze und sein Haupt ist von Lichtglanz umhüllt. Wahrhaftig, dieses Gemälde ist eine Predigt durch die Kunst. Es ist ein Lehrwort, ein Lehrwort, dessen wir uns heute bedienen wollen, um nachzudenken, warum der Herr, der auferstandene Herr die Wunden, die Male der Wunden, die Merkmale der Wunden beibehielt, als er siegreich aus dem Grabe erstieg.

Der erste Grund ist darin gelegen: Für eine unerhörte Tatsache braucht es auch unerhört starke Beweise. Wohl hatte der Herr den Jüngern seine Auferstehung vorhergesagt, aber über der Katastrophe des Karfreitags vergaßen sie das Halbbegriffene. So kam es, dass sie die Wiederkehr des geliebten Meisters in das Leben zu glauben sich nicht getrauten, dass sie vor der Erscheinung, die plötzlich vor ihnen stand bei verschlossenen Türen, zutiefst erschranken. Jesus hat drei Weisen benutzt, um zu zeigen, dass er der mit sich identisch gewordene Herr ist. Er ist kein anderer geworden, er ist derselbe geblieben, aber er ist anders geworden. Der erste Hinweis war sein Gruß: „Der Friede sei mit euch!“ So hat er sie immer begrüßt. Das Zweite war sein aufmunternder Hinweis: „Ich bin es selbst.“ Ich bin mit mir identisch. Der Auferstandene ist kein anderer als der Gekreuzigte. Und schließlich, was den Jüngern den letzten Zweifel aus dem Herzen verscheuchte, der Beweis, der sie gewissermaßen überwältigte und zur Anbetung führte, das waren die Zeichen der Kreuzigung, die er an sich trug. „Seht her, meine Hände und meine Füße!“

Nie, meine Freunde, nie hat der Unglaube Unglaubwürdigeres empfunden, als da, wo er den Einwurf machte, die durch den Tod tief betrübten Jünger hätten Phantasievorstellungen gehabt, in denen sie Jesus zu sehen meinten. Wie schroff der Bericht, der nüchterne Bericht der Evangelien dieser Vorstellung widerspricht, liegt auf der Hand. Die Jünger wurden durch die Tatsache überwunden, nicht durch eine Wunschvorstellung getröstet.

Der Grübler Thomas in seiner trotzigen Stimmung hielt eher dafür, seine Gefährten seien einem Wahn verfallen, als dass er irgendeine dieser Botschaften, die sich ja überstürzten, ernst genommen hätte. Mit Recht bemerken die Kirchenväter, der Unglaube des Thomas habe uns, die wir keine Augenzeugen sind, mehr genutzt als der Glaube der Jünger. Dieser Unglaube führte ihn zu einer Erprobung. Er stellte eine Bedingung: „Wenn ich nicht an seinen Händen das Mal der Nägel sehe und meinen Finger darein legen kann, wenn ich nicht an seiner Seite die Seitenwunde sehe und die Hand hineinlegen kann, dann glaube ich nicht.“ Der Herr ging auf diese Bedingung ein. Er zeigte sich den Jüngern acht Tage nach seiner Auferstehung und stand mitten unter ihnen, und zwar im Anblick der Wundmale. Aufgefordert, sie zu besichtigen, eingeladen, den Finger in die Stellen der Nägel zu legen und die Hand in die Seitenwunde, da knickte die Kühnheit – wenn wir sagen wollen: vielleicht die Herausforderung – des Thomas zusammen. Er warf sich beschämt und überwunden, erschüttert bis in den Grund seiner Seele dem Herrn zu Füßen und sprach das wunderbare Bekenntnis: „Mein Herr und mein Gott!“ Diese wenigen Worte enthalten ein offenes und feierliches Glaubensbekenntnis des gänzlich Umgewandelten. Die Wundmale des Herrn waren für Thomas – und bleiben für uns – der unumstößliche Beweis dafür, dass der Gekreuzigte mit dem Auferstandenen identisch ist.

Einmal werden auch wir die Wundmale des Herrn sehen können, die einen – die Guten – mit seligem Entzücken, die anderen – die Bösen – mit tödlichem Entsetzen. Jeder Mensch, der durch seine Todsünden mitschuldig am Tode Jesu geworden ist und nicht die Kraft zur Reue gefunden hat, wird dem Anblick seiner Untat nicht enttrinnen, wenn er den verwundeten Herrn, den Herrn, der seine Wunden behalten hat, schauen wird. Die Bosheit der Welt hat Jesus in jene Trostlosigkeit hineingestoßen, wo sich Leib und Seele trennen. Ihm blieb nichts erspart. Das Band zwischen Leib und Seele wurde grausam zerrissen. Menschen und Dämonen hatten sich zusammengefunden, aber der Herr hat in der hehren Macht, in der ihm alles zu eigen ist, Leib und Seele in wunderbarer Weise vereint. Nun strahlen die Wunden, die Narben der Wunden als Erinnerungszeichen, als Siegeszeichen herrlich auf. Jetzt können wir beten, meine lieben Freunde: „In deine Wunden schließ mich ein.“ Ja, warum denn? Weil wir darin geborgen sind. Wer sich in die Wunden des Herrn einschließen läßt, der ist darin aufgehoben. „In deine Wunden schließ mich ein.“ So wollen wir beten jeden Abend im Abendgebet und oft auch am Tage. In den Wunden Jesu geborgen sein, das heißt gesichert sein gegen alle Feinde.

Der zweite Grund, warum Jesus seine Wunden behielt, liegt darin, dass die Werke Gottes ohne Reue sind. Jesus will im Himmel nicht verleugnen, dass er ein Mensch, ein ganzer Mensch, ein leidender Mensch war bis in den schauerlichen Todeskampf hinein. Und welcher Mensch kann die Kämpfe und die Siege in seinem Leben je vergessen? Unsere Soldaten erzählen, an welchen Schlachten sie teilgenommen haben, welche Verwundungen sie erlitten haben, und man kann sie besichtigen. So hält auch Jesus durch seine Wunden die Erinnerung, das Andenken an den Kampf, den er bestanden hat, wach. Das Andenken an seine Großtat zu unserem Heile, an sein Leiden und Sterben. Der mittelalterliche Dichter Walter von der Vogelweide hat in seinem Kreuzeslied die ergreifenden Verse geschrieben: „Sünder, du sollst der großen Not gedenken, die Gott für uns litt, und sollst dein Herz in Reu' versenken. Man schlug ihm drei Nägel durch Hände und auch durch Füße, voll Schmerzes weint Maria, die Süße.“ Was Walter von der Vogelweide hier in seinen Versen aussagt, das entnehmen wir dem Propheten Isaias. Dort ist vorhergesagt, wie es unserem Herrn ergehen würde: „Unsere Krankheiten hat er getragen, unsere Schmerzen hat er auf sich genommen. Wir hielten ihn für einen von Gott Geschlagenen, in Wirklichkeit ward er durchbohrt ob unserer Sünden, zerschmettert wegen unserer Missetaten.“

Leiden, die überstanden wurden, die in der Kraft Gottes überwunden wurden, sind ein Adel in unserer Seele. Leiden, die so bewältigt wurden, sind immer höchster Ehren würdig. Und alle tiefen und hochgemuten Menschen haben die Leiden Christi geschätzt und geachtet. Michelangelo, der große Künstler, bat seine Angehörigen darum, wenn es zum Sterben mit ihm komme, dann sollten sie ihn an das Leiden Christi erinnern. Und er hat (er war ja auch ein Dichter) in einem schönen Sonett die Liebe Christi besungen, „die von dem Kreuze die Arme zu mir breitet“. Sicher ist jedes Leid ein Weg zu Christi Wunden, denn auch die Wunden, die ein Märtyrer, ein Dulder, ein Streiter in diesem Leben davonträgt, sie werden seine Zierde in Ewigkeit sein.

Drittens: Die Wunden Jesu sind auch ein Unterpfeiler seines hohepriesterlichen Berufes, seines Fürsprecheramtes. Auf den Wunden des Herrn liegt der Segen, den er uns erworben hat. Auf seine Wunden beruft er sich vor dem Vater. Er zeigt ihm seine Wunden, wenn er für uns eintritt und die Barmherzigkeit des Vaters anfleht. Er ist unser Mittler. Mittler heißt, er steht in der Mitte zwischen den Menschen und Gott. Und deswegen ist er Mensch und Gott. Er ist nicht nur Mensch, er ist auch Gott, und deswegen kann er so tatkräftig und so unumstößlich und so wirksam vermitteln. Jedesmal, wenn wir beten: „Durch Christus unseren Herrn“, berufen wir uns auf Christus, den Mittler. Unsere Gebete sollen durch Jesus zum Vater im Himmel emporsteigen, und der Segen des Vaters im Himmel soll durch Jesus zu uns fließen.

Immer macht Jesu Blut allen Schaden gut. Und auch das ist eine Erinnerung an die Wunden Jesu. „Deine Gnad' und Jesu Blut macht ja allen Schaden gut.“ In einem alten Hymnus heißt es: „Süße Lanze, Gottes Seite netzte dich mit ihrem Blut; süßer Speer, aus Gottes Herzen rötete dich die Gnadenflut. Rettung finden alle Sünder still in Gottes Gnaden gut.“ Und so hat sich die Frömmigkeit der Gläubigen von Anfang an der heiligen Wunden Jesu bemächtigt. Die Wunden haben die Andachtsglut des betenden Gläubigen angefacht. Wenn wir für unsere Verstorbenen beten, dann berufen wir uns auf die heiligen fünf Wunden: „Durch die heilige Wunde deiner rechten Hand, erbarme dich seiner

oder erbarme dich ihrer. Durch die heilige Wunde deiner linken Hand erbarme dich seiner, erbarme dich ihrer.“ Die fünf Wunden des Herrn sind wahrhaftig die fünf mächtigsten Liebesworte des Heilandes. Sie fragen uns: „Das tat ich für dich – was tust du für mich?“

Der heilige Franz von Assisi war ein besonderer Verehrer der heiligen Wunden. Er hat eine Nacht auf dem Berge in seiner Einsiedelei gebetet und immer nur vor sich hing gesprochen: „O ewige Liebe, wie wenig wirst du geliebt!“ Als dann am Morgen die Sonne aufging und die ersten Strahlen ihn benetzten, da sah er vor sich eine Vision, ein Bild: ein Engel, in Seraph, an das Kreuz geheftet. Und er schwebte mit ausgebreiteten Flügeln auf ihn zu. Er spürte eine unglaubliche Wonne in seinem Herzen und gleichzeitig einen durchdringenden Schmerz. Als er sich anschaute, erkannte er, dass in seinem eigenen Leibe die Wundmale Christi eingepägt waren. Keine Legende, meine Freunde, eine Tatsache, eine beglaubigte Tatsache, eine von vielen Zeugen beglaubigte Tatsache. Franziskus trug die Wundmale des Herrn an seinen Händen und an seinen Füßen. Der heilige Bonaventura, der Kardinal, hat es in seinem Testament bezeugt.

Auch die großen Prediger des Mittelalters haben die Verehrung der heiligen fünf Wunden dem gläubigen Volk ans Herz gelegt. „Flihet“, sagt Johannes Tauler, vielleicht der größte Prediger des Mittelalters, „flihet mit eurer ganzen Liebe in das geöffnete göttliche liebende Herz. Er möge euch alle an sich ziehen mit all euren äußeren und inneren Kräften. Dies möge er tun durch seine anbetungswürdigen Wunden.“ Ein anderer großer Prediger des Mittelalters, Johannes Herold, hat seinen Zuhörern die beseligende Wahrheit vorgetragen: „Christus hat uns an drei Stellen in seinem Leibe eingezeichnet, in seine Hände, um uns in unseren Nöten und Anliegen zu helfen; in seine Füße, um unsere Schritte zu leiten; in sein Herz, um uns niemals zu vergessen.“

Viele von Ihnen kennen die große Konvertitin, Dichterin und Lehrerin Luise Hensel. Ich bete jeden Abend das schöne Abendgebet, das sie uns gelehrt hat. Luise Hensel hat einmal, noch bevor sie zum katholischen Glauben gefunden hatte, gesungen: „Ich sah in hellen Gluten dein göttlich' Herz erglühen, und sah in roten Fluten dein süßes Leben fliehen. Dann hab ich wohl empfunden, wie du mir alles bist, und wie aus deinen Wunden mit Trost und Leben fließt. Ich häng' an deinem Munde, ich ruh' in deinem Arm. In deiner Herzenswunde begrab' ich Freud' und Harm.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Jesus, der Gute Hirt

26.04.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die einzelnen Zeitalter der Kirchengeschichte haben eine Vorliebe für ein bestimmtes Bild Jesu gehabt. In der einen Zeit hat man Jesus vor allem als Weltenrichter oder als den Allherrscher oder als den Wanderprediger oder als den Schmerzensmann gesehen. Die ersten drei Jahrhunderte haben Christus vor allem als den Guten Hirten verehrt. In den Katakomben hat man 55 Bilder des Guten Hirten entdeckt. Der Gute Hirt war, wenn man so sagen will, das bevorzugte Bild der alten Christenheit. Warum? Weil sie durch die Wüste wanderte und von Wölfen umgeben war; weil die Verfolgung sie ständig bedrohte. So nahm sie ihre Zuflucht zum Guten Hirten.

Wo immer die Christenheit in Gefahr ist und wo immer der Einzelne in Versuchung ist, da soll die Erinnerung an den Guten Hirten wach gehalten werden. Er ist stark, und er ist gut. Er kennt die Seinen; er kennt jeden Einzelnen. Ich habe einmal gelesen, dass ein menschlicher Hirte seine Schafe am Gesicht erkennt. Er kann also unter Hunderten von Schafen ein jedes vom anderen unterscheiden am Gesicht. Wenn das schon ein menschlicher Hirte kann, um so mehr der göttliche Hirte. Er kennt seine unzähligen Schäflein, er kennt ein jedes mit Namen. Keines bleibt seinem liebevollen, wachsamen Blick verborgen, und er geht einem jeden nach. Einem jeden. Aber, so scheint es, mit besonderer Sorge den Verunglückten, der Verirrten. Wir könnten ja annehmen, dass Jesus sich besonders um die frömmsten und um die zutraulichsten Menschen müht, um die Besten aus seiner Herde. Aber nein, wir erfahren das Merkwürdige, dass er die Unfrommen, die treulos Weggelaufenen, die gänzlich Verirrten vor allen anderen mit den größten Mühen und mit den größten Opfern sucht und betreut. Seine Aussagen dazu sind eindeutig. „Der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren war.“ „Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken.“ „Gehet hin und lernet, was es heißt: Barmherzigkeit will ich und nicht Opfer. Denn ich bin nicht gekommen, Gerechte zu berufen, sondern Sünder.“ Und so ist er der Sünder Heiland geworden. Er hat sich in seiner unbesiegbaren Güte mit den Sündern eingelassen. Er hat diejenigen, die von den gesetzstreuem Juden verachtet und gemieden wurden, an sich gezogen und sich in ihre Gemeinschaft begeben. Er ist im Hause des Oberzöllners Zachäus in Jericho eingekehrt; er war im Hause Simons des Aussätzigen; er hat sich von der Sünderin, von der stadtbekanntem Sünderin salben lassen; er hat den heidnischen Hauptmann von Kapharnaum den Juden als Vorbild vorgestellt und er hat die rührende Nächstenliebe des Samaritans, also des Angehörigen eines Volksstammes, der von den Juden gemieden wurde, gepriesen und ihn als Vorbild empfohlen. Noch am Kreuze versprach er einem Aufrührer den Eingang ins Paradies: „Noch heute“- der Schächer in seiner Todesnot hatte gar nicht so viel haben wollen. Er wollte nur ein Gedenken haben. Er wollte nur, dass ein guter Mensch einmal an ihn denkt. Er selber, das wußte er, würde in der Hölle begraben. Aber der neben ihm, der keine Sünde begangen hatte, der soll an ihn denken. „Gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst!“ Der Schächer wußte nicht, worum er bat. Er wollte nur ein Gedenken, ein winziges Gedenken. Aber an wen Jesus denkt, der ist gerettet! „Schwer läßt Gott vom Menschen ab, für den er Blut und Leben gab.“

Was hat das Herz Jesu zu solcher Liebe, zu solcher Güte gegen die Sünder bestimmt? Er wollte gewiß nicht die Sünden verteidigen oder das Sündigen empfehlen. Er sah aber in die Tiefen der Seele und entdeckte dort das quälende Schuldbewußtsein, den aufrichtigen Reueschmerz, die heilige Unzufriedenheit mit sich selbst, das heiße Verlangen, wieder gut zu werden, und das stille Vertrauen in die Großmut Gottes. Unter den Gerechten gibt es nämlich manche, die meinen, sie bräuchten Gottes Beistand und Nachsicht nicht, sie könnten alles aus eigener Kraft leisten. Die Sünder wissen es

besser. Sie fühlen sich klein, ja sie fühlen sich wie ein Nichts und greifen deswegen ungestüm nach der helfenden Hand Gottes. Und wir selber wissen es ja, was es bedeutet, wenn wir von unserer Schuld im Bußsakrament losgesprochen werden. Wie ist die Verzeihung, die uns Gott in der heiligen Beicht gewährt, so tröstlich und so ermutigend!

Freilich hätte auch der Heiland wünschen wollen und gewünscht, dass die Unschuld überall herrscht, und sicher war es ihm nicht recht, dass die Welt aus so vielen Sündern besteht. Er dankte dem Vater im Himmel immer wieder für die holde Unschuld und Lauterkeit, die er auch auf Erden gefunden hat. Er fand sie vor allem bei den Kindern. Der Herr wußte um die Unarten der Kinder, er wußte um ihre Schwächen. Einmal sagte er: „Womit soll ich dieses Geschlecht vergleichen? Es gleich Kindern, die auf dem Markte spielen. Und sie sagen: Wir haben euch aufgespielt, und ihr habt nicht getanzt. Wir haben Klagelieder gesungen, aber ihr habt euch nicht an die Brust geschlagen.“ Was er an den Kindern liebt, das ist ihre urtümliche Frische, ihre Unbefangenheit, ihre Demut, die Abwesenheit von Berechnung, die wir erwachsenen Menschen so leicht an uns haben, die Anspruchslosigkeit, die Uneigennützigkeit im ganzen Wesen, das ist es, was Jesus an den Kindern liebt. Wenn er mit Kindern zusammen ist, dann strahlt sein Antlitz, zu ihnen flüchtet sich seine Hirtenliebe, wenn er von der Heuchelei und der Arglist, von der Feindschaft seiner Gegner genug hat. Selbst bei seinen Aposteln muss er sich mit Rangstreitigkeiten befassen. Sie wollen die ersten Plätze in seinem Reiche einnehmen, und um ihnen zu zeigen, wie sie sein müssen, ruft er ein Kind herbei, legt ihm die Hand auf das Haupt und sagt: „Wenn ihr nicht werdet wie Kinder, könnt ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“ Und darum schnürte sich sein Hirtenherz zusammen, wenn er daran dachte, wie Menschen sich an Kindern vergehen können, wenn er hineinschaute in die Zeiten der Kinderschänder, wenn er daran dachte, wie Kinder verführt werden. „Es wäre besser, einem solchen Ärgernisgeber würde ein Mühlstein an den Hals gehängt und er würde in die Tiefe des Meeres versenkt.“ Wenn Kinder zu ihm kamen, vergaß er alle Müdigkeit und Traurigkeit. „Lasset die Kinder zu mir kommen“ – die Jünger wollten sie nämlich abwehren. „Lasset die Kinder zu mir kommen, denn solcher ist das Himmelreich.“

Freilich müssen wir auch wissen, was der Unterschied ist zwischen kindlich und kindisch. Der Herr meinte den kindlichen Sinn, also die Eigenschaften, die ich eben aufgezählt habe, diese Frische und Unbefangenheit, diese Abwesenheit von Ansprüchen und Berechnung. Er meinte nicht das Unfertige, das Unbeholfene, das Mangelhafte an den Kindern, das wir als kindisch bezeichnen. Das muss freilich abgestreift werden. Aus dem Kind muss der Mann, aus dem Kind muss die Frau werden mit kraftvoller Tüchtigkeit, mit Lebensklugheit. Aber die große Glaubensfähigkeit, die große Begeisterungsfähigkeit des Kindes, die soll man sich erhalten. Mir sagte einmal ein Priester, der sein 50-jähriges Priesterjubiläum begangen hatte: „Ich habe mir die Begeisterung des Primizianten bewahrt.“ Schöneres kann man von einem Priester nicht sagen. „Ich habe mir die Begeisterung des Primizianten bewahrt.“

Wenn wir das Wort Guter Hirt hören, dann strahlt in unserem Geist die unermüdliche Hingabe an die Verlorenen, die sich von ihm getrennt haben, aber auch sein stiller Jubel über die Schuldlosen und Reinen, die ihm nie Kummer bereiteten. Wenn sich der Gute Hirt, so scheint es, mehr um die Verlorenen müht, dann deswegen, weil sie eben mehr Sorge brauchen, nicht weil die Reinen, die Treuen, die Guten dem Herzen des Herrn ferner stünden. Er braucht gewissermaßen nicht so viel Mühe, um sie bei sich zu halten, aber seine Liebe zu ihnen ist nicht geringer.

Uns, die wir uns als Schäflein Christi betrachten, ist ein hohes Ziel gewiesen, nämlich der Besitz Gottes selber. Es ist dieses Ziel, das auch er gehabt hat, das seine heilige Menschheit sich gesetzt hatte: „Vater, ich will, dass dort, wo ich bin, auch die seien, die du mir gegeben hast, und damit sie meine Herrlichkeit schauen.“ Der Weg zu diesem höchsten Ziele muss uns vom Herrn gezeigt werden. Und so tröstete er beim Abschied die Seinigen: „Ich gehe zum Vater. Ihr wisset, wohin ich gehe. Ich gehe jetzt zum Vater.“ Wir brauchen nur auf Jesus zu hören, dann wissen wir, welchen Weg wir zu gehen haben. Sobald eine Menschenseele sich im Glauben an den Guten Hirten anschließt, kommt eine wunderbare Sicherheit, ein großer Friede über sie. Sie weiß sich in der allerbesten Hut. Gott verliert die Seinen niemals aus dem Auge. Er sucht alle Gelegenheit, sie an sich zu ziehen, oft durch Freude, aber auch nicht selten durch Leid. Aber ob in Freude oder in Leid, immer soll der Psalm 22 in unserem Herzen seinen Widerhall finden.

Der Herr ist mein Hirt, nichts wird mir mangeln. Er weidet mich auf grüner Au. Er führt mich zu erquickenden Gewässern und labt dort meine Seele. Er leitet mich auf rechten Wegen um seines Namens willen. Auch wenn ich wandern müßt' in Todesschatten, ich fürcht' kein Unheil, du bist ja bei mir. Dein Stock wie auch dein Stab reichen mir zum Trost. Du rüstest mir ein Mahl, jenen zum Trotz, die mich bedrängen. Du salbst mein Haupt mit Öl, mein übervoller Becher, wie köstlich ist er doch. Ja, dein Erbarmen folgt mir alle Tage meines Lebens, und wohnen darf ich immerdar im Haus den Herrn.

Das ist der wunderbare Hirtenpsalm 22, den wir oft und oft beten sollten, weil er uns zum Herzen des Guten Hirten führt. Wir dürfen uns diesem Herzen nicht entziehen, denn tausend verführerische Stimmen versuchen uns abzuziehen vom Guten Hirten und auf andere Felder zu führen. Als ich ein Knabe war, da stellte man uns Friedrich Nietzsche als den großen völkischen Erneuerer hin. Friedrich Nietzsche, den Atheisten und Antichristen. Die Zeiten sind vergangen, aber die Helden, die man heute vorstellt, sind bei Licht betrachtet auch nicht gerade sehr anrührend. Sie haben vielleicht von der großen Erinnerungsfeier zum 100. Geburtstag von Bernhard Grzimek gehört, dem Zoodirektor von Frankfurt. Grzimek hat Großes geleistet. Er hat sich für den Tierschutz, für den Naturschutz, für den Umweltschutz eingesetzt und viel erreicht. Wir danken ihm für diesen Dienst. Aber weder sein Leben noch seine Äußerungen können unserer Jugend als Vorbild dienen, denn er war zeitlebens ein Ehebrecher, zeitlebens. Und seine Äußerungen waren alles andere als vorbildlich. „Die Tiere sind die besseren Menschen“, hat er gesagt. Eine unerhörte Äußerung. „Die Tiere sind die besseren Menschen.“ Und ich habe ihn selbst reden hören, als er einmal sagte: „Ich als Naturwissenschaftler bin natürlich Atheist.“ Ja, meine lieben Freunde, wenn die Naturwissenschaft zum Atheismus führte, woher kommen dann unsere vielen gläubigen Naturwissenschaftler, die viel größer und bedeutender sind als Herr Grzimek? Wie kann man einen solchen Unsinn sagen? „Ich als Naturwissenschaftler bin natürlich Atheist.“

Wir wollen uns an unseren Guten Hirten halten und seiner Führung uns anvertrauen. Bald begehen wir ja wieder das große Fest Fronleichnam, und da ist ein Hymnus zu beten, der vom heiligen Thomas von Aquin stammt und in dem auch der Gute Hirt angerufen wird: „Guter Hirt, du wahre Speise, dich barmherzig uns erweise, führe uns auf unsrer Reise. Deine Güter, Jesu, weise uns im wahren Lebensland.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die von Gott kommende gerechte Staatsgewalt

03.05.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Kaiser und Könige der Vorzeit bezeichneten sich als Herrscher „von Gottes Gnaden“. Sie führten also ihre Herrschaft auf Gott zurück. Sie sahen den Ursprung ihrer Macht in Gott, der eben will, dass es Führende und Geführte gibt, und sie wußten sich auch verpflichtet – wenn sie es auch nicht immer taten –, ihre Macht nach Gottes Willen zu gebrauchen. Beides lag in dem Satz begründet: Sie sind Herrscher von Gottes Gnaden. Ihre Herrschaft stammt von Gott, sie ist ihnen anvertraut und sie haben sie zu führen nach Gottes Willen.

Die Monarchien sind vergangen, die Monarchen sind abgetreten. Wir haben heute in den meisten Ländern der Erde Republiken, und die Regierenden dieser Republiken regieren nicht von Gottes Gnaden, sondern, so sagen sie: sie regieren „von Volkes Gnaden“. Im Namen des Volkes regieren sie. Sie führen also ihre Herrschaft auf das Volk zurück und wollen nichts davon wissen, dass sie von Gott stammt und dass sie im Namen Gottes auszuüben ist. Im Namen des Volkes. Das heißt: vom Volk beauftragt, in Vertretung des Volkes, aber auch nach Bestimmung des Volkes. Wer im Namen des Volkes regiert, der führt seine Herrschaft, seine Macht auf das Volk zurück.

Wer ist denn das Volk? Nun, das sind die Menschen, die in einem bestimmten Gebiet leben und durch Sprache und Kultur, Herkunft, familiäre Bande miteinander verbunden sind. Wie äußert sich der Wille des Volkes? In Wahlen und Abstimmungen. Durch Wahlen wird bestimmt, wer das Volk regieren soll. Die Wahlen werden kanalisiert durch Parteien. Beachten Sie bitte, dass das Wort Parteien von dem lateinischen Wort „pars“ – Teil abgeleitet ist. Parteien sind immer nur Teile, und es ist zu fürchten, dass sie immer nur Teile im Auge haben, nämlich jenen Teil des Volkes, der ihre Anhängerschaft ausmacht, und dass sie darüber den anderen Teil und die anderen Teile des Volkes, die sie nicht wählen, vernachlässigen oder vergessen.

Der Wille des Volkes geht niemals geschlossen in dieselbe Richtung. Es ist unmöglich, dass 100 Prozent dasselbe wollen. Deswegen begnügt man sich damit, dass man den Willen der Mehrheit feststellt. Maßgeblich soll sein, was die Mehrheit bestimmt; die Minderheit muss sich fügen. Alle Regierungen regieren nur mit der angeblichen oder der wirklichen Mehrheit des Volkes, manchmal mit einer sehr schwachen Mehrheit von wenigen Stimmen. Wenn man die Zahl der Nichtwähler ins Auge faßt, steht hinter den Regierungen häufig nicht einmal eine Mehrheit. Die Nichtwähler und diejenigen, die die Regierung nicht gewählt haben, zusammen machen einen größeren Teil des Volkes aus als diejenigen, auf deren Willen sich die Regierung beruft. Das sollte die Regierenden demütigen und vorsichtig machen, denn ihre Basis im Volk ist schwach.

Was ist Sinn und Zweck der Regierung? Drei Dinge sind es, die der Regierung aufgetragen sind. Erstens: Sie sollen dem Wohle des Volkes dienen. Das Wohl des Volkes sind die Bedürfnisse und die Notwendigkeiten der Menschen. Das Wohl des Volkes fordert, dass jeder sein Auskommen hat, dass jeder sich nähren, kleiden und wohnen kann, dass er die Möglichkeit hat, zu lernen und sich zu bilden, dass er Arbeit findet und eine Familie gründen kann, dass er einzeln oder in Gemeinschaft Gott verehren kann. Das Wohl des Volkes kann niemals anders angezielt und erstrebt werden als nach dem Willen Gottes. Was dem Willen Gottes widerspricht, kann dem Volke nicht dienlich sein. Der Staat, die Regierung steht unter dem Willen Gottes wie jeder einzelne Mensch. Es gibt keinen gottfreien und schon gar nicht einen gottlosen Raum.

Zweitens hat die Regierung für Recht und Gerechtigkeit zu sorgen. Das Recht soll dem Volke die Sicherheit des Lebens, den Schutz seiner Güter gewähren. Das Recht soll eine Friedensordnung sein,

also den Frieden unter den einzelnen und unter den Gemeinschaften erhalten. Das Recht soll auch dem Bürger die notwendige Freiheit des Denkens und des Handelns einräumen und sichern. Das Recht steht unter dem Diktat der Gerechtigkeit. Das heißt: Es soll eine berechnete Gleichheit schaffen und die berechtigten Unterschiede beachten. Das Postulat der Gerechtigkeit läßt sich zusammenfassen in dem Satze: Jedem das Seine. Jedem das, was ihm zukommt und was ihm zusteht. Die Gesetze des Staates müssen sich am Willen Gottes ausrichten und dürfen ihm nicht widersprechen. Der Satz: „Recht ist, was dem Volke nützt“ wird falsch, wenn man nicht hinzufügt: Dem Volke nützen kann nur, was der Ordnung Gottes entspricht. Heute gilt der Satz: Recht ist, was die Mehrheit will. Meine Freunde, ist das ein guter, ist das ein richtiger Satz? Es ist eine häufige Erfahrung, dass der größere Teil den besseren Teil überstimmt. Viele von Ihnen sind in Gremien, und wir hatten auch an der Universität Gremien, in denen fortwährend abgestimmt wurde. Und wohin geht die Richtung der Abstimmung? Gewöhnlich zum Bequemen, zum Leichten, zum Angenehmen. Soeben haben wir in Berlin erlebt, wie in einer Demokratie mit Minderheiten umgegangen wird. Christliche Eltern versuchten, durch ein Volksbegehren durchzusetzen, dass der Religionsunterricht an den Berliner Schulen ordentliches Lehrfach wird. Das Volksbegehren ist gescheitert. Der rot-rote Senat mit dem bekennenden Homosexuellen Wowerit an der Spitze hat sich gegen das Begehren gestellt, es fand nicht die notwendige Mehrheit der Abstimmenden. Wowerit hat sich gefreut über dieses Ergebnis. Das sei ja nur eine Randgruppe, hat er gesagt, die den Religionsunterricht will, eine Randgruppe, die man offenbar vernachlässigen kann. Ich dachte immer, Demokratie wäre dazu da, die Minderheiten zu schützen. Das, was in Berlin geschehen ist, ist die Diktatur der Mehrheit.

Die Regierung soll drittens für Ordnung und Frieden sorgen. Ordnung ist der geregelte, der zweckmäßig geregelte Zusammenhang von Elementen, eine stabile Beziehung innerhalb der Gesellschaft. Ordnung ist auch immer Einordnung und Unterordnung und Überordnung, Zusammenfügung und Gemeinsamkeit zur Erreichung der notwendigen Ziele. Frieden ist der Zustand der Ruhe, des Ausgleichs, des Verständnisses, des Wohlwollens. Der Friede sichert den Menschen die Möglichkeit der freien Betätigung.

Die staatliche Gewalt ist von Gott gegeben. Wie haben wir uns zu ihr zu stellen? Das sagt die Epistel des heutigen Tages. Das lehrt uns der Erstapostel, Petrus: „Seid jeder menschlichen Obrigkeit untertan um Gottes Willen (also aus religiösen Motiven), sei es dem König als dem obersten Herrn, sei es den Statthaltern, weil sie von ihm abgeordnet sind, die Übeltäter zu bestrafen und die Guten zu belohnen.“ Die Unterordnung unter die staatliche Gewalt ist ein Gebot Gottes. Die Christen haben dieses Gebot allezeit ernstgenommen. Sie waren immer die besten, die zuverlässigsten Staatsbürger. Im Jahre 150 n. Chr., also in der Zeit des römischen Reiches, als heidnische Herrscher das damalige Weltreich regierten, verfaßte der Christ Justinus eine Verteidigungsschrift für die Christen, die sich ja in der Verfolgung befanden. In dieser Verteidigungsschrift schrieb er: „Ihr habt in der ganzen Welt keine besseren Helfer und Verbündeten zur Aufrechterhaltung der Ordnung als uns. Wir lehren zum Beispiel, dass ein Betrüger, Wucherer, Meuchelmörder Gott ebensowenig verborgen bleibt wie ein Tugendhafter, und dass jeder ewige Strafe oder ewiges Heil zu gewärtigen hat nach dem Verdienst seiner Taten. Wenn die Menschen insgesamt sich dieser Überzeugung anschließen, würde niemand mehr für die kurze Lebenszeit sich dem Laster hingeben, sondern würde sich Mühe geben, Gottes Lohn zu erhalten und von seinen Strafen verschont zu bleiben.“ Wie schön hat hier Justin der Martyrer die christliche Haltung zum Staat, zur Regierung zusammengefaßt! Der Christ weiß sich der rechtmäßigen Ordnung untergeben. Er bejaht die staatliche Ordnung; er ist kein Anarchist. Aber es gibt auch Staaten, staatliche Systeme, Regierungen, die der Christ mehr erduldet als dass er sie schätzt. Es gibt staatliche Ordnungen, die im klaren Widerspruch zum Gesetze Gottes stehen, die sich an der Ordnung und am Wohl des Volkes versündigen. Es gibt Fälle, in denen der Christ Widerspruch einlegen muss gegen Gesetze des Staates. Wenn diese Gesetze etwas bestimmen, etwas befehlen oder auch nur gestatten, was dem göttlichen Gesetz widerspricht, so mahnen uns Pflicht und Würde des christlichen Namens, dass man Gott mehr gehorchen muss als den Menschen. Ja, die staatliche Macht, die das Volk in Unglück, Verderben und Untergang führt, verwirkt das Recht, das Volk zu regieren. Es gibt nach katholisch-kirchlicher Auffassung, nach katholisch-kirchlicher Lehre ein Recht zum Widerstand, ja zur Absetzung der Regierung, die Unheil über das Volk bringt. Die Männer des 20. Juli 1944



waren fast ausnahmslos gläubige Christen. Sie haben das Widerstandsrecht, das Christus dem Volke gegeben hatte, in Anspruch genommen, und zu Recht in Anspruch genommen.

Die Wahl der Staatsform ist dem Volk überlassen. Es kann eine Monarchie, es kann eine Republik sein, es kann eine Aristokratie oder eine Demokratie sein, es gibt autoritär oder auch diktatorisch regierte Staaten. Nebenbei gesagt: Diktatur ist nicht notwendig Tyrannei. Das sind Möglichkeiten, Möglichkeiten, die grundsätzlich zulässig sind. Heute tut man so, als könne es keine andere Staatsform geben als die parlamentarische Demokratie. Aber die parlamentarische Demokratie ist kein Dogma. Sie ist eine von möglichen Staatsformen. Es ist zu fragen, ob es nicht Völker gibt, denen mit einer anderen Regierungsform mehr gedient ist. Diejenigen, die sich als Missionare der parlamentarischen Demokratie verstehen, sollten offen sein für die Eigenart und für die Bedürfnisse der jeweiligen Völker. Die Propagandisten der parlamentarischen Demokratie tun so, als brauche man nur Parteien zuzulassen und Stimmzettel auszuteilen, und dann würde das Volk gut regiert werden. Das ist offensichtlich Unsinn. Wie häufig – wie häufig! – werden schon im Vorfeld von Wahlen die Weichen so gestellt, dass bestimmte Parteien oder Gruppen der Bevölkerung keine Aussicht haben, gewählt zu werden! In Deutschland besteht die 5-Prozent-Klausel. Sie verhindert, dass die „Christliche Mitte“, diese braven Männer und Frauen, die das Christentum als Gesetz des Handelns vorgeschrieben wissen wollen, dass die „Christliche Mitte“ nicht in das Parlament kommt. Wie oft ist von Wahlfälschungen die Rede! Die Auszählung der Stimmen muss wiederholt werden, weil Unterschleife passiert sind. Wie zahlreich sind Gewalttätigkeiten, ja Morde in den Wahlkämpfen! Die Anhänger der verschiedenen Parteien gegen wütend und mit Gewalt gegeneinander los. Wenn gewählt worden ist, geben sich die Unterlegenen oft nicht mit ihrer Niederlage zufrieden. Sie erklären, das Wahlergebnis sei durch Manipulation zustande gekommen. Ein klassisches Beispiel dafür, wie sich parlamentarische Demokratie auswirkt, ist Südafrika. Südafrika ist seit 15 Jahren eine parlamentarische Demokratie. Aber was schreibt uns ein erstklassiger Kenner von Südafrika? „Südafrika ist eine extrem gewalttätige Gesellschaft. Schon morgens beim Zeitungslesen spritzt einem das Blut ins Gesicht. Und wenn einem die Morde zuviel werden, kann man sich noch immer mit Geschichten über die Machthaber vergnügen, die stehlen, betrügen, den Staatsapparat manipulieren, Richter bestechen. Damit kann man sogar Präsident werden. Jetzt hat sich herausgestellt, dass sich Expräsident Mbeki bereichert hat um sehr viel mehr Millionen, als der der Korruption beschuldigte Präsidentschaftskandidat Jakob Zuma. In den 15 Jahren der südafrikanischen Demokratie“, schreibt dieser Beobachter, „wurde vor allem die Angst demokratisiert. In der Eisenbahn, auf öffentlichen Straßen, in den Zentren großer Städte, heute hat jeder Angst, arm oder reich, ungeachtet der Hautfarbe.“

Wenn vom Staate die Rede ist, muss auch von den Staatsdienern gesprochen werden. Sie schlagen die Gesetze vor, sie stimmen über die Gesetze ab, sie führen die Gesetze aus. Von ihrer Gesinnung hängt es weitgehend ab, wie ein Volk regiert wird; denn die Regierten schauen auf die Regierenden. Die Regierenden, die Inhaber der staatlichen Gewalt, sollen Gott als Vorbild und Richtschnur bei der Leitung des Staates vor Augen haben. Sowohl ihr amtliches als auch ihr privates Leben soll am Willen Gottes ausgerichtet sein. Vor allem erwartet man von Staatsdienern Selbstlosigkeit. Sie sollen nicht in die eigenen Taschen arbeiten, sondern sie sollen dem Volke dienen. Sie sollen nicht ihrem Machtbedürfnis fröhnen, sondern sie sollen Tugenden entwickeln, die dem Machtgebrauch zum Segen werden. Ich frage: Kann ein Verschwender die Finanzen des Staates verwalten? Kann ein Atheist Herr über den Kultusetat sein? Ich bekenne mich zu dem Ausspruch Maximilian Robespierres: „Ich glaube nicht, dass ein schlechter Mensch ein guter Politiker sein kann.“ Wie viele Politiker bereichern sich an den hohen Gehältern, die sie sich selbst bewilligt haben! Wie viele nehmen Vorteile entgegen! Wie viele unserer Politiker leben in geschlechtlicher Unordnung! Viele, allzu viele sind nur Politiker und keine Staatsmänner. Was ist der Unterschied zwischen einem Politiker und einem Staatsmann? Der Politiker denkt an die nächste Wahl, der Staatsmann denkt an die nächste Generation. Vorgesetzte müssen wissen, dass sie, sofern sie Böses tun, sich so oft schuldig machen, als sie ihren Untergebenen ein schlechtes Beispiel geben. Durch das Böse, das sie tun, laden sie auch noch die Schuld für andere Seelen auf sich, die durch ihr böses Beispiel ins Verderben gestürzt werden.

Meine lieben Freunde, die Epistel des heutigen Tages war Anlaß, uns eine Einsicht in den Staat, die Staatsformen, die Staatsgewalt zu verschaffen. Wir gläubigen Christen treiben keine Staatsvergottung,

keine Staatsvergötzung, aber auch keine Staatsverneinung. Wir geben der Regierung, was der Regierung ist, aber behalten Gott vor, was Gottes ist. Für uns gilt das Wort des heiligen Thomas Morus: „Wir dienen freudig dem allgemeinen Wohle um des Namens Gottes willen.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Der Geist des Herrn in Kirche und Welt

10.05.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Apostel waren traurig in der Abschiedsstunde des Herrn. Sie hatten ihn so lange Zeit bei sich gehabt, waren von ihm belehrt worden und durften ihn fragen, was immer sie auf dem Herzen hatten. Aber jetzt wollte, jetzt sollte, jetzt mußte er von ihnen scheiden. Und so hat Abschiedsschmerz sie erfüllt. Sie sehen die große Lücke, die gerissen wird, wenn er von dannen geht. Jesus macht ihnen einen leisen Vorwurf, warum sie ihn nicht fragen, wohin er geht. Gewiß, zunächst in den Tod und ins Grab. Aber dann doch durch die glorreiche Auferstehung zum Vater. Und eigentlich müßten sie sich freuen, wenn er zu seinem Vater zurückkehrt. Ganz eindeutig sagt es der Herr zu den Aposteln: „Es ist gut für euch, dass ich fortgehe; denn wenn ich nicht fortgehe, kann der Tröster, kann der Heilige Geist nicht zu euch kommen. Gehe ich aber fort, werde ich ihn euch senden.“

Die Gemeinschaft mit Jesus, wie sie in der Zeit seines irdischen Wandels bestanden hatte, konnte nicht fortgesetzt werden. Auch Jesus war ja ein Mensch, und deswegen war für ihn auch das Todeschicksal vorgesehen. Die Jünger werden aber nach seinem Fortgang nicht eine kleine Gemeinschaft sein, die sich in Jerusalem im Saale des Markus versammelt, nein, sie werden wachsen, es wird eine Kirche, es wird eine Weltkirche daraus werden. Und doch wollte der Herr bei allen Angehörigen der Weltkirche sein, nicht mit seiner irdischen Gegenwart, wohl aber mit seinem Heiligen Geist, der von ihm nimmt und der ihn verherrlicht. Seine Gemeinschaft im Heiligen Geiste, das ist das Neue, was nach seiner irdischen Trennung ihnen widerfahren sollte. Und die Jünger haben es erfahren, dass die Kraft des Geistes in ihnen ist. Im ersten zusammenfassenden Bericht in der Apostelgeschichte heißt es: „Der Herr (also Jesus) brachte (wir müssen dazudenken: durch seinen Heiligen Geist) täglich neue Glieder zu der Gemeinde.“ Es sollten täglich Menschen gewonnen werden, die gerettet würden durch Jesus und seinen Heiligen Geist.

Wenn der Heilige Geist kommt, hat er nach Jesu Wort zwei Aufgaben: eine Aufgabe gegenüber der Welt und eine Aufgabe gegenüber der Kirche. Die Aufgabe gegenüber der Welt wird vom Herrn wie folgt beschrieben: „Wenn der Geist kommt, wird er die Welt überführen, dass es eine Sünde gibt, eine Gerechtigkeit und ein Gericht.“ In einer dreifachen Richtung wird der Geist die Welt überführen: von der Sünde, von der Gerechtigkeit und vom Gericht. Das scheint fast für unsere Zeit gesprochen zu sein, wo die Sünde selbst innerhalb des Bereichs der Kirche gelehnet wird, wo gewisse Sünden verbal abgeschafft werden. Aber der Geist gibt keine Ruhe. Er wird die Welt überzeugen, dass es eine Sünde gibt. Und die Hauptsünde liegt darin, dass sie an Christus nicht geglaubt hat, dass die Welt an Christus nicht glaubt. Das ist ihre Hauptsünde, das ist ihre Wurzelsünde, das ist ihre große Schuld. „Weil sie nicht an mich glaubt.“ Sie haben alle möglichen Ausreden, aber sie werden sich nicht entschuldigen können. Sie werden zwar sagen: Ja, die Worte Jesu und seine Werke waren nicht überzeugend, die Evangelien nicht stichhaltig, die Briefe der Apostel nicht einwandfrei. Doch das sind windige Ausreden. Sie werden sich nicht entschuldigen können mit der religiösen Gleichgültigkeit ihrer Umgebung, mit dem Unglauben ihrer Kameraden, mit der Lauheit des Elternhauses. Sie werden sich nicht entschuldigen können; der Geist wird sie ihrer schweren Schuld überführen. Sie werden unentschuldigbar sein. Es war genügend Licht da, aber sie haben die Finsternis mehr geliebt als das Licht. Es ist so, wie es Jesus gegenüber der Stadt Jerusalem gesagt hat: „Wie oft wollte ich deine Kinder sammeln, aber du hast nicht gewollt.“

So werden auch die Menschen, die der Geist überführt, keine Entschuldigung haben. Die göttlichen Zeugnisse sind an ihr Ohr, sind in ihr Herz gedrungen. Alle Hemmungen, alle Zweifel hätten sie

überwinden können. Ihre Sünde heißt Unglaube. Und das ist der schlimmste Unglaube, dass Jesus nicht als der Sohn Gottes, als wahrer Gott bekannt wird.

Sie haben das Buch von Albert Schweitzer nicht gelesen, meine lieben Freunde, aber ich habe es gelesen, nämlich die Geschichte der Leben-Jesu-Forschung. Da werden die Jahrhunderte durchgegangen, was man alles von Jesus und über Jesus fälschlich gelehrt hat. Das, was die Kirche von Jesus sagt, das hat man verworfen und sich ein eigenes Jesusbild geschaffen. Ernest Renan in Frankreich spricht von Jesus als dem „charmanten Tischler“. Der „charmanten Tischler“! Die Sünde heißt Unglaube. Wenn Jesus nicht als der Sohn Gottes bekannt wird, dann verfällt das ganze Christentum. Das gesamte Heilswerk ist geknüpft an die wirkliche Gottessohnschaft Jesu. Dann gibt es auch keine Sendung des Geistes, dann ist die Gründung der Kirche erschüttert, dann ist der Ausblick auf das ewige Leben verdüstert. Wer die Gottheit Christi leugnet, nimmt der christlichen Sittlichkeit den Inhalt und die Sanktion. Denn was gut ist und was böse ist, wissen wir nur aus der Verkündigung Jesu. Wenn diese Verkündigung entfällt, dann machen sich die Menschen selbst zurecht, was gut und böse ist. „Ich bin schwul, und das ist gut so“, verkündet der Regierende Bürgermeister von Berlin. Wer die Gottheit Christi leugnet, zerstört die Verpflichtungskraft der Sittlichkeit. Wenn kein Gesetzgeber da ist, kann es auch keine verbindlichen Gesetze geben. Das, was der Mensch sich selber als Sittlichkeit ausdenkt, die Ethik der Berliner Schulen, nicht wahr, ist Beliebigkeit. Was der Mensch sich selber als Ethik ausdenkt, das ist ohne Sanktionskraft. Wer die Gottheit Christi leugnet, der verschüttet die Quellen des Heiles, der Gnade und der Kraft. Dann ist der Altar leer, dann gibt es kein Gotteslamm, das auf dem Altare liegt, dann sind die Sakramente Gaukeleien. Der Glaube an die Gottheit Christi ist das Herzstück unseres Bekenntnisses. Wer ihn leugnet, der ruft den Geist zur Anklage auf.

Die zweite Überführung durch den Geist betrifft die Gerechtigkeit. Er überführt die Welt, dass es eine Gerechtigkeit gibt, „indem ich zum Vater gehe.“ Jesus hatte ja ein Gericht über sich ergehen lassen müssen. Die Welt hatte ihn wie einen Verbrecher zum Tode verurteilt, ans Kreuz geschlagen, ins Grab versenkt. Doch ihr Urteil war ausgefertigt von der Lüge und vom Haß. Die Todesstrafe, die an ihm vollzogen wurde, war ein Justizmord. Das durfte Gottes Gerechtigkeit nicht auf sich ruhen lassen. Es mußte dem Heiland Gerechtigkeit verschafft werden. Deswegen hat Gott ihn am dritten Tage aus dem Grabe gerufen, deswegen hat er ihn erhöht und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, und deswegen thront er in der Herrlichkeit Gottes und sendet seinen Heiligen Geist. Durch den Geist wird diese Botschaft der ganzen Welt kund. Die Apostel haben schon durch den Geist den Mut und die Kraft gefunden, den auferstandenen Herrn der staunenden Umwelt zu verkünden. Am Pfingsttage hat Petrus der Volksmenge erklärt: „Diesen Jesus hat Gott auferweckt, und dessen sind wir alle Zeugen. Das ganze Haus Israel soll wissen, dass Gott seinen Christus zum Herrn und zum Messias gemacht hat, eben diesen Jesus, den ihr gekreuzigt habt.“ Und dasselbe bezeugt Petrus, bezeugen die Apostel vor dem Hohen Räte. „Gott hat Jesus auferweckt, den ihr umgebracht habt, da ihr ihn an das Kreuz henktet. Diesen Führer und Heiland hat Gott zu seiner Rechten erhöht.“

Was Petrus und die Apostel verkündet haben, das hat Paulus weitergetragen in Antiochien, in Philippi. „Christus hat sich selbst erniedrigt“, schreibt er an die Philipper, „und ist gehorsam geworden bis zum Kreuze, bis zum Tod am Kreuze. Aber Gott hat ihn erhöht und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist.“ Heute weiß die ganze Welt, dass Christus siegt, dass Christus herrscht, dass er lebt in alle Ewigkeit. Das Handeln des himmlischen Vaters an Christus, der ihm Gerechtigkeit verschafft hat, ist auch für uns ein Trost, meine lieben Freunde. Sie alle wissen, dass auf Erden die Gerechtigkeit am Kreuze hängt. Hier herrschen Ehrgeiz, Eitelkeit, Gewalt und Rücksichtslosigkeit, Trug und Lug. Hier wird die Unschuld verhöhnt und das Laster gepriesen. Der Papst, der die Gebote der geschlechtlichen Sittlichkeit verkündet, wird verspottet bis ins Parlament von Straßburg. Hier auf Erden triumphiert das Unrecht und die Ungerechtigkeit. Aber es wird nicht immer so bleiben. Es wird eine Stunde kommen, da die Gerechtigkeit siegt, wo die Tugend gekrönt und das Laster bestraft wird. Einmal wird – auch für uns – die Gerechtigkeit verwirklicht werden.

Schritt für Schritt wird mit der Rechtfertigung der Person und des Werkes Jesu das Gericht über die Welt gehalten. Der Geist überführt die Welt, dass es ein Gericht gibt, nämlich weil der Fürst dieser Welt schon gerichtet ist. Wir wissen, wer der Fürst dieser Welt ist. Es ist der Satan. Schon während des irdischen Lebens Jesu vollzog sich das Gericht über den Satan. Mit ihm ist nämlich der Stärkere

über den Starken gekommen und hat ihn überwunden. Schon in seiner Versuchung hat der Herr triumphiert. „Weiche Satan!“ Fort, weg von mir! Er hat dem Satan seine Beute entrissen, als er die Besessenen heilte. „Wenn ich mit dem Finger Gottes die Dämonen austreibe, dann ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen.“ Wegen seines Sieges über Satan konnte der Herr ausrufen: „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen.“

Das Gericht über Satan vollzieht sich auch heute. Es vollzieht sich in der Verkündigung der Kirche. Niemals wird Satan die Botschaft von Jesus, dem Sohne Gottes, auslöschen können. Niemals wird die Nachricht von der Menschwerdung Gottes, die wir an Weihnachten feiern, unterdrückt werden. Niemals wird der Osterruf „Christus ist erstanden“ verstummen. Das ist das Gericht über Satan, dass das Evangelium lebt und ausgerufen wird, dass es durch alle Laster und allen Terror nicht zum Schweigen gebracht werden kann.

Gerade durch den Tod des Herrn ist Satan besiegt worden, denn sein Sühnetod – jawohl, sein Sühnetod – hat unseren Schuldschein zerrissen, weil er ihn ans Kreuz geheftet hat. Und so bewirkt er tagtäglich in unserer Mitte den Sieg über Satan. Sooft das Taufwasser über den Scheitel eines Kindes oder eines Erwachsenen fließt, wird die Herrschaft Satans gebrochen. Sooft der Priester seine Hand zur Lossprechung erhebt, wird der Sieg über Satan errungen. Sooft der Priester Weihegebete und Segensgebete spricht über Haus und Flur, über Baum und Frucht, wird der Einfluß der Hölle gebannt, werden Menschen und Geschöpfe der Gottesherrschaft unterworfen.

Bis zum Endgerichte wird so die Herrschaft Satans überwunden, in einer unübersehbaren und endgültigen Weise beim Endgericht selbst. Da wird Satan in den Pfuhl der Hölle gestoßen, dann ist das Gericht über die Welt endgültig vollzogen. Und das ist wieder ein Trost, denn jetzt, meine Freunde, höhnen unsere Feinde: Wo ist denn euer Gott? Ich habe gesündigt, und was ist mir geschehen? Garnichts! So wird es nicht bleiben. Einmal werden Hohn und Spott zu Ende sein. Einmal wird der Herr aus der Unsichtbarkeit hervortreten. Einmal wird ihn jedes Auge schauen, auch die, die ihn durchbohrt haben, auch die, die ihn verhöhnt und gelästert haben. Dann verstummt die Frage: Wo ist euer Gott? Denn dann sehen ihn alle und empfangen den Lohn oder die Strafe für ihr Leben.

Das ist die Aufgabe des Geistes gegenüber der Welt. Er überführt sie der Sünde, der Gerechtigkeit und des Gerichtes. Aber er hat auch eine Aufgabe gegenüber der Kirche. Denn der Herr geht ja jetzt mit seinem Scheiden von den Seinigen. Sie haben ihn nicht mehr als den großen Lehrer, aber er läßt sie nicht als Waisen zurück. Er schickt ihnen einen anderen Tröster, denn solange er auf Erden war, war er der Tröster. Er schickt ihnen einen anderen Tröster. „Er wird euch in alle Wahrheit einführen.“ Das ist der Dienst, den der Geist an der Kirche vollzieht: Er wird sie in alle Wahrheit einführen. Ein geheimnisvolles Wort, aber ein tröstliches Wort. Die Offenbarung Gottes ist mit dem Tod des letzten Apostels abgeschlossen. Eine öffentliche, eine amtliche Offenbarung gibt es seitdem nicht mehr, Privatoffenbarungen ja, aber eine amtliche, öffentliche, für alle Menschen und alle Zeiten bestimmte Offenbarung gibt es nicht mehr. Aber die Entfaltung, die Entwicklung, die Enthüllung der Offenbarung beginnt erst nach dem Tode des letzten Apostels. Denn die Offenbarung enthält viele Wahrheiten eingeschlossen. Man nennt das implizite geoffenbart. Und diese eingeschlossenen Wahrheiten müssen aufgeschlossen, müssen erschlossen werden. Diese Aufgabe leistet in der Kirche der Heilige Geist. Er leistet sie, indem er dem christlichen Volke den verborgenen Reichtum der Offenbarung Gottes erschließt. Dazu bedient er sich auch der Menschen. Das Nachdenken der gläubigen Theologen, die Frömmigkeit des Volkes, die Verehrung durch die Gläubigen, auch Anstöße von außen durch die Zeit dienen dazu, dass der Wahrheitsgehalt der Offenbarung immer mehr zutage tritt.

Ich will Ihnen zwei Beispiele geben. Am 8. Dezember 1854 hat Papst Pius IX. das Dogma von der Unbefleckten Empfängnis Mariens verkündet, also die Tatsache, dass Maria vom ersten Augenblick ihres Lebens an von der Erbsünde bewahrt blieb. „Ganz schön bist du, Maria, der Erbschuld Makel ist nicht an dir.“ Eine neue Lehre? Mitnichten. Diese Lehre ist enthalten in dem Jubelruf Mariens: „Großes hat an mir getan der Allmächtige und dessen Name heilig ist. Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter.“ Warum denn? Weil sie auserwählt war, weil sie geheiligt war. Aber diese Wahrheit ist eben eingehüllt gewesen. Sie wurde zunächst als fromme Meinung geglaubt. Die letzte Verbindlichkeitsstufe ist erst erreicht worden 8. Dezember 1854, als Pius IX. feierlich als Dogma der

Kirche verkündete: „Maria ist vom ersten Augenblick ihres Daseins an von der Erbsünde bewahrt worden.“

Das zweite Beispiel: Am 18. Juli 1870 verkündete derselbe Papst das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes. Der Papst ist unfehlbar, wenn er als höchster Lehrer der Kirche den Glauben der Kirche verbindlich für alle Kirchenglieder verkündet. Eine neue Lehre? Mitnichten. Diese Lehre war schon in dem Wort enthalten, das Jesus zu Petrus gesprochen hat: „Simon, der Satan hat verlangt, euch zu sieben, wie man den Weizen siebt. Ich aber habe für dich gebetet, dass dein Glaube nicht wanke. Und wenn du dich dereinst zurückgefunden hast, dann stärke deine Brüder!“ In diesem Wort des Herrn war das einzigartige Privileg, der einzigartige Vorzug des Petrus und seiner Nachfolger eingeschlossen. Die Wahrheit von der Unfehlbarkeit des Papstes war einschlußweise in diesem Worte mitgesagt. Im Laufe der Jahrhunderte wurde die Wahrheit entfaltet, und das war das Werk des Heiligen Geistes. Heute begreifen wir, wie notwendig, wie segensreich diese Dogmatisierung von 1870 war. Wenn wir den Papst nicht hätten, müßten wir ihn erfinden, und wenn wir die Unfehlbarkeit nicht als geoffenbartes Gut wüßten, müßten wir die Unfehlbarkeit statuieren.

Der Geist hält aber auch seine Gemeinde, seine Kirche in der Wahrheit. Er sorgt dafür, dass Gottes Offenbarung nicht verfälscht, nicht verkürzt, nicht verbilligt wird. Und das ist unser Glück, das ist unser Stolz. Wir sind in einer Kirche, die ihre Lehre nicht verbiegt nach dem Geschmack der Zeit. Wir gehorchen einem Gesetz, das sich durch Menschenmeinungen nicht aus den Angeln heben läßt. In unserer Kirche bleibt die Wahrheit Gottes, sie bleibt dank des Wirkens des Heiligen Geistes. Das ist ja eben der Unterschied unserer heiligen Kirche zu allen Abspaltungen, dass in ihr der Geist machtvoll wirkt, dass er die Wahrheit erhält und dass er uns in der Wahrheit befestigt.

Das Wirken des Heiligen Geistes kann auch durch Irrlehrer nicht zuschanden gemacht werden. Je behender und eifriger sie ihre Ware auf den Markt werfen, um so heller leuchten die Kleinodien der göttlichen Wahrheit auf. Gottes Geist weckt immer zur rechten Zeit die rechten Männer und die rechten Frauen auf, die die Wahrheit ans Licht heben, verteidigen, unerschrocken und ohne Zögern. Das alles wirkt der Heilige Geist nicht nur an Christi Statt, sondern auch als Christi Geist, denn er wird, so heißt es, „nicht aus sich selbst reden, sondern er wird reden, was er gehört hat und das Zukünftige euch verkünden.“

Meine lieben Freunde, der Heilige Geist, der in der Kirche wirkt, ist unser großes Glück, ist unsere Kraft, ist unsere Zuversicht, ist unser Trost. Bald feiern wir wieder das Fest des Heiligen Geistes, aber auch schon jetzt wollen wir rufen, täglich rufen: „Sende aus deinen Geist, und alles wird neu geschaffen, und du wirst das Antlitz der Erde erneuern.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Herr, lehre uns beten

17.05.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Unser Heiland betet. Die Jünger haben den Herrn beten sehen. Sie selbst haben auch gebetet in ihren Häusern, im Tempel, in den Synagogen. Aber so haben sie nie einen beten sehen wie den Herrn. Und als der Herr sich vom Gebet erhebt, da kommt die große Bitte von ihren Lippen: „Herr, lehre uns beten!“ Die Jünger wußten offenbar nicht, dass sie damit selbst eines der schönsten Gebete formuliert hatten, das es im Neuen Testament gibt: „Herr, lehre uns beten!“ Diese Bitte ist nie mehr verstummt. Die Großen im Reiche des Geistes haben sie unermüdlich erneuert. Der heilige Augustinus spricht: „Ich weiß nicht, wie ich beten soll. Lehre du mich, o Herr, zu beten.“

In unserer Zeit scheint freilich diese Bitte verstummt zu sein, scheint das Gebet ausgelaufen zu sein. Wir leben in einer Atmosphäre, in der man für das Gebet nichts mehr übrig hat. Man sagt von einem Manne: Das ist ein tüchtiger Arbeiter. Aber ich habe noch nie gehört, dass jemand von einem Manne sagt: Das ist ein tüchtiger Beter. Die Arbeit wird geschätzt, sie imponiert, aber das Gebet wird geringgeschätzt. Man zuckt die Achseln. Wir müssen uns klar sein, was das bedeutet. Das bedeutet, dass das Gebet für viele nichts Großes, nicht Gewaltiges, nichts Heiliges mehr ist. Das Gebet, so sagen manche, ist etwas für Frauen, für alte Frauen und Kinder. Es ist etwas für Schwächlinge. Wie falsch! Meine lieben Freunde, das Gebet wird nicht deswegen unterlassen, weil es leicht ist, sondern es wird deswegen nicht geübt, weil es schwer ist. Gebet ist Arbeit, Gebet ist anstrengende Arbeit, Gebet ist anstrengende geistige Arbeit. Und deswegen wird so wenig, wird so wenig gut gebetet. Wenn wir die Menschen betrachten in ihrem Lebenskreis: Sie gehen auf im Beruf, in der Familie. Sie beschäftigen sich mit Sport, mit Fernsehen. Sie sind bedacht, ihre Freizeit angenehm zu verwenden. Aber mit dem Gebet haben sie es nicht. Der Mann, der gewohnt ist, mit Zahlen zu rechnen, soll im Gebet auf einmal mit der Unendlichkeit zurecht kommen. Der Mensch, der nur dauernd in den Kleinigkeiten seines Berufes aufgeht, soll plötzlich Gedanken von Gott und Ewigkeit fassen. Das ist für viele zu schwer. Da sträubt sich die ganze Bequemlichkeit, da wehrt sich die gewohnte Starrheit des Denkens.

Das beginnt schon beim Hinknien. Das erfordert eine gewisse Selbstüberwindung. Hat die der heutige Mensch? Sie haben vielleicht beobachtet, dass selbst in unseren Gotteshäusern das Knien immer mehr nachgelassen hat und mancherorts ganz aufgegeben worden ist. Ja, es gibt Gotteshäuser, katholische Gotteshäuser, in denen die Kniebänke fehlen. Knien ist ein Akt der Demut. Vor Gott sind wir klein und armselig, hilfsbedürftig und Bettler. Deswegen machen wir uns vor ihm klein. Wir knien hin und zeigen damit, dass wir demütig Gottes Gaben erbitten.

Man will nicht eingestehen, dass Beten schwer ist. Und so hat man Entschuldigungen: Ich habe keine Zeit. Es bringt nichts. Es hat keinen Zweck. So sagen die Leute, wenn vom Gebet die Rede ist. Aber wenn es so schwer ist, zu beten, dann muss die Bitte in uns aufstehen: „Herr, lehre uns beten!“

Wer von uns kann richtig beten? Wann beten wir? Wenn es üblich ist: am Morgen, am Abend, bei Tisch, im Gotteshaus, bei Beerdigungen. Wenn es üblich ist. Das ist ja nicht falsch, aber es besteht die Gefahr, dass das Gebet zu einer Formalität wird, zu einem äußeren Akt, bei dem die Seele nicht mehr beteiligt ist. So wie wir sagen: Guten Tag, oder wie man heute sagt: Hallo oder Tschüss, ohne Inhalt, ohne Herz, ohne innere Beteiligung. Die Menschen denken nichts mehr dabei.

Der Herr mahnt uns: „Ihr sollt beten und nicht nachlassen. Ihr sollte allezeit beten.“ Das heißt nicht, dass man unaufhörlich Gebete sprechen soll, aber die Gebetshaltung, der Lobpreis auf Gott, der Dank gegenüber Gott, die Bitte zu Gott, diese Haltung soll immerdar in uns sein. Das bedeutet es,

wenn der Herr sagt: „Ihr sollt allezeit beten.“ Es gibt keinen Zeitraum, in dem das Gebet nicht angebracht wäre. Aber wenn wir mit unserer gewohnten Oberflächlichkeit beten, dann kann es sein, dass uns einmal blitzartig der Gedanke kommt: Was ich tue, ist eigentlich kein Beten. Da muss man sich losreißen und bitten: „Herr, lehre du mich beten!“

Beten heißt, nicht nur die Geisteskräfte zusammenraffen, beten heißt, die Seele hineintauchen in Gott in tiefster Demut und Anbetung, in wahrer Liebe und Hingabe. Beten heißt, dem Herrgott anbieten eine reine, heilige, liebende Seele. Beten heißt, in den Himmel hinaufreichen und Gottes Gnade herabholen. Wir haben es bitter nötig zu rufen: „Herr, lehre uns beten!“

Der Herr hat das tiefe Wort gesprochen: „Ohne mich könnt ihr nichts tun.“ „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben.“ „Wenn ihr in mir bleibt, dann könnt ihr wirken.“ „Ohne meine Kraft seid ihr wie Rebzweige, die ausgeschnitten werden und verbrannt werden.“ Und der heilige Paulus hat das tiefe Wort gesprochen: „Niemand kann sagen: Herr Jesus, außer im Heiligen Geiste.“ Das heißt: Wenn wir beten wollen, wie es Gott gefällt, dann nur so, dass wir in seiner Gnade beten. Beten ist eine Gnade, ein Geschenk Gottes, eine der größten Gnaden, die Gott den Menschen geben kann. Beten ist etwas Großes, über alles Irdische erhaben. „Ohne mich könnt ihr nichts tun.“ Also auch nicht beten. „Niemand kann sagen: Herr Jesus, außer im Heiligen Geiste.“

Einer, der es tiefer erfaßt hat als wir, nämlich der heilige Pfarrer von Ars, Johannes Vianney, hat einmal in einer Predigt gesagt: „Wir hätten es verdient, nicht beten zu dürfen. Aber Gott hat uns in seiner Güte gestattet, dass wir zu ihm sprechen dürfen.“ Wir hätten es verdient, nicht beten zu dürfen. Aber Gott hat uns in seiner Güte gestattet, dass wir zu ihm sprechen dürfen. Weil das Gebet eine Gnade ist, kommt es denen am leichtesten an, zu beten, die in der Gnade leben, die aus der Gnade leben, die mit der Gnade leben. Und das sind oft nicht die Großen dieser Welt, sondern die Kleinen, die Bescheidenen, die Demütigen, die man übersieht, die man vergißt. Die verstehen häufig, gut zu beten. Ihr Gebet dringt durch den Himmel.

Ich kenne die Einwände, die wir alle haben, nämlich: Mir fehlt die Andacht beim Gebet. Rufen wir: Herr, lehre mich beten! Wir kommen in das Gotteshaus, wir besuchen die heilige Messe. Es ist nicht notwendig, dass wir das Gebetbuch in die Hand nehmen. Wenn wir nur rufen, die ganze heilige Messe: „Herr, lehre mich beten“, dann haben wir die Messe gut mitgefeiert. „Ich schaffe es nimmermehr. Herr, lehre mich beten!“ Was ist das ein ergreifendes Gebet! Und wenn wir nur unser Stammeln zum Himmel schicken, dann haben wir gut gebetet. Aber es würde aus dem Herzen kommen. Nur was aus dem Herzen kommt, findet zum Herzen Gottes. Wer sich eingesteht, dass er nicht beten kann und dann doch betet und um Gnade fleht, dem ist Gott am allernächsten.

Es gibt Mittel, meine lieben Freunde, um andächtig zu beten. Die Andacht leidet häufig durch die Länge des Gebetes. Ein einziges andächtig gebetetes Vaterunser ist besser als viele, die hastig und gedankenlos heruntergeleiert werden. Besser wenige Worte und viel Herz als viele Worte und wenig Herz. Dazu ein anderes. Man muss sich für das Gebet rüsten. Wir müssen uns schon vor dem Gebet in die Gegenwart Gottes versetzen. Man muss sich sammeln, man muss sich aufmuntern, um das Gebet gut zu verrichten. Wir sollten uns angewöhnen, vor jedem Gebet uns zu fragen: Was will ich tun? Beten, aber auch gut beten. Ein weiteres ist hilfreich: beim Gebet von Zeit zu Zeit eine Pause machen. Ganz kurz, aber regelmäßig, um zurückzuschauen auf den begangenen Weg und hinzuschauen auf den vor uns liegenden Weg, eine Pause, in der wir uns besinnlich fragen: Was will ich tun? Eine Pause, in der wir den Vorsatz erneuern: Ich will beten. Niemand kann während des mündlichen Gebetes auf jeden einzelnen Satz und auf jedes einzelne Wort achten und es ausschöpfen. Aber jeder kann durch Pausen zu sich zurückfinden zum Zweck und Sinn des Gebetes.

Beten aber, meine lieben Freunde, ist notwendig, ist unentbehrlich, ist unerläßlich. Wenn jemand sagt: Was habe ich nötig, zu beten? Dann antworte ich: Gerade weil du meinst, es nicht nötig zu haben, hast du es nötig. Nur durch Gebet kann die Seele die Macht des bösen Geistes überwinden. Das Gebet ist die Hauptquelle alles Guten, das Werkzeug zur Erlangung des Heiles. Es trennt sich von Gott, wer sich nicht durch das Gebet mit Gott verbunden hält. Wer dem Gebet aus dem Wege geht, der geht geradewegs hinein in die Versuchung. Vernachlässigung des Gebetes ist auch immer der erste Schritt zum Unglauben. Die Welt wäre nicht gottlos, wenn sie nicht gebetslos wäre. Wenn der betete,



der ohne Sünde war, um wieviel mehr müssen wir beten, die wir Sünder sind? Wenn er in beständigem Wachen die Nacht hindurch gebetet hat, darum müssen auch wir andächtig und anhaltend beten.

Beten ist die Kraft, die rettet. Beten ist die Stärke, die Ausdauer verleiht. Beten ist die Brücke, die über dem Abgrund die Seele mit Gott vereint. Ich kann nicht beten, sagt mancher. Das ist eine Irrlehre. Du kannst immer beten. Verspürst du Widerwillen oder Abscheu vor dem Gebet, dann bete weiter. Bete dir zum Trotz, bete gegen dich! Beten soll man dann am meisten, wenn es einem am schwersten fällt. Ich wiederhole: Beten soll man dann am meisten, wenn es einem am schwersten fällt, denn dann braucht man das Gebet am nötigsten, dann ist die Versuchung am nächsten, dann ist die Stunde der Gnade herbeigekommen. Wer sich zu Gott wendet trotz Unlust und Abneigung, der wird von Gott besonders gesegnet.

Beten wir auch beharrlich! Nicht aufgeben, wenn die Erhörung nicht sofort erscheint. Es gibt das schöne Wort von dem bayerischen Dichter Waggener: „Gott hilft immer, aber er kommt oft eine Viertelstunde später, um unseren Glauben zu erproben.“ O wie wahr, meine lieben Freunde. Gott hilft immer, aber er kommt oft eine Viertelstunde später, manchmal auch ein Vierteljahr später, um unseren Glauben zu erproben. Und Vertrauen haben im Gebet. Die Stunden Gottes schlagen langsam. Je vertrauensvoller unser Gebet ist, um so mehr Gnaden schöpfen wir aus dem Gebet. Man erhält von Gott alles nach dem Maß des Vertrauens. „Man muss Gott beim Herzen packen“, hat einmal die heilige Theresia von Avila geschrieben, „das ist seine schwache Seite.“

Es war während der Kriegszeit. Ein Priester hatte die Kranken und Verwundeten und die Sterbenden in einem Lazarett zu besuchen. Er ging von einem Bett zum anderen. Da war einer, als er den Priester kommen sah, sagte er: „Ich kann nicht beten.“ „Dann werde ich mit Ihnen beten“, sagte der Priester. „Nein“, antwortete er, „ich kann nicht beten.“ „Sind Sie katholisch?“ „Ja, ich bin katholisch, aber ich kann nicht beten.“ Und dann erzählte er stockend und abgebrochen sein Leben, das Leben eines armen Menschen, er war Waisenknabe, hatte nie seine Eltern kennengelernt. In ganz jungen Jahren war er schon zu fremden Leuten gekommen, die hatten ihn ausgenutzt. Er hatte keine rechte Schule besucht, keinen Religionsunterricht erhalten, keinen Priester kennengelernt. Niemals hatte eine Mutter seine Hände gefaltet. Dann war er hinausgegangen ins Feld. Im Granatfeuer hatte er erlebt, wie andere Kameraden beteten. Aber er klagte: Ich kann nicht beten. Der Priester sprach mit ihm über die heiligen Wahrheiten des Glaubens, so schlicht und einfach, wie es eben nur ging. Und dann, das vergaß er nie, hat er mit diesem Manne das erste Vaterunser gebetet. Auf dem Tisch lag die goldene Patene, lag das Allerheiligste. Der Priester sprach Wort für Wort vor, und der Sterbende sprach Wort für Wort nach. Aus seinen Augen rollten die Tränen. Jetzt wußte er, wie er zu seinem Vater im Himmel sprechen mußte, und jetzt mußte er sterben. Wer sich das eingesteht: Ich kann nicht beten, der ist dem Herrgott am nächsten. Derjenige, der bittend und flehend und sehnend ruft: Herr, lehre mich beten, ich kann es nicht, der ist Gott am nächsten,

Der Heiland betet, und die Jünger schauen ihm mit großen Augen zu wie Kinder. Endlich steht er auf. Da kommen die Apostel zu ihm, und flehend sprechen sie zu ihm: „Herr, lehre uns beten!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Erhöht in die Herrlichkeit des Vaters

21.05.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Himmelfahrt unseres Herrn Jesus Christus Versammelt!

Ich habe hier in meinen Händen ein soeben erschienenen Buch. Es ist die Biographie, also die Lebensbeschreibung eines evangelischen Theologen. In diesem Buche wird auch ausgiebig aus seinen Schriften zitiert. Ich gebe eines dieser Zitate wieder: „Man kann nicht elektrisches Licht und Radioapparat benutzen, in Krankheitsfällen moderne medizinische und klinische Mittel in Anspruch nehmen und gleichzeitig an die Geister- und Wunderwelt des Neuen Testaments glauben.“ Von diesem Ausgangspunkt erklärt dieser Theologe, dieser evangelische Theologe, was aller „erledigt“ ist, also nicht mehr zu glauben ist: „Erledigt ist die Geschichte von der Himmelfahrt Christi, der Geister- und Dämonenglaube, die Wunder als reale Geschehnisse, die mythische Eschatologie, der Gedanke an ein supranaturales Wirken des Pneuma und der Sakramente, die Auffassung des Todes als Sündenstrafe, die Satisfaktionslehre sowie das Verständnis der Auferstehung als eines physischen Geschehens.“ 2000 Jahre lang hat nach der Meinung dieses evangelischen Theologen die Kirche falsch geglaubt. Erst mußte er kommen und die rechte Auslegung des Neuen Testaments uns lehren. „Erledigt“ ist also auch das Fest, das wir heute begehen, das Fest der Himmelfahrt unseres Herrn und Heilandes.

Aber dieses Geschehen bekennen wir in jedem Glaubensbekenntnis. Wir sagen nicht nur: „Auferstanden von den Toten“, wir sagen auch: „Aufgefahren in den Himmel, sitzt zur rechten Hand Gottes.“ Jesus hatte seine Himmelfahrt mehrfach vorausgesagt. Als er über das eucharistische Opfersakrament sprach, also davon redete, dass er sein Fleisch und Blut zur Nahrung und zum Tranke geben werde, da nahmen die Jünger Ärgernis daran. Aber er hat dieses Ärgernis beiseite geschafft, indem er erklärte: Hier geht es nicht um eine irdische Substanz, sondern um eine geistliche Wirklichkeit. Wenn ihr den Menschensohn auffahren sehen werdet in den Himmel, dann werdet ihr begreifen, was es mit der wirklichen Gegenwart Christi im eucharistischen Opfersakrament auf sich hat.

Der Diakon Stephanus sah das Ergebnis der Aufnahme Jesu in den Himmel, nämlich er sah Jesus zur rechten Hand Gottes stehen und damit seine Herrscherstellung bekunden. Das Neue Testament spricht, wenn es von Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn redet, gewöhnlich von „Erhöhung“. Beide zusammen machen die Erhöhung Jesu aus, also sein Verklärung und seine Aufnahme in die himmlische Herrlichkeit. Dann verstehen wir auch die Frage, die manche bedrängt: Wo war denn Jesus in den 40 Tagen zwischen Auferstehung und Himmelfahrt? Diese Frage ist für mich kein Problem: Jesus war in diesen Tagen im Himmel, und er ist jeweils vom Himmel herabgestiegen, um sich den Jüngern zu zeigen, um bei Erscheinungen seine Auferstehung, seine leibhaftige Auferstehung zu bekräftigen. Er ist nach meiner Überzeugung sogleich nach seiner Auferstehung in die Verklärung des Himmels eingegangen, und von daher erschien er den Jüngern. Jede Erscheinung geschah vom Himmel her. Und das Ereignis, das wir heute feiern, ist die letzte Erscheinung, die endgültige, die abschließende Erscheinung vor den Jüngern, die endgültige Rückkehr zum Vater.

Wir haben es hier, meine lieben Freunde, mit Geschichte zu tun, nicht mit einer Legende. Die Himmelfahrt Jesu ist die lokale Versetzung, die örtliche Versetzung der verklärten menschlichen Natur Christi an einen Ort, der seinem seligen Zustand entspricht. Dass die menschliche Natur Jesu an irgendeinen Ort versetzt werden mußte, ergibt sich daraus, dass der verklärte Heiland immer noch, trotz aller Verwandlung, von stofflicher Natur ist, wenn auch einer verklärten Stofflichkeit. Und diese verklärte Stofflichkeit muss an irgendeinem Orte sein. Wir wissen nicht, an welchem. In jedem Falle ist der Ort, wo sich die verklärte menschliche Natur Jesu befindet, den Menschen unerreichbar. Wäre

es anders, dann könnte sich der Mensch der Natur Jesu bemächtigen. Das kann nicht sein; damit würde er in die Herrschaftsrechte Gottes eingreifen, und das darf nicht sein. Ebenso ist die verklarte Seinsweise Jesu, die er im Himmel hat, den Mitteln unserer Erfahrung nicht zugänglich. Wir können kein Teleskop bauen, und wir können keine Raumschiffe entsenden, die dahin gelangen, wo sich die verklarte Natur Jesu befindet. Sie ist transzendent, das heißt sie übersteigt alle der Erfahrung zugänglichen Wirklichkeiten. Der verklarte Herr befindet sich in einer Wirklichkeit, die jede Erfahrungswirklichkeit übersteigt.

Das wird auch in den Texten der Liturgie angedeutet. In der Pfingstnovene beten wir nicht, dass Jesus zu den Sternen gegangen ist, sondern da beten wir, dass er „über alle Himmel emporgestiegen“ ist. Über alle Himmel, also nicht in den Sternenhimmel hinein, sondern in eine überirdische Wirklichkeit, die sich jenseits der Sterne und der Wolken befindet. Diese Erklärung der Himmelfahrt ist keine Ausflucht, ist keine Verlegenheitserläuterung, sondern es ist die Erklärung, die der überragenden Wirklichkeit Gottes und Jesu angemessen ist. Gott ist Gott, und Gott ist kein Mensch. Bei allem Reden über ihn muss die absolute Überlegenheit des Schöpfers über die gesamte Schöpfung gewahrt bleiben. Wir können zwar von Gott nur reden, wie wir von Menschen reden. Das ist sicher zuzugeben. Aber wir müssen immer sagen, dass diese Redeweise im tiefsten Sinne unähnlich der Wirklichkeit ist, in der sich Gott befindet.

Es werden uns drei geschichtliche Dinge geoffenbart, die mit der Himmelfahrt Jesu zu tun haben: erstens das Emporschweben, zweitens die Wolke und drittens das Auftreten zweier Engel. Das Emporschweben, das der Versetzung der verklarten Natur Jesu in die ihm zubereitete Wirklichkeit dient, ist ein sinnbildlicher Hinweis auf die Erhabenheit der menschlichen Natur Christi über die unserer Erfahrung zugänglichen Existenzformen. Sie ist ein Sinnbild für ein unsichtbares Geschehen, nämlich sie bedeutet die volle Hineinnahme der Natur Christi in die Wirklichkeit Gottes. Warum geschah diese Hineinnahme in Gottes Herrlichkeit nach oben? Sehr einfach, weil sich der offenbarende Gott den Vorstellungen der Menschen angepaßt hat. Oben ist nach unserer Weltsicht die Helligkeit, das Licht, die Sonne. Wer also nach oben emporgehoben wird, der geht in das Licht, der geht in die Sonne, der geht in die Helligkeit. Wäre Jesus in die Erde versunken, dann hätten die Menschen meinen können, er sei ins Totenreich hinabgestiegen oder zu den Verdammten. Es mußte also, wenn der Herr eine Offenbarung geben wollte, die verstanden wurde, es mußte also das Emporschweben nach oben erfolgen. Ähnliches gilt für die Wolke. Öfters im Neuen Testament ist die Wolke ein Sinnbild für die Wirklichkeit Gottes, ein Sinnbild für das Auftreten Gottes. Etwa bei der Verklärung auf dem Berge Tabor erschien eine Wolke, eine lichte Wolke, und aus dieser Wolke sprach Gott. Die Wolke ist also ein Hinweis auf die Anwesenheit Gottes. Und erst recht sind es natürlich die Engel. Die Engel sind die Boten der anderen Welt, in die Jesus jetzt eingegangen ist. Sie dürfen nicht fehlen, wenn der Herr in den Himmel aufgenommen wird.

Nun gibt es Versuche, die Himmelfahrt Jesu dadurch zu entwerten, dass man auf die Apotheosen von Menschen in der heidnischen Vorzeit verweist. Was sind Apotheosen? Apotheosen sind angebliche Vergöttlichungen, Vergötterungen von Menschen. Die Heiden waren der Ansicht, dass gewisse Heroen der Vorzeit wie Herakles oder auch historische Personen wie Plato schon zu ihren Lebzeiten als Götter verehrt werden müssen. Auch Julius Cäsar wurde als Gott verehrt; man baute ihm einen Tempel und bestellte einen Priester. Nachher wurde die Vergöttlichung oder besser die Vergötterung der verstorbenen Kaiser Brauch. All das, meine lieben Freunde, sind schreckliche Verirrungen. Sie zeigen, ein wie falsches Bild die Heiden von den Göttern hatten. Sie haben die Götter nach ihren Vorstellungen geschaffen. Von ihnen gilt tatsächlich das Wort Feuerbachs: „Der Mensch schuf Gott nach seinem Bilde.“ Zur Transzendenz, zur Überweltlichkeit, zur Unendlichkeit Gottes sind sie nicht vorgestoßen. Deswegen können diese Götterlegenden auch nicht die Himmelfahrt des Herrn entwerten. Kein Mensch nahm an, dass die Vergöttlichung dieser Kaiser eine Wirklichkeit ist. Alle wußten, dass das eine Weise ist, wie man diese Menschen ehren wollte. Man wollte damit die geschichtliche Bedeutung der Herrscher aussagen.

Bei Jesus aber ist es anders. Die Himmelfahrt zieht die letzte Folgerung aus dem, was er immer war, nämlich der wahrhafte Sohn Gottes. Jetzt bricht die Gottesherrlichkeit durch und führt ihn in die Himmlische Herrlichkeit an die Seite des Vaters. Er kehrt zurück in seine Heimat. Der verklarte Herr,

meine lieben Freunde, paßte nicht mehr auf die Erde. Die Erde ist für die Wirklichkeit, die der Herr gewonnen hat, unangemessen. Und deswegen mußte er in die Herrlichkeit des Vaters zurückkehren und seinen Ehrenplatz zur Rechten des Vaters einnehmen. Zur Rechten des Vaters: ein Bild. Natürlich ein Bild; denn Gott ist kein Mensch, er hat keinen Körper, er hat auch keine Rechte und keine Linke. Wenn also ausgesagt wird, dass er zur Rechten des Vaters sitzt, dann wird damit ausgedrückt, dass er die Hoheit und die Erhabenheit gewonnen hat, die der Vater ihm zugewiesen hat. Die rechte Seite ist ein Bild für den Ehrenplatz, und Gott hat Jesus über alle irdischen Möglichkeiten erhoben, indem er ihn an seine Seite hat sitzen lassen. Das ist auch kein Ruhen, dass er sich gewissermaßen jetzt von seiner irdischen Arbeit ausruhen möchte. O nein. Christus herrscht, er ist tätig. Sein Herz schlägt, sein Auge blickt, seine Hand herrscht. Er hat sich also nicht zurückgezogen, um sich auszuruhen, sondern er regiert zur Rechten des Vaters die Welt und wartet, er wartet, meine lieben Freunde. Worauf? Auf den Wink des himmlischen Vaters, dass es jetzt Zeit ist zur zweiten, zur letzten, zur endgültigen Erscheinung in dieser Welt. Er wird wiederkommen, um seinem Werke die letzte Gestalt zu geben. Das erste Erscheinen war gewissermaßen der Auftakt, die Vorbereitung. Dann aber kommt die Vollendung.

Mit der Aufnahme Jesu in den Himmel hat die menschliche Natur Christi den höchsten Stand der Verherrlichung erlangt. Damit offenbart Gott seine Macht, seine Liebe, seine Freiheit und seine Fülle. Ja, so ist es. Der in den Himmel aufgefahrne Herr Jesus ist die größte Verherrlichung Gottes. Gott wird ja durch die Geschöpfe verherrlicht, und diese Verherrlichung ist jetzt an Jesus in höchstem Maße erfolgt. Die Verherrlichung Jesu, die Herrlichkeit, die er gewonnen hat, ist ein immerwährender Lobpreis Gottes. Sie ist zugleich die höchste Vollendung der menschlichen Natur. An dem auferstandenen und in den Himmel aufgefahrenen Jesus kann man sehen, welches der letzte Gedanke ist, den Gott vom Menschen denkt. Hier ist das wahre Menschenbild in seiner letzten Ausgestaltung, die Gott selbst wirkt. In Christus ist schon Wirklichkeit geworden, wofür jeder Mensch bestimmt ist, und wir haben schon jetzt in irgendeiner Weise, die schwer auszusagen ist, teil an der Himmelfahrt Jesu. So sagt es jedenfalls der Apostel Paulus im Epheserbrief. Wir sind nach ihm nicht nur mit Christus auf-erweckt, wir sind auch mit Christus in den Himmel versetzt. Wie kann das verstanden werden? Ich glaube, dass es so zu verstehen ist: Wir nehmen am himmlischen Sein Christi teil. Wir sind in unserem innersten Personkern aus den vergänglichen Formen der Welt herausgehoben und in die Sphäre hineinversetzt, in welcher der Herr, der erhöhte Herr lebt. Wir sind durch das Wirken des Heiligen Geistes neue Geschöpfe, neue Geschöpfe, dem erhöhten Herrn verähnlicht.

Freilich, wir warten noch auf das Offenbarwerden der Herrlichkeit. Wir warten auf die Stunde, wo die Herrlichkeit Christi offenbar wird bei seiner Ankunft, bei seiner zweiten Ankunft. Wir harren mit ungeheurer Spannung auf diesen Termin. Wir gehen als Pilger durch die Welt, aber wir blicken zu dem hinauf, der zur Rechten des Vaters sitzt und dessen Ankunft wir herbeisehnen.

Meine lieben Freunde, nicht die Geschichte von der Auferstehung und der Himmelfahrt des Herrn ist erledigt, wie jener evangelische Theologe meint, sondern erledigt ist der Unglaube, der Gottes Taten leugnet. Erledigt ist eine Theologie, die aus dem Unglauben kommt und zum Unglauben führt. Der Herr aber, der im Himmel thront, er lacht ihrer!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Kennzeichen des Geistes Gottes

24.05.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Weltgeschichte, wie Jesus sie sieht und wie er sie erschafft, ist vom Walten des Heiligen Geistes erfüllt. Sie ist der Raum, in dem die große Kampf- und Aufbauarbeit des Geistes vor sich geht. Im heutigen Evangelium schildert unser Heiland die Eigenart dieses Geistes und seiner Wirkens so deutlich und anschaulich, dass wir die Merkmale des echten, des Heiligen Geistes erkennen können. Es wird nämlich in dieser dunklen Welt nicht immer leicht sein, den Heiligen Geist vom bösen Geist zu unterscheiden. Es wird nicht immer leicht sein, die Unterscheidung der Geister zu treffen. Man wird nicht leicht den Engel des Lichtes vom Engel der Finsternis unterscheiden können. Aber in diesen Worten, die wir soeben vorgetragen bekommen haben, gibt uns Jesus eindeutige und allgemeingültige Merkmale, um die Menschen, die Dinge und die Ereignisse zu unterscheiden, welche die Zeichen des wahren Geistes, des Heiligen Geistes an sich tragen.

Der Geist, den Jesus vom Vater her senden wird, wird der Geist der Wahrheit sein. Welch ein unermessliches Vertrauen spricht aus diesem Wort! Es wird einen Geist der Wahrheit geben. Wahrheit ist die Übereinstimmung der Erkenntnis mit der Wirklichkeit. Eine Aussage ist wahr, wenn sie die Wirklichkeit treffend wiedergibt. Die Wahrheit zu wissen ist wichtig für uns, schon für die irdischen Dinge. Es ist noch wichtiger, die Wahrheit von den ewigen Dingen zu kennen, damit wir nicht in die Irre gehen. Man möchte oft meinen, dass nichts so wenig Aussicht hat auf dieser Welt wie die Wahrheit, dass niemand so wenig helfe wie die Wahrheit. Die meisten Menschen sind gleichgültig gegenüber der Wahrheit. Was sie interessiert, ist das Leben, das Genießen, das Vorankommen, aber nicht der Besitz der Wahrheit. Ja, man muss sogar noch hinzufügen: Die Wahrheit wird vielfältig unterdrückt, vergessen, hintangehalten. Es gibt Kreise und Bevölkerungsschichten und ganze Gruppen, die alles daran setzen, dass die Wahrheit nicht ans Licht kommt. Es gibt Staaten und Staatenbünde, die zielbewußt die Unwahrheit verbreiten. Im Jahre 1915/16 wurden 1.850.000 christliche Armenier von den Türken ermordet – 1.850.000. Um Munition zu sparen, stürzte man sie in Schluchten oder trieb sie in die Wüsten. 100.000 christliche Frauen verschwanden in den türkischen Harems. Aber die Türkei leugnet bis heute den Genozid. Sie will die Wahrheit nicht wissen und nicht einräumen.

Gott denkt anders über die Wahrheit als die meisten Menschen. Er sorgt dafür, dass die Wahrheit nicht untergeht, und deswegen schickt er den Geist der Wahrheit. Es wird einen Geist der Wahrheit geben, dem ehrlich und aufrichtig und treu an der Wahrheit etwas liegt, der die Wahrheit zum Siege führen will. Es wird eine Kraft in der Welt sein, die der Wahrheit dient, nicht bloß dem Nutzen, nicht bloß dem Gewinn, nicht bloß dem Genuß, nicht bloß dem Gelde, nicht bloß dem Sich-Durchsetzen, nicht bloß der Behauptung. Nein, es wird eine Kraft geben, die der Wahrheit dient. Und diese Wahrheit wird nicht verschwinden. Man wird sie niemals ganz knebeln, ganz blenden, ganz zersetzen und zertreten können. Es wird auch immer Menschen geben, die sich als Diener der Wahrheit wissen, Zeugen der Wahrheit, die die Wahrheit vertreten, gelegen oder ungelegen, ja, die ihr Leben für die Wahrheit in die Schanze schlagen. Das sind Menschen, in denen der Geist der Wahrheit wirksam ist. Man kann somit auch sagen, dass, wer der Wahrheit dient und sie liebt, vom Heiligen Geiste erfüllt ist. Er hat den Heiligen Geist, den Geist Gottes in sich. Das ist das erste Zeichen, woran wir die Geister unterscheiden können: Wo die Wahrheit ist, da ist der Geist Gottes. Die Wahrheit und den Geist Gottes kann keine Macht dieser Erde trennen. Wo der Geist ist, da ist die Wahrheit, und wo die Wahrheit ist, da ist der Geist.

Darum ist auch die Wahrhaftigkeit, also die Liebe zur Wahrheit, der Wille zur Wahrheit, darum ist auch die Wahrhaftigkeit, die unbedingte Ehrlichkeit gegen sich und gegen Gott die eigentliche Grundtugend. Die Wahrhaftigkeit ist die Voraussetzung alles höheren, gottähnlichen Lebens und die Vorbedingung aller wahren Kultur. Auf der Wahrhaftigkeit beruht die Stimme des Gewissens und die Folgsamkeit gegenüber dieser Stimme. Auf ihr beruht alle Demut und Bescheidenheit, aber auch alle Größe, aller Großmut und alles Heldentum. Denn auf ihr beruht das Verantwortungsbewußtsein. Der Mensch, der sich wirklich verantwortlich fühlt, der Verantwortung trägt, der will und muss unbedingt ehrlich sein vor sich selbst, der darf sich nichts vormachen, der darf die Dinge nicht schönen, der darf die Augen nicht verschließen vor den Wirklichkeiten und der darf die Welt Dinge nicht künstlich anstreichen, um ihnen die gewünschte Farbe zu geben. Der Geist erweckt darum in den Menschen die Wahrhaftigkeit. Wer wahrhaftig ist, der ist geeignet, der Wahrheit zu folgen, der ist geeignet, ein Zeuge der Wahrheit zu sein. Der Heilige Geist ist der Geist der Wahrheit, und wer die Wahrheit über alles liebt, der hat den Heiligen Geist.

Dieser Geist aber gibt Zeugnis für Christus, denn Christus ist die Wahrheit schlechthin. „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, voll der Gnade und Wahrheit.“ So beten wir in jeder heiligen Messe am Ende. Das Zeugnis für Christus wird also nie mehr verstummen. Die Frage nach Christus wird die weltbewegende Frage der Zukunft sein. Man wird niemals mehr Christus zu den bloß historischen Größen rechnen können. Christus wird niemals ein Ehemaliger, ein Vergangener, ein Gestriger sein. Immerfort wird eine Stimme da sein, die für ihn redet und die einen Chor von Stimmen, einen Weltchor erweckt, einen umfassenden Sprechchor aufruft. So unsterblich ist der Geist und so unsterblich ist das Zeugnis für Jesus Christus. So unzerstörbar, wie der Geist ist, so unzerstörbar wird das Zeugnis für Christus sein. Die Welt möchte dieses Zeugnis ersticken, zum Verstummen bringen. Deswegen Abschaffung des Religionsunterrichtes oder Nichtgenehmigung des Religionsunterrichtes, wie in Berlin. Aber der Geist wird dafür Sorge tragen, dass das Zeugnis für Christus nicht untergeht. Der Geist Gottes ist mächtiger als der böse Feind.

Getrieben vom Geiste, inspiriert vom Geiste, getragen vom Geiste legen auch die Jünger Zeugnis ab für Christus. „Ihr werdet Zeugnis von mir geben, weil ihr von Anfang an bei mir waret.“ Wie vielsagend ist diese Begründung! Weil sie bei ihm sind von Anfang an, also in vollkommener Lebensgemeinschaft mit ihm stehen, deswegen legen sie Zeugnis von ihm ab. Diese Lebensgemeinschaft ist ihre Lebensform, ihr inwendiges Muss, ihre Bestimmung und ihr Schicksal geworden. Christus ist ihr Lebensinhalt und ihre seelische Erfüllung. Randvoll sind sie von ihm, so dass sie nichts anderes mehr kennen und nennen wollen als Jesus, und wäre es ihn als den Gekreuzigten. Ihre ganze Persönlichkeit schwingt und kreist um Christus. Sie sind von ihm geformt, er ist ihr inneres Maß, und deswegen auch ihr inneres Müssen geworden. Das heißt, sie müssen Christus verkünden aus innerer Lebensnotwendigkeit. Erfüllt von Christus, fließen sie von ihm über, strahlen sie ihn aus, geben sie Zeugnis von ihm. Das ist, meine lieben Freunde, kein bloßes Reden und vor allem nicht ein bloß amtliches, berufliches, vorgeschriebenes Reden. Nein, das ist ein Überquellen von innen her, das aus allen Ritzen und Spalten ihres Wesens hervorbricht. Es ist eben ein Zeugnis, also etwas, was nicht angelernt ist, sondern was gewachsen ist, ein Zeugnis, das sie mit ihrem ganzen Dasein und Sosein ablegen, also unvermeidlich und notwendig, und doch von wundersamer Freiheit erfüllt. Von Freiheit erfüllt, weil es aus Liebe hervorgeht, aus der liebenden Gemeinschaft mit Christus. Liebe hat ja immer das Wunder an sich, dass sie das Müssen und das Dürfen verbindet, den unwiderstehlichen Drang und den freiesten Willen.

So legen die Jünger Jesu Zeugnis für ihn ab, weil der Geist der Wahrheit, der Geist Jesu Christi, in ihnen ist. Denn wer die Wahrheit liebt, der muss auch Jesus lieben um der Wahrheit willen. Man kann auch umgekehrt sagen: Wer für Jesus Christus Zeugnis ablegt mit seinem ganzen Wesen und Sein, der ist es, der den Heiligen Geist in sich hat. Das ist das zweite Zeichen des Heiligen Geistes. Die Menschen, die so sind, dass man sie nur anzusehen braucht, um Jesu Christi inne zu werden, die so sind, dass man den Heiland, den Erbarmer, den Allerreinsten, den Gottverbundensten, den opfernden und geopfertem Heiland zu sehen vermeint, die sind voll des Heiligen Geistes. Man braucht nichts anderes von ihnen zu wissen, welchen Beruf, welches Ansehen, welches Glück, welches Unglück, welches Reden, welches Schweigen sie haben. Wenn das Bild Jesu aus ihren Augen, aus ihrem Wesen strahlt,

aus ihrem Schweigen und aus ihrem Leiden, dann sind sie Kinder des Heiligen Geistes. Vielleicht wissen die Zeugnisgebenden nicht einmal viel von Jesus zu sagen. Auch hier gilt das Wort des Herrn: „Nicht wer zu mir sagt: ‚Herr, Herr!‘ wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters tut, der im Himmel ist.“

Nur die, die von Anfang an bei ihm sind, die mit ihm verbunden sind, die mit ihm eins sind, die eines Herzens und eines Sinnes mit ihm sind, die bei ihm sind bei ihrem Beten und auch bei ihrem Nichtbeten, bei ihrer Weltlichkeit, bei ihrem Beruf, in ihrer Alltäglichkeit, die bei ihm sind mit ihren geheimsten Gesinnungen und ihren letzten Absichten, die bei ihm sind aus innerer Verwandtschaft, nicht aus Blutsverwandtschaft, sondern aus Geistesverwandtschaft, diese da, „die den Willen meines Vaters tun, die sind mir Mutter, Bruder und Schwester“. Die bei ihm sind, wenn er am Ölberg liegt und zu seinem Vater ruft: „Nicht mein Wille geschehe, sondern der deine.“ Die bei ihm sind, wenn er den Kelch nimmt, den Todeskelch: „Soll ich den Kelch nicht trinken, den der Vater mir reicht?“ Die bei ihm sind, wenn er hinausgeht vor das Tor als ein Geächteter, als ein Ausgestoßener, die so bei ihm sind, die geben Zeugnis von ihm. Die sind es also, die den Heiligen Geist haben.

Aber da liegt nun eine merkwürdige Tragik, ein seltsames Geheimnis über diesem Zeugnisgeben. Obwohl es von so stiller, so feiner, so gütiger Art sein soll, weckt es doch ein endloses Leid auf, körperliches und seelisches Leid, ein Leid, das immer über der Gemeinschaft der Christen liegt. „Sie werden euch ausstoßen aus den Synagogen. Sie werden euch töten“, sagt Jesus. Das ist der unbegreifliche Widerstand, der von Anfang an die Jünger Jesu bedrängt hat und bis heute bedrängt, auch dann und gerade dann, wenn sie niemandem etwas zuleide getan haben, bloß weil sie anders sind als die anderen, weil sie eines anderen Geistes sind. Sie mögen die besten, die gütigsten, die hilfreichsten, die sanftmütigsten Menschen sein, die besten Menschenfreunde, liebenswürdig und wohltuend wie jener heilige Bischof Polykarp von Smyrna oder wie jene gütige Fürsten auf der Wartburg oder wie der sanfte Bruder Franziskus. Warum konnte man sie nicht in Ruhe lassen? Warum ließ man sie nicht ihren stillen Weg gehen, nicht so beten, so denken, so Gutes tun, wie sie wollten und wie sie mußten aus innerer Notwendigkeit heraus? Dieses seltsame Geheimnis wird noch unbegreiflicher, wenn man die Verfolger betrachtet. Gewiß, das sind oft Bösewichter, ausgemachte Bösewichter, haßerfüllte Menschen, die Jesus und alle, die sich zu Jesus bekennen, verfolgen. Aber nicht immer. Auch die Verfolger sind manchmal gutmeinende Menschen, die sogar Gott noch einen Dienst zu tun meinen, wenn sie die Zeugen des Geistes überfallen, morden und hinter Schloß und Riegel bringen. Das ist ein wirklich erschütterndes Geheimnis, an dem man irrewerden könnte, irre an dem Geist Jesu Christi selbst. Ist er vielleicht selbst etwas Unmögliches, Weltfeindliches, Lebensfeindliches, das schon durch sein bloßes Dasein verderblich wirkt und darum aufreizt? Jesus hat diese verzagten Gedanken im voraus empfunden, und er hat diese Versuchung zum Ärgernisnehmen gefühlt. Deswegen verkündet er auch im Voraus seinen Jüngern: „Das habe ich euch sagt, damit ihr nicht irre werdet, damit ihr nicht, wenn es geschieht, den Glauben verliert, damit ihr daran denkt, dass ich es euch gesagt habe, wenn es einmal soweit ist. Laßt euch nicht irremachen“, sagt er, „denkt daran, laßt euch nicht abdrängen von eurem Wege. Es ist der Weg des Heiligen Geistes.“

Damit ist das dritte Kennzeichen des Geistes gegeben, eines der leichtesten und eines der wichtigsten, an dem man mit unfehlbarer Sicherheit die Geister unterscheiden kann, die in uns und in der Welt walten. Dort, wo Zwang, Drohung, Haß, Vernichtungswille herrscht, dort ist nicht der Geist Gottes. Da, wo man in einer geheimnisvollen Tragik um Gottes willen, um des Guten willen, um des Gewissens willen leiden muss und zu leiden bereit ist, dort ist der Geist Christi, dort ist er auf der Seite der Geopferten.

Darum kann auch das Zeugnisgeben der Jünger nicht auf irgendeiner Gewalt, einem Zwang, einer Furchterregung beruhen. Das alles wäre nicht vom Heiligen Geist. Das haben die beiden Söhne des Zebedäus erfahren. Als die Städte in Samaria Jesus nicht aufnahmen, da fragten sie den Herrn; „Sollen wir Feuer vom Himmel rufen, dass es diese Städte vernichte?“ Der Herr gab ihnen zur Antwort: „Ihr wißt nicht, welchen Geistes ihr seid.“ Er lehnt es ab. Er lehnt es ab, Feuer auf die Städte, auf die ungläubigen Städte herabzurufen.

Ich weiß nicht, meine lieben Freunde, ob Sie schon manchmal – wie ich – die Versuchung gespürt haben, zu wünschen oder gar zu erbitten, dass Gott seine Feinde und die Feinde der Kirche zer-

schmettere. Mit ohnmächtiger Wut sehen wir, wie böse Menschen die heilige Religion unterdrücken, behindern, ihre Lehre unterbinden, wie sie das Laster fördern. Da kann der Wunsch in uns hochkommen: Ach, wenn doch Gott eingreifen und die Bösewichter ausrotten möchte! Aber nein, nicht um das Verderben, nicht um das Verderben unserer Feinde dürfen wir und wollen wir bitten, sondern um ihre Bekehrung. Gott wird mehr verherrlicht durch die Umkehr des Saulus als durch den Selbstmord des Judas.

Eigentlich ist dieses schuldlose Leiden selbstverständlich; denn der Geist ist eben nicht Körper und nicht den Gesetzen der Körperwelt unterworfen. Körper können ja nur durch Stoß und Druck sich widereinander behaupten, sie müssen einander den Platz streitig machen. Im Physikunterricht habe ich gelernt: Wo ein Körper ist, kann ein anderer nicht sein. Der Geist aber will nichts verdrängen, sondern will umgekehrt ins Dasein einführen. Er will schaffen, er will aufbauen. Er kann also nur durch Bejahung und durch Geltenlassen etwas ausrichten, nur durch Vertrauen und Liebe.

Das ist also das Kennzeichen des Geistes, wo man Gutes tut denen, die da hassen, wo man betet für die Verfolger und Verleumder. Dort kennt man Gott, der ein Vater ist, und den Sohn, der ein Kind geworden ist, und den Gott, der ein Heiliger Geist ist, lebendigmachender und schöpferischer Geist. So ist es, und so bleibt es für und für bis in alle Ewigkeit.

Amen.



Prof. Dr. Georg May

## Der mächtige Antrieb des Geistes Gottes

31.05.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Ausgießung des Heiligen Geistes Versammelt!

Als der Apostel Paulus auf seiner Missionsreise nach Ephesus kam, traf er dort einige Jünger Jesu. Er fragte sie: „Habt ihr den Heiligen Geist empfangen, als ihr gläubig wurdet?“ Da kam die erstaunliche Antwort: „Wir haben nicht einmal gehört, dass es einen Heiligen Geist gibt.“ Paulus fragte weiter: „Welche Taufe habt ihr denn empfangen?“ „Wir haben die Taufe des Johannes empfangen.“ „Tja“, sagte da Paulus, „das war eine Bußtaufe zur Vergebung der Sünden. Johannes hat gesagt, ihr sollt auf den warten, der nach ihm kommt, auf Jesus.“ Da sie dies hörten, ließen sie sich taufen, und sie empfangen den Heiligen Geist. Es waren ungefähr zwölf Männer, denen dies widerfuhr.

Dieses Begebnis, meine lieben Freunde, zeigt, dass der Heilige Geist – auch heute – für viele ein unbekannter Gott ist. Die katholische Lehre von der Dreifaltigkeit, die wir am nächsten Sonntag in besonderer Weise betrachten werden, läßt an Macht und Wesen und Würde keinen Unterschied zwischen dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist zu. Sie sind ein Gott, nicht drei Götter, wie die Mohammedaner fälschlich uns unterstellen, ein Gott. Aber ein Gott in drei Personen. Das Wesen Gottes ist eines, aber drei haben daran Anteil: der Vater, der Sohn und der Heilige Geist.

Heute ist das Fest des Heiligen Geistes. Es paßt zu dieser Stelle des Kirchenjahres; es muss an dieser Stelle gefeiert werden, denn nach Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn mußte die Geistsendung erfolgen. Die Erhöhung des Herrn in Auferstehung und Himmelfahrt zielt auf die Sendung des Heiligen Geistes. In der Geistsendung werden Auferstehung und Himmelfahrt erfüllt. Die Geistsendung ist die Frucht der Himmelfahrt. Der Geist ist das Gnadengeschenk, das der erhöhte, zur Rechten des Vaters sitzende Christus uns sendet. Der Heilige Geist wird die Umgestaltung und Neuordnung der Schöpfung vornehmen, welche in dem verklärten Christus vorgebildet ist. Was am Haupte geschehen ist, nämlich die Verklärung, das muss am All geschehen. Indem Christus auferstand und in den Himmel fuhr, ist das Haupt des Alles in den Zustand der Verklärung übergegangen. Was am Haupte schon geschehen ist, das muss auch am Leibe und an seinen Gliedern geschehen. Es soll an ihnen erst begonnen werden, wenn es am Haupt vollendet ist, aber dann soll sein Beginnen nicht länger aufgeschoben werden. Die Himmelfahrt des Herrn ist also die Veranlassung, den Geist zu senden.

Was hat der Heilige Geist an Jesus von Nazareth, dem Menschen, dem Logos, dem Sohne Gottes gewirkt? Er hat seine menschliche Natur gewirkt. Der Engel Gabriel sagte zu Maria: „Der Heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten. Deshalb wird auch das Heilige, das aus dir geboren wird, Sohn Gottes genannt werden.“ Die Natur, die irdische Natur Jesu ist vom Heiligen Geist geschaffen und vom Heiligen Geist durchwaltet. Bis zu seiner Auferstehung und zu seiner Himmelfahrt war diese Tatsache verborgen. In der Auferstehung aber hat der Heilige Geist die von ihm geschaffene Natur Jesu so umgewandelt, dass sie durchscheinend geworden ist für die Gottesherrlichkeit. Jetzt ist sie erkennbar durchglüht vom Geiste Gottes. Indem der Heilige Geist die menschliche Natur Jesu in den Zustand der Verklärung umwandelte, durchstrahlte er mit seinem Licht und mit seiner Glut das Haupt des Alls, und von ihm und aus ihm geht dieses Leuchten und Glühen über in das All und durchdringt die Menschen. Meine Freunde, jetzt verstehen wir das geheimnisvolle Wort, das sehr schwer verständliche Wort, das Jesus am Gründonnerstag zu den Jüngern sprach: „Es ist gut für euch, dass ich hingehe, denn wenn ich nicht hingehe, wird der Beistand nicht zu euch kommen.“ Ich wiederhole noch einmal: „Wenn ich nicht hingehe, wird der Beistand nicht zu euch kommen. Wenn ich aber hingehe, werde ich ihn euch senden.“ Ja, warum kann denn

der Beistand nicht kommen, wenn Jesus nicht hingehet? Warum muss er denn durch Tod und Auferstehung hindurchgehen, um den Geist, um den Heiligen Geist zu senden? Die Erklärung liegt darin, dass aus der verklärten Natur Jesu der Heilige Geist ausströmt. Erst mußte die menschliche Natur Jesu verklärt und in ihrer Verklärung sichtbar werden, damit aus ihr der Geist herausströmen konnte. In Christus wohnt der Geist in der Fülle und unbegrenzt und ungeteilt. Ihm wurde die ganze Fülle des Geistes gesandt und zugewandt, so dass sie aus ihm herausströmen kann. In Christus verbleibt der Quell des Heiligen Geistes, aber er ergießt sich auf alle, die von seinem Geiste erfüllt werden. Aus seinem überströmenden Reichtum gibt er denen, die zu ihm gehören, den Heiligen Geist.

Das ist ein Ereignis von unabsehbarer Tragweite. Seitdem ist nicht nur Christus, sondern die Welt geisterfüllt, wenn sie es nur will. Im Alten Bunde wurde der Geist verheißt. Beim Propheten Joël heißt es: „Danach wird es geschehen, dass ich meinen Geist ausgieße über alles Fleisch. Eure Söhne und Töchter werden Propheten sein, eure Alten werden Träume haben, eure jungen Männer Visionen. Auch über meine Knechte und Mägde will ich den Heiligen Geist ausgießen.“ Das war die Ankündigung des Geistes im Alten Bunde. Im Neuen Bunde wurde sie aufgenommen und wiederholt. Jesus sagte seinen Jüngern voraus, dass sie würden Verfolgungen leiden müssen und dass sie vor Gericht gestellt würden. Und da fordert er sie auf, sich keine Sorgen zu machen, was sie da reden würden. „Macht euch nicht vorher Gedanken, was ihr da antworten sollt. Nicht ihr werdet reden, sondern der Geist eures Vaters wird durch euch reden.“ Das war die Verheißung des Heiligen Geistes im Neuen Bunde. Und noch deutlicher hat er erklärt: „Bleibet in der Stadt, bis ihr mit der Kraft von oben ausgerüstet werdet.“ Diese Verheißung hat sich am Pfingsttage erfüllt. Fünfzig Tage nach Ostern wurde der Geist allen gesandt, die sich in dem Obergemach zu Jerusalem befanden. Das Geschehen von Pfingsten war aufsehenerregend, einmalig. Sturmesbrausen, Feuerflammen, Sprachenreden – unerhörte Ereignisse, so unerhört, dass Unbedarfte sagen konnten: Die sind ja betrunken. Aber sie waren nicht betrunken. Sie waren voll des Heiligen Geistes. Und alle verstanden sie. Warum? Ja, weil sie nicht ihr Geschwätz von sich gaben, sondern weil sie die Großtaten Gottes verkündeten. Deswegen verstehen sich die Menschen nicht, weil sie nicht mehr die Großtaten Gottes verkünden.

Wir brauchen uns nicht zu wundern, dass dieses Ereignis von Pfingsten einmalig war. Es war für den Anfang erforderlich, aber es brauchte nicht wiederholt zu werden. Der Geist wurde und wird auch später gesandt, aber nicht unter so aufsehenerregenden Ereignissen. In der folgenden Zeit vollzieht sich sein Kommen still. „Große Gedanken kommen auf Taubenfüßen“, sagt Friedrich Nietzsche, und so ist es auch beim Heiligen Geist. Er ist aber nicht weniger wirklich und nicht weniger wirksam als am ersten Pfingstfest. Damals wurde er in einer doppelten Richtung gesandt. Zunächst einmal empfing jeder Einzelne der Jünger die Gabe des Heiligen Geistes. Auf jedem Einzelnen ließen sich die Feuerzungen nieder. Jeder Einzelne bekam die Gabe der Sprachen, jeder Einzelne wurde vom Heiligen Geiste erfüllt. Er nahm in ihnen Wohnung. Er blieb in ihnen. Das war kein vorübergehendes Geschehnis, das war eine bleibende Ausstattung. Der getaufte und begnadete Christ lebt in einem wirklichen Sinne, meine lieben Freunde, im Heiligen Geiste. Er ist ein Tempel. Jawohl ein Tempel, in dem der Heilige Geist wohnt. Das ist die unbeschreibliche Würde des Christen.

Die vielen Einzelnen, die damals den Heiligen Geist empfingen, standen aber nicht zusammenhanglos nebeneinander. Sie waren verbunden, verbunden durch den Glauben an Jesus, den Nazarener. Sie bildeten die Kirche im damaligen Zustand. Deswegen muss man sagen: Der Geist wurde nicht nur jedem Einzelnen, er wurde auch der Gesamtheit der Getauften gegeben, der Kirche Christi. Er lebt und wirkt seit jenem Tage in der Kirche. Man kann ihn in einem richtigen Sinne die Seele der Kirche nennen.

Unsere Feinde finden Gefallen daran, der Kirche ihre Verfehlungen, ihre Schwächen, ihre Ohnmacht vorzuhalten. O, wir wissen das alles, wir wissen es noch besser als sie. Aber wir bleiben in dieser Kirche, weil es die Kirche des Heiligen Geistes ist, aus keinem anderen Grunde, nicht aus Nostalgie, nicht aus traditionalistischer Anhänglichkeit. Wir bleiben in der Kirche als in der Kirche des Heiligen Geistes. Der Heilige Geist belebt, erhält, leitet und schützt seine Kirche. Der Heilige Geist ist die Kraft der Sakramente. Es wären leere Gesten, die wir Priester vollziehen, wenn sie nicht vom Heiligen Geiste durchwaltet wären. Die Wandlungsworte wären leer und ohne Wirkung, wenn nicht der Heilige Geist die Gaben durch sie wandeln würde. Der Priester ist ein lebendiges Werkzeug des Heili-

gen Geistes. Der Heilige Geist ist auch die Kraft der Verkündigung. Die Verkündiger des Evangeliums und die Hörer des Evangeliums werden vom Heiligen Geist gelenkt, ergriffen und befruchtet. Der Heilige Geist bewirkt, dass nicht bloß geredet, sondern bezeugt und bekannt wird. Ohne das Wirken des Heiligen Geistes wäre die Offenbarung, wäre das Evangelium, wäre die Lehre der Kirche längst verunstaltet wie in den Abspaltungen von unserer Kirche. Der Heilige Geist sorgt dafür, dass die Wahrheit Gottes nicht untergeht.

Der Heilige Geist leitet die Hirten der Kirche. In der Priester- und in der Bischofsweihe werden sie mit der Ausrüstung des Heiligen Geistes versehen. Sie erhalten Vollmachten, die nicht von dieser Erde sind. Wenn die Hirten der Kirche ihr Amt recht verwalten, dann wirkt in ihnen und durch sie der Heilige Geist. Die Apostel konnten bei ihrem ersten Konzil das schöne Wort schreiben: „Es hat dem Heiligen Geist und uns gefallen.“ Wahrhaftig, wer sich öffnet für den Heiligen Geist, in dem wirkt er, in dem arbeitet er, in dem siegt er. Wir haben die Gewißheit: Der Heilige Geist ist bei uns in unserer Kirche. Er verläßt sie nicht. Mögen Menschen durch Schwäche fallen, mögen Untaten geschehen, auch durch Glieder der Kirche: Der Heilige Geist bleibt bei uns und verläßt uns nicht.

Man muss ihn nur wirken lassen. Sie haben vielleicht in der Wirklichkeit oder auf dem Fernsehschirm schon Segelschiffe gesehen. Ein Segelschiff ist vom Winde abhängig. Es kann nur dann über die Fluten gehen, wenn der Wind die Segel bläht. Und darin besteht die Kunst des Seglers, dass er die Segel so setzt, dass sie den Wind empfangen und das Schiff in Bewegung setzen. Ähnlich-unähnlich ist es mit dem Heiligen Geist. Der Apostel Paulus schreibt in seinem Brief an die Römer: „Alle, die vom Geiste Gottes getrieben werden, die sind Söhne – und das können wir ergänzen – oder Töchter Gottes.“ Alle, die vom Geiste Gottes getrieben werden, die sind Söhne oder Töchter Gottes. Also darauf kommt es an: sich vom Geiste treiben zu lassen. Wenn Sie wollen, können Sie auch sagen: führen oder lenken. Aber eines ist sicher: Der Heilige Geist ist ein Antreiber. Er treibt uns an, unsere Kaninchenhaftigkeit zu vergessen und in die Weite zu streben und in die Höhe, die niederen Gelüste zu überwinden, dem Zug zur Höhe zu folgen. Wir müssen den Kaninchengeist aufgeben und den Heiligen Geist wirken lassen.

Pfingsten geht vorüber, aber unser flehentliches Ruf: „Sende aus deinen Geist, und alles wird neu geschaffen, und du wirst das Antlitz der Erde erneuern“, dieser Ruf darf nicht aufhören, auch nicht nach Pfingsten.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Wirkung des Heiligen Geistes

01.06.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir sprachen gestern von der Verheißung des Geistes und von seiner Herabkunft. Wir wollen heute reden von der Wirkung des Geistes. Der Geist ist gekennzeichnet durch das Feuer. Das Feuer ist sein Sinnbild, ist das Zeichen seiner Gegenwart. Feuer besagt zweierlei. Einmal weist es hin auf die göttliche Gnade, die alles Unheilige verbrennt, und zum anderen weist es hin auf das Gericht, in dem die Bösen umkommen.

Am ersten Pfingstfest stellte sich Petrus vor die erregte Menschenmenge, die sich um das Haus versammelt hatte und wissen wollte, was geschehen war, und legte Zeugnis ab für Christus. Von den übrigen Aposteln erfahren wir Ähnliches. Aus der Feigheit der Jünger wurde Kraft und Mut, aus ihrer Schwäche wurde Mündigkeit und Verantwortung, aus ihrer Ehrsucht wurde Liebe, aus ihrer Verzagt-heit wurde Freude im Geiste. Es ist völlig unerklärlich und unbegreiflich, wie zwölf armselige Kerle von Galiläa, Fischer und Arbeiter, sich aufmachen konnten, eine ganze Welt zu bekehren. Das ist völlig unerklärlich und unbegreiflich, wenn man nicht an den Heiligen Geist glaubt. Die Kraft von oben war über sie gekommen und ermächtigte sie, das zu unternehmen, was aussichtslos erschien.

Die Jünger sind anders geworden; sie sind eingedrungen in das Verständnis Christi. Der Heilige Geist hat ihnen das Christusgeheimnis erschlossen. Petrus steht jetzt zu Christus in einer neuen Weise, wie ein vollkommen Wissender, wie einer, der aus dem Letzten erkannt hat und nun fähig ist zu lehren, wie einer, der Macht hat, der Autorität besitzt, der mit Autorität und Macht verkündet. Er redet nicht über Jesus, sondern er spricht aus seiner Nähe heraus. Sein Verhältnis zu Jesus ist ein anderes geworden als vorher, und er selbst ist auch ein anderer geworden. Er ist nicht mehr ein Suchender, ein sich Hingebender, ein Fragender, sondern er ist ein Glaubender geworden, nicht dadurch, dass er studiert hat, nicht dadurch, dass er etwas erlebt hat, nicht dadurch, dass er sich wieder in die Gewalt bekommen hat, sondern weil der Heilige Geist gekommen ist und ihm die Augen für Christus aufgetan hat.

Was die Jünger innerlich empfangen haben, das drängt nach außen. Sie legen in der Öffentlichkeit Zeugnis für Christus ab. In der Auferstehung und Himmelfahrt hatte sich Jesus nur einem kleinen Kreis vertrauter Zeugen geöffnet. Jetzt aber soll das Geheimnis Christi durch die verwandelten Jünger bis an die Grenzen der Erde getragen werden. Jetzt tritt der Zustand ein, von dem Jesus gesagt hat: „Fürchtet euch nicht vor ihnen, denn nichts ist verborgen, was nicht offenbar, nichts geheim, was nicht bekannt wird. Was ich euch im Finsternen sage, das kündigt im Lichte, und was euch ins Ohr geflüstert wird, das predigt von den Dächern!“ So wird der Heilige Geist zum Verherrlichen Christi. Er gibt den Seinen ein, zu reden, an was sie nicht gedacht haben. Er stärkt sie, wenn sie vor die Hohen Räte und vor die Gerichte geführt werden. Und das hält bis heute an, meine lieben Freunde. Lesen Sie einmal, was Sophie Scholl vor dem Blutrichter Roland Freisler bekannt hat. Mutig und tapfer sagte sie: „Ihr denkt ja alle so wie wir, bloß ihr habt nicht den Mut, es auszusprechen.“ Und als der katholische Rechtsanwalt Josef Wirmer vor Freisler stand und von ihm zum Tode verurteilt wurde, da höhnte ihn Freisler: „Jetzt kommen Sie in die Hölle.“ Wirmer entgegnete ironisch – ironisch! – : „Es wird mir ein Vergnügen sein, wenn Sie bald nachkommen.“ Da hat der Heilige Geist seine Zeugen ertüchtigt und ermannt.

Auf besondere Weise legt der Heilige Geist Zeugnis ab von Christus durch die Heilige Schrift. Die Heilige Schrift ist das Buch des Heiligen Geistes. Als der Kapuzinerpater Henne in Münster seine

Übersetzung des Alten Testaments herausgab, die wir als Studenten benutzt haben, da ließ er auf die erste Seite drucken: „Dem Heiligen Geiste, der durch die Propheten gesprochen hat.“ So ist es recht. Er, der Heilige Geist, ist der primäre Autor, er ist auch der primäre Interpret der Schrift. Wer die Schrift verstehen will, braucht nicht nur methodische Kenntnisse, er braucht den Heiligen Geist, und er braucht den Heiligen Geist vor den methodischen Erkenntnissen. Wer die Schrift verstehen will, muss sich an den Heiligen Geist halten. Wer sich nicht vom Heiligen Geist darüber belehren läßt, was die Schrift wirklich meint, der geht in die Irre.

Das Zeugnis des Heiligen Geistes ruft zur Entscheidung. Den einen wird es zum Heil, den anderen zum Gericht, nämlich denen, die nicht an den Namen des eingeborenen Sohnes Gottes glauben. Indem der Heilige Geist Christus verherrlicht, heiligt er auch die, die an Christus glauben. Er gestaltet die Christuskgläubigen nach Christus um. In ihm ist Christus den Seinen nahe. Mit seinem verklärten Leib ist er imstande, den Heiligen Geist ausströmen zu lassen zu denen, die ihm glauben. Der vom Heiligen Geist verwandelte Leib Christi ist den Gesetzen des Raumes und der Zeit entrückt. Er ist glühend geworden von der Liebe, die vom Heiligen Geiste kommt. Der Heilige Geist hat die menschliche Natur Christi gleichsam geöffnet wie einen verschlossenen Raum, so dass wir mit ihm in Gemeinschaft treten können. Im Heiligen Geist ist der verklärte Christus selbst den Seinen gegenwärtig. Aus ihm strömt der Heilige Geist in die Kirche ein und in jeden Gläubigen. Ein jeder Gläubige wird zum Tempel des Heiligen Geistes.

Und dieser Geist wirkt die Gemeinschaft. Er wird der Gemeinschaft der Jünger, der Kirche, gesandt, damit er die Gemeinsamkeit wirkt, indem er die Einzelnen immer stärker mit Christus und untereinander verbindet. Der Heilige Geist zielt auf eine umfassende Gemeinschaft, die Gemeinschaft im Heiligen Geiste. Er ist ja das Lebensprinzip dieser Gemeinschaft; er ist die Seele der Kirche – das Haupt ist Christus. Der Heilige Geist lebt also primär in der Gemeinschaft, und der Einzelne wird als Glied der Gemeinschaft von ihm erfaßt. Das ist die Wirkung des Heiligen Geistes an denen, die an Gott, die an Christus glauben.

Der Heilige Geist will allen Menschen das Heil bringen, aber nicht alle lassen sich von ihm ergreifen. Deswegen wird der Heilige Geist zum Ankläger und zum Richter für diejenigen, die nicht an den Namen des eingeborenen Sohnes Gottes glauben. Auch diese furchtbare Aufgabe dient der Verherrlichung Gottes. Sie zeigt, dass Gott kein Hampelmann ist. Der Geist überführt die Welt von der Sünde, von der Gerechtigkeit und vom Gerichte. Er überführt sie von der Sünde, weil sie sich weigert, Jesus als den gottmenschlichen Mittler zu glauben. Man soll doch nicht so tun, als gäbe es nicht genügend Beweise für die Gottessohnschaft des Nazareners. Es gibt sie! Die Beweise liegen vor. Aber sie werden von jenen, die nicht glauben wollen, zerzaust und eliminiert. Doch der Geist läßt sich das nicht gefallen. Er zeigt auf, weshalb die Welt ungläubig ist, weil sie sich in ihren Lüsten nicht stören lassen wollen, weil ihr die Gebote Gottes lästig sind. Die Parlamente von Berlin und Straßburg mögen noch so viele Beschlüsse gegen Gottes Ordnung fassen, der Geist hört nicht auf, ihnen vorzuhalten, dass sie Unrecht tun. Er hört auch nicht auf, ihnen zu zeigen, dass sie das Unheil heraufbeschwören. Das Unheil kommt von Berlin und von Straßburg! Er überführt diese gottvergessenen Wichtigtuer von der Sünde. Statt dass sie sich zu Christus bekennen, verfassen sie Grundordnungen und Gesetze, die dem Willen Gottes widersprechen.

Der Heilige Geist überführt die Welt auch von der Gerechtigkeit. Der, den sie verachten und den sie ermorden würden, wenn sie es noch heute vermöchten, er ist ihnen entrissen. Er ist unangreifbar für die Feinde. Er thront im Himmel, und er ist ihre Macht entzogen. Sie würden ihn von neuem erwürgen, wenn sie es könnten, aber er ist nicht in ihrer Macht gegeben. Der Heilige Geist überführt die Welt von der Gerechtigkeit, weil sich die Menschheit, weil sich das Christentum durch das Toben der Atheisten den Namen Jesu nicht rauben läßt, weil sich seine Kirche aus den Katakomben immer wieder erhebt, weil sich die Stimme der Wahrheit nicht ersticken läßt. Das ist das Überführungswerk des Heiligen Geistes. An seiner Spitze steht unser Heiliger Vater, der gelegen oder ungelegen die Wahrheit verkündet, begeistert von katholischen Theologen, geschmäht von den Atheisten.

Der Heilige Geist überführt die Welt auch vom Gericht. Er zeigt, dass der Fürst dieser Welt längst gerichtet ist. Seitdem Christus da war, gibt es keinen Zweifel mehr für das, was gut und was böse ist. Es ist unmöglich geworden, das Laster als gleichberechtigt mit der Tugend auszugeben. Das wird

fortwährend versucht. Jetzt soll in das Grundgesetz eine Bestimmung aufgenommen werden, dass gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften mit der Ehe in eins zu setzen sind. Nein! Gott und sein Widersacher stehen nicht auf derselben Ebene. Der Satan ist der Verderber des Menschengeschlechtes, und wer ihm dient, der richtet das Menschengeschlecht zugrunde. Gott hat ihn aus dem Himmel gestoßen. Er ist der Feind Gottes und als solcher gebrandmarkt. Jeder, der will, kann es wissen: Im Namen des Teufels ist kein Heil! Der Geist überführt die Welt vom Gericht. Es ist bereits ergangen, aber es ist noch nicht allen sichtbar. Wartet nur ab, wenn sich eure gewollte Kinderlosigkeit voll auswirkt! Wartet nur ab, wenn sich die Armee der Ungeborenen gegen euch erheben wird! Wartet nur ab, wenn über das Laster der Homosexualität die Zerstörung von Sodom und Gomorrha kommt! Dann hält der Heilige Geist in aller Öffentlichkeit Gericht, dann überführt er die gottlose Welt, dann kommt der Tag der Vergeltung.

Die Verherrlichung Christi und die Heiligung der Gläubigen durch den Geist, die von ihm gesteuerte Erschließung des Christusgeheimnisses steht unter dem gleichen Gesetz, dem das Reich Gottes für diese ganze Weltzeit unterworfen ist. Es ist da, aber seine letzte Vollendung, seine unverhüllte Herrschaft steht noch aus. Das Zeugnis des Heiligen Geistes trägt Christi Sieg in die Öffentlichkeit der Welt, aber so, dass dies nur von denen gehört und verstanden wird, denen es gegeben ist und die gewillt sind, es anzunehmen. Auch den vom Heiligen Geist in alle Wahrheit eingeführte Jüngern bleibt die Schau, die volle Schau versagt, solange sie fern vom Herrn pilgern. Auch sie sind auf den Glauben verwiesen, auf immerwährende Entscheidung für Gott inmitten der Ärgernisse dieser Welt. Aber der Heilige Geist gibt ihnen den neuen Sinn, mit dem sie Christus erkennen als den, der er ist, nämlich als den vom Vater gesandten Erlöser und Heiland. Der Geist der Herrlichkeit bewahrt die Jünger nicht vor Leiden, Tod und Untergang. Er legt gerade im Martyrium Zeugnis ab von dem Sieg Christi. Aber das Leiden, der Tod, der Untergang, das ist der Weg zur unverhüllten Herrlichkeit. Der Geist bezeugt unserem Geiste, dass wir Kinder Gottes sind, wenn aber Kinder, dann auch Erben, Erben Gottes und Miterben Christi.

Ich bin der Ansicht, dass die Leiden dieser Zeit nicht zu vergleichen sind mit der künftigen Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Das Geheimnis des dreieinigen Gottes

07.06.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Verehrung des dreifaltigen Gottes Versammelt!

Soeben haben wir im Evangelium vernommen den Ausspruch des Herrn, dass die Verkündigung des Evangeliums sich vollziehen muss im Namen des dreifaltigen Gottes, im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Wir befinden uns hier in einer Dreifaltigkeitskirche. Dieses Gotteshaus ist dem dreifaltigen, oder wie man vielleicht noch besser sagen kann: dem dreieinigen Gott geweiht, dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist.

Wir nennen diese Wahrheit der Dreifaltigkeit, der Dreieinigkeit ein Geheimnis, und ein Geheimnis ist es und muss es sein. Ein Geheimnis ist es, weil wir es mit unserem Verstand nicht begreifen können. Wir können nicht begreifen, dass drei göttliche Personen sind und doch nur ein Gott. „Die Dreifaltigkeit ist etwas Unbegreifliches und Unaussprechliches“, hat einmal der heilige Augustinus geschrieben, der wohl einer der tiefsten Geister unserer Kirche war. Aber unbegreiflich bedeutet nicht unvernünftig. Die Lehre wäre unvernünftig, wenn gesagt würde: Drei Personen sind eine Person oder eine Wesenheit sind drei Wesenheiten. Das wäre unvernünftig. Aber gerade so wird nicht gesagt. Es wird gesagt: Drei Personen, aber nur eine Wesenheit. Wer also sagt: Es ist unmöglich, dass drei eins ist und eins drei, der hat die Lehre der Kirche nicht begriffen. Da gelten die Worte der Heiligen Schrift: „Sie lästern, was sie nicht verstanden haben.“

Die Unbegreiflichkeit ist keine zufällige Eigenschaft Gottes; sie ist eine Wesenseigenschaft. Sie ist mit seiner Göttlichkeit gegeben. Die Unbegreiflichkeit ist Ausdruck der Andersartigkeit Gottes, seiner Erhabenheit und seiner Überlegenheit über alles Geschöpfliche. Ja, sie ist Ausdruck seiner Unverfügbarkeit für Engel und Menschen. Gott muss unbegreiflich sein, wenn er Gott bleiben will. Er kann dem menschlichen Verstand nicht begreiflich sein, weil sonst der Wesensunterschied zwischen Gott und Mensch aufgehoben würde.

Dass es unbegreifliche Dinge gibt, wissen wir aus der Erfahrung. Wer kann in einem letzten Sinne uns aufschlüsseln, was Elektrizität ist? Man kann auch die vielleicht schwerste Frage stellen: Warum ist nicht nichts? Warum existiert denn überhaupt etwas? Warum gibt es eine Welt? Warum ist nicht keine Welt? Es gibt auch im Bereich des Geschöpflichen Dinge und Vorgänge, die wir nicht erklären können, die unbegreiflich sind. Um wieviel mehr erst beim Schöpfer der Natur!

Die drei göttlichen Personen haben miteinander gemeinsam die Wesenheit, die Eigenschaften und die Werke nach außen, die Wesenheit, die Eigenschaften und die Werke nach außen. Sie sind allen drei göttlichen Personen gemeinsam. Welches ist das Wesen Gottes? Das metaphysische Wesen Gottes, also jene Grundbestimmung des göttlichen Seins, die nach unserer analogen Auffassung der letzte und tiefste Grund des Gottseins ist, die grundlegend ist und Wurzel, das ist das subsistierende Sein. Was heißt denn das: Gott ist das subsistierende Sein? Oder mit dem Ausdruck, wie ihn die Philosophie gebraucht: Er ist das *Ens a se*. Das bedeutet: Gott hat sein Dasein nicht von einem anderen empfangen, wie es im geschöpflichen Bereich der Fall ist. Er hat sein Dasein nicht von einem anderen empfangen; er hat das Sein kraft seiner eigenen Vollkommenheit. In ihm fallen Dasein und Sosein zusammen. Es ist undenkbar, dass Gott nicht sein könnte. Gott ist das absolute Sein, das subsistierende Sein, und in ihm ist alles Wirklichkeit. Es gibt bei ihm keine bloße Möglichkeit, die erst noch verwirklicht werden müsste, und deswegen sprechen wir von ihm als dem *actus purus* – der reine Akt, der ohne jede Beimischung von Möglichkeit existierende Akt. *Ens a se* und *actus purus* sind, soweit es unser menschliches Denken vermag, Ausdruck der Wesenheit Gottes.

Die drei göttlichen Personen haben auch die Eigenschaften gemeinsam, also sie sind ohne Unterschied allmächtig, allwissend. Sie sind vollkommen und ewig. Es ist kein Unterschied zwischen dem

Vater und dem Sohn und dem Geist, was diese Eigenschaften angeht. Da könnte jemand sagen: Aber steht nicht im Johannesevangelium: „Der Vater ist größer als ich“? Das steht im Johannesevangelium. Aber das bezieht sich selbstverständlich auf den menschengewordenen Logos, auf den Nazarener. Er muss dem Willen des Vaters sich unterwerfen, denn er ist vom Vater gesandt, die Welt zu erlösen. In diesem Sinne trifft tatsächlich die Aussage zu: „Der Vater ist größer als ich.“

Die drei göttlichen Personen haben auch alle Werke nach außen gemeinsam, also die Schöpfung, die Erlösung, die Heiligung. Sie werden von den drei göttlichen Personen gemeinschaftlich vollbracht. Wenn wir einzelne Handlungen wie etwa die Schöpfung einer einzelnen Person zuschreiben, dann hat das seinen Grund in den göttlichen Hervorgängen. Damit komme ich vielleicht auf das schwerste Thema der Dreifaltigkeit zu sprechen, nämlich auf die göttlichen Hervorgänge. Die drei Personen unterscheiden sich nämlich durch den Ursprung. Der Vater hat keinen Ursprung; er ist ursprungslos und geht von keiner anderen Person aus. Der Sohn hat seinen Ursprung im Vater; er geht vom Vater aus. Und der Heilige Geist hat seinen Ursprung im Vater und im Sohn; er geht vom Vater und vom Sohne aus. Um der Ordnung der Hervorgänge willen – um der Ordnung der Hervorgänge willen – sprechen wir davon, dass der Vater die erste göttliche Person, der Sohn die zweite und der Geist die dritte göttliche Person ist. Wir müssen nur von diesen Unterschieden alles fernhalten, was eine Zeitfolge in sich schließt. Es gibt kein Früher und kein Später in Gott. Alle sind gleich ewig. Und wenn es im Johannesevangelium heißt: „Am Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort“, dann ist eben der Anfang des Anfangs, die Ursprungslosigkeit Gottes damit gemeint.

Unsere Redeweise von Gott ist analog, d.h. wir sprechen von Gott mit menschlichen Begriffen. Andere haben wir nicht. Obwohl wir wissen, dass diese Begriffe auf Gott nur in einer Weise zutreffen, die mehr unähnlich als ähnlich ist. Analogie heißt, die Unähnlichkeit ist größer als die Ähnlichkeit. Aber es besteht eine Ähnlichkeit, und deswegen dürfen wir die Aussagen machen, ja wir müssen sie machen, sonst müßten wir schweigen von Gott. Aber wir wollen von ihm reden, denn wir dürfen nicht von ihm schweigen.

Die analoge Redeweise ist also zu beachten, wenn wir von Gott als dem Vater und von Gott als dem Sohn sprechen und sagen: Der Sohn geht vom Vater hervor durch Zeugung. Ein gefährliches Wort, ein mißverständliches Wort. Aber es ist das einzige, das wir haben, um zu zeigen, dass der Sohn nicht geschaffen ist, sondern dass er gleichwesentlich mit dem Vater ist. Die Zeugung in Gott ist kein körperlicher Vorgang, kein sexueller Vorgang. In Gott gibt es keine Körperlichkeit und keine Sexualität. Gott ist unendlicher Geist. Alles, was Körper und Sexualität heißt, ist völlig fern von ihm. Die Zeugung ist also ein geistiger Vorgang, und der große Augustinus ist der Begründer der psychologischen Trinitätslehre, d.h. er sagt: Der Sohn geht vom Vater hervor dadurch, dass der Vater sich selbst erkennt und ein gleich wesentliches Bild von sich hervorbringt. Wir sprechen von Zeugung, um damit auszusagen: erstens dass der Sohn nicht geschaffen ist, er ist kein Geschöpf. Zweitens dass er dem Vater wesensgleich ist. Mehr wird dadurch nicht ausgesagt. Der Sohn ist nicht geschaffen, und er ist dem Vater wesensgleich. Man kann ruhig mit Aristoteles, dem größten griechischen Philosophen, sagen: Zeugung ist der Ursprung eines Lebendigen von einem verbundenen lebendigen Prinzip zur Gleichheit der Natur – der Ursprung eines Lebendigen von einem verbundenen lebendigen Prinzip zur Gleichheit der Natur.

Die Begriffe Vater und Sohn sind uns in der Heiligen Schrift geoffenbart. Wir müssen sie annehmen. Gott hätte sich vielleicht – vielleicht – auch anderer Begriffe bedienen können, um das Verhältnis der drei göttlichen Personen zueinander zu beschreiben. Aber die anderen Begriffe sind offensichtlich weniger geeignet, um das Verhältnis der ersten zur zweiten göttlichen Person zu beschreiben. Der Brief an die Hebräer versucht – versucht! – auch andere Begriffe einzuführen. Er sagt: „Der Sohn ist das Ebenbild des Vaters.“ Eine sehr treffende Bezeichnung. Damit wird ja eben die Wesensgleichheit von Vater und Sohn ausgesagt. Und der Heilige Geist, ebenfalls nach der psychologischen Trinitätslehre des Augustinus, der Heilige Geist geht hervor durch die Liebe zwischen Vater und Sohn. Die Liebe zwischen Vater und Sohn ist nicht bloß ein Affekt, sie ist personal.

Wegen dieser Hervorgänge schreiben wir den drei göttlichen Personen auch in der Schöpfung bestimmte Handlungen zu. Wir sagen: Gott ist der allmächtige Vater, er hat die Welt geschaffen, der Sohn hat die Welt durch sein Leiden erlöst, der Geist hat sie geheiligt. Das ist nicht falsch, denn diese



Zuschreibungen entsprechen eben den Hervorgängen, aber man muss bei allem immer im Gedächtnis behalten, dass alle Werke der Dreifaltigkeit nach außen allen Personen, allen drei göttlichen Personen gemeinsam sind.

Um die Dreifaltigkeit wissen wir nicht durch unsere natürliche Erkenntnis. Wir wissen um sie nur durch Offenbarung. Der Herr sagt es ja selbst im Matthäusevangelium. „Niemand kennt den Vater als der Sohn, und den Sohn kennt niemand als der Vater.“ In der Himmelfahrt hat sich der Herr ausdrücklich zum dreifaltigen Wesen Gottes bekannt. Er hat die Taufe im Namen des dreifaltigen Gottes angeordnet.

Gegen die Lehre vom dreieinigen Gott sind Irrlehrer aufgestanden und haben Erklärungen gesucht, die das menschliche Denken befriedigen, die aber der Gottheit zu nahe treten. Der bekannteste dieser Irrlehrer war Arius, und nach ihm ist der Arianismus benannt. Er lehrte: Der Logos, also der Sohn Gottes, ist nicht von Ewigkeit her. Er ist nicht aus dem Vater gezeugt, sondern ein Geschöpf des Vaters, vor allen anderen Geschöpfen geschaffen, dennoch aber ein Geschöpf. Er ist seinem Wesen nach dem Vater ungleich, veränderlich, entwicklungsfähig. Er ist deswegen nicht im wahren und eigentlichen Sinne Gott, sondern nur in einem uneigentlichen Sinne, weil er nämlich wegen seiner Verdienste von Gott angenommen wurde. Die Irrlehre des Arius wurde im Jahre 325 auf dem Konzil von Nizäa verworfen. Seitdem beten wir das nizänisch-konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis, und darin heißt es: „Wir glauben an Jesus Christus, den Sohn Gottes, geboren aus dem Vater – das heißt aus dem Wesen des Vaters – Gott von Gott, Licht vom Lichte, wahrer Gott vom wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen, eines Wesens mit dem Vater.“ Und das ist der entscheidende Begriff. Griechisch heißt das „homoousios“, lateinisch „consubstantialis“, und das ist die Bezeichnung der katholischen Lehre, das ist die Bezeichnung der Katholiken geworden. Sie sind Homoousianer, weil sie das homoousios bekennen. Ein Jahrhundert lang hat der Kampf um dieses homoousios getobt, aber dann hat es sich durchgesetzt.

Leider, leider gehören die Irrlehren, die sich auf Christus beziehen, nicht der Vergangenheit an. Sie werden immer vorgebracht, immer wieder vorgebracht. Es fehlt auch in der Gegenwart nicht an Theologen, die sich gegen die göttliche Wahrheit verfehlen. Der bekannteste ist der Tübinger Irrlehrer Küng. Dieser Tage erst hat der wichtigste Mitarbeiter des Heiligen Vaters, der Kardinal Tarcisio Bertone, hervorgehoben, dass man vor dem Wiederaufleben des Arianismus warnen müsse. Der Arianismus wird heute von so manchen katholischen oder sich katholisch nennenden Theologen vertreten: Jesus sei der menschlichste der Menschen; das Prädikat billigt man Jesus zu. Nein, er ist der göttliche der Menschen, der einzig göttliche. Bertone hat in seinem Aufsatz geschrieben: „Wenn die Göttlichkeit Christi in Zweifel gezogen wird, dann wird die Grundlage des Christentums in Zweifel gezogen.“ Die Grundlage des Christentums ist die Lehre vom dreieinigen Gott.

Lassen wir uns, meine lieben Freunde, von den Irrlehrern nicht beirren. Wir wollen, dass Gott Gott bleibt und dass er nicht auf Menschenmaß erniedrigt wird. Er bleibt aber nur Gott, wenn er unbegreiflich ist. Und wir sind nur erlöst, wenn uns der Gottmensch erlöst hat. Gott muss ein unaufhebbares Geheimnis bleiben, wenn er Gott bleiben will. Und so wollen wir diesen Glauben an den dreifaltigen Gott bekennen. Wir Priester haben heute morgen schon das große athanasianische Glaubensbekenntnis gebetet. Es ist benannt nach dem Vorkämpfer für die katholische Lehre gegen den Arianismus, dem Bischof Athanasius von Alexandrien. Den Glauben an den dreifaltigen Gott bekennen wir jedesmal, wenn wir das Kreuzzeichen machen. Wir bekennen ihn, wenn wir das Glaubensbekenntnis jetzt gleich wieder in der heiligen Messe beten. Bei jedem Sakrament wird der dreifaltige Gott angerufen, und bei jeder Weihung, bei jeder Segnung. So viele Kirchen sind dem dreifaltigen, dem dreieinigen Gott geweiht. In katholischen Landen stehen Dreifaltigkeitssäulen, um diesen Glauben zu bekennen. Das Geheimnis der Dreieinigkeit ist tatsächlich die Grundlage unserer Religion.

Deswegen, meine lieben Freunde, sprechen wir oft und oft, aber immer mit Bewußtsein und in gläubigem Vertrauen: „Die Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste, jetzt und alle Zeit und in Ewigkeit.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Das Geheimnis des eucharistischen Herrn (1)

11.06.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier des Geheimnisses unserer Altäre Versammelt!

Die Feierlichkeiten des Fronleichnamfestes gelten dem Geheimnis unserer Altäre. Ein Geheimnis ist es, auch wenn es in prunkvoller Prozession nach außen getragen wird. Ein Geheimnis ist es so gut in der Monstranz wie im Tabernakel. Es ist das Geheimnis eines unbegreiflichen Daseins und einer unbegreiflichen Kraft. Eine seltsame Kraft des Geheimnisses und der Tröstung und eine Kraft der Lebensgestaltung geht von diesem eucharistischen Geheimnis aus in allen Morgen- und Abendstunden, in denen es gefeiert wird. Es ist wahrhaftig ein Brot des Lebens, ein Brot der Engel. Wir sollten mit der Redeweise vom Brot vorsichtig umgehen. Brot ist heilig, ist immer heilig, auch das, welches wir in unserem Brotkasten verwahren. Aber das Brot, das wir heute erheben und verehren, ist das Brot des Himmels, ist das Brot der Engel, ist ein Brot ganz anderer Qualität, als wir es zu unserer Sättigung benötigen.

Von diesem Brote wollen wir heute und am kommenden Sonntag uns drei Wahrheiten vor Augen führen, nämlich erstens: Wir wollen sprechen von der leiblichen Gegenwart Jesu Christi, zweitens von der inneren seelischen Bewegung des gegenwärtigen Christus und drittens von den äußerlich sichtbaren Gebärden, mit denen er auf unsere Sinne wirkt.

Heute wollen wir bedenken seine leibliche Gegenwart. Er ist persönlich, nein, er ist leiblich gegenwärtig. Was die Gegenwart eines Menschen bedeutet, das wissen wir alle, das kann man nicht mit Begriffen ausdrücken, das begreift nur die Wissenschaft des Herzens. Alle wirklich miteinander verbundenen Menschen, Eltern, Gatten, Kinder, Freunde, Kameraden wissen, was es um eine Gegenwart ist, um die Gegenwart eines geliebten Menschen, dass es nicht gleichgültig ist, ob diese Person da ist oder in einem fernen Land oder gar auf einem Friedhof oder im Jenseits. „Du bist da!“ Das ist der beglückte Ausdruck und Ausruf aller Verbundenheit, und er soll bedeuten: Du bist da, dein Antlitz, deine Hände, deine Augen, deine Seele, dein Verstehen, deine Freude, deine Hilfe, dein Trost. Das alles ist mir nahe, mich tragend, umfangend, beglückend.

So meinte es auch Christus, als er zu uns sagte: „Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt.“ Und deswegen hat er dieses Sakrament des „Bei-uns-Bleibens“ eingesetzt. Mit schöpferischer Gegenwart hat er seine Nähe hervorgebracht: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut.“ Damit wollte er sagen: Das bin ich. Und wer mich, mich selbst, mich persönlich in sich aufnimmt, kommunizierend, der wird leben in Ewigkeit. Wir wissen es ja, von der persönlichen Gegenwart lebt alle Liebe, und von der Liebe leben alle Seelen. Wenn also irgendwo seine Gegenwart erlöschen würde, bedeutungslos wäre, dann wäre das der Tod. Und damit das nicht eintritt, will Jesus gegenwärtig bleiben bis ans Ende der Tage und dann erst recht und in alle Ewigkeit.

Und damit wir auch innerwerden seiner Gegenwart, seiner wirklichen Gegenwart, damit wir mit einer wahrhaft berausenden Wahrheit sagen können: Du bist da, betont er ausdrücklich seine leibliche Gegenwart. Gewiß ist die Gegenwart der Seele, der verstehenden, der liebenden Seele die Hauptsache. Aber in der Gegenwart des Leibes erkennen und spüren wir die Gegenwart der Seele. Darum hat der Herr auch am Tage seiner Auferstehung sich den ihm Zugehörigen körperlich gezeigt. Er hat das Nahesein seiner Seele mit dem Körper ausgedrückt. „Seht, das sind meine Hände, das sind meine Füße, damit ihr seht, dass ich es bin.“ In dem gleichen Sinne, um uns von seiner Gegenwart recht herzerquickend zu überzeugen, spricht er, indem er das Sakrament seiner Gegenwart einsetzt: „Das ist mein Leib. Das ist mein Blut. Seht also, dass ich es bin, dass ich bei euch bleibe.“

Und diese Gegenwart, diese leibliche Gegenwart hat eine besondere Eigenart. Jesus nahm Brot in seiner Hände und sprach: „Das ist mein Leib.“ Und er nahm den Kelch, in dem sich Wein befand und sprach: „Das ist mein Blut.“ Diese Worte kann man gar nicht ernst genug nehmen und gar nicht buchstäblich genug. Wenn er ein Wort in der feierlichsten Stunde seines Lebens und für die ganze Weltzeit geltend mit schöpferischer Macht ausspricht, dann darf man auch nicht den winzigsten Bruchteil dieser Wahrheit ihm absprechen. Wenn er das Brot nimmt und sagt: Das bin ich, das ist mein Leib, das bin ich wahrhaftig, dann ist das buchstäblich so. Was er den Jüngern zeigt und gibt, das ist dann sein Leib.

Aber vorher, bevor er es in die Hände nahm, war es unzweifelhaft Brot. Also hat er diese Materie des Brotes in seiner schöpferischen Macht aufgenommen in seinen leiblichen und persönlichen Besitz. Wie wir durch die Nahrungsaufnahme ein Stück Materie unserem Leib einverleiben und zu unserem Leibe machen, so hat er diesen Stoff zu seinem Leib gemacht, hat ihn in seine Hände genommen und ergriffen und gesagt. „Das ist mein Leib.“ Was vorher als Brot in sich ruhte und existierte, das ist nun als sein Leib und sein Blut vorhanden. Christus setzt sich also gegenwärtig in einer ganz besonderen, ich möchte sagen herrischen und schöpferischen Weise, in einer souveränen Weise. Wenn wir uns bei einem Menschen gegenwärtig machen, dann geschieht das im Raum. Wir gehen zu ihm, er kommt zu uns, wir sind beieinander, und das ist etwas Schönes und etwas Ergreifendes. Aber das fand Jesus zu wenig für seine Gegenwart. Er ergreift nicht ein Stück Raum, sondern er ergreift ein Stück Körperwelt, die uns umgibt. Er dringt wirksamer, mächtiger, ich möchte sagen radikaler bei uns ein als durch bloße Inbesitznahme des Raumes.

Ein solches schöpferisches Kommen und Bleiben müßte uns erschrecken, wenn es in seiner eigenen Gestalt und Form geschähe. Und damit dieses Erschrecken uns fern bleibe, nimmt Christus ein Stückchen irdischen Stoffes und wandelt es in seinen Leib. Er läßt die irdische Gestalt, die irdische Erscheinung des Brotes und des Weines bestehen. Für unsere schwachen und schreckhaften Sinne erscheint es nach wie vor wie Brot und Wein. Die Gegenwart des Herrn ist eine verhüllte. Unter dem Schleier von stillen und sanften Erscheinungen, die nichts Erschreckendes und Fremdes an sich haben, wird er uns gegenwärtig. Er kommt mit göttlicher Herrschergewalt, aber er kommt in zutraulichen Erscheinungen und sagt: Ich bin für dich da. Nimm mich hin und nimmt mich auf.

Das Fest Fronleichnam, meine lieben Freunde, duldet keine Verflüchtigung der Gegenwart Christi. Keine bloß geistige Gegenwart, keine bloß erinnernde Gegenwart, sondern eine leibliche Gegenwart unseres Herrn und Heilandes. Wenn Sie einmal ins bayerische Schwaben kommen, dann besuchen Sie das Kloster Ottobeuren. Dort befindet sich noch heute – ich habe es gesehen – noch heute ein Bild von ergreifender Intensität. Da sitzt Jesus mit den Glaubensneuerern zu Tische. Alle haben ein Spruchband unter sich, was sie von der Eucharistie halten. Bei Zwingli liest man: „Das bedeutet meinen Leib.“ Bei Calvin steht: „Das ist Kraft von meinem Leibe.“ Bei Luther ist zu lesen: „Das enthält meinen Leib.“ Jesus aber schaut mit stiller Wehmut auf das Brot, das er in den Händen hält, und spricht: „Das ist mein Leib.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Das Geheimnis des eucharistischen Herrn (2)

14.06.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten uns am vergangenen Donnerstag, dem Fronleichnamfest, vorgenommen, über das Geheimnis unserer Altäre nachzudenken, und wir wollten unser Nachdenken unter drei Gesichtspunkte stellen. Erstens: die leibliche Gegenwart des Herrn, zweitens seine seelischen Bewegung in diesem Sakrament und drittens die äußeren Gebärden, mit denen er zu uns kommt. Die leibliche Gegenwart des Herrn ist angefochten. Es sprechen zwar viele, auch Christen, von der Realpräsenz, also von der wirklichen Gegenwart, aber sie verstehen etwas ganz anderes darunter, als was Jesus gemeint hat. Die Gesinnung Jesu ist nur aufbewahrt, wenn wir bekennen: Christus ist wirklich, wahrhaft und wesentlich, mit Leib und Seele, mit Fleisch und Blut, mit Gottheit und Menschheit im eucharistischen Opfersakrament gegenwärtig.

Wir müssen heute die inneren Bewegungen der Seele Christi in diesem Sakrament betrachten. Wenn er leiblich kommt, ist es klar, dass er auch mit seiner Seele anwesend ist und mit allem, was in seiner Seele lebt. Was lebt in seiner Seele? Was ist das Zentrum, was ist der Mittelpunkt seiner Seele? Das ist die Liebe zum Vater. „Siehe, Vater, ich komme; einen Leib hast du mir bereitet, ich will das Leben, das du mir geschenkt hast, den Leib und das Blut verströmen lassen nach deinem Willen. Siehe, Vater, ich komme.“ Er kommt also als opfernder, als sich hinschenkender, als sich verströmender Mensch, der sich vor den Vater hinwirft. Er kommt als der Knecht Gottes, als der Knecht, der sich vom Vater hingeben läßt zur Erlösung der nach Erlösung hungrigen und durstigen Welt. „So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn hingab für sie.“ Wenn also Gott ihn verschenken will, dann ist das auch seine Gesinnung, dann stimmt er in dieses Verschenken-Wollen ein, und er spricht zu dieser Welt: Nehmt mich hin, esset und trinket, das ist mein Leib, das ist mein Blut, das für euch hingegeben wird. Nehmt mich hin!

Wenn Christus also den Stoff ergreift und ihn in seinen Leib verwandelt, dann ist seine Seele genauso bewegt von dem Entschluß und von dem Willen: Siehe Vater, ich komme, deinen Willen zu erfüllen. Ich komme, ihn zu tun in der Hingabe meiner Seele, in völligem Gehorsam bis zum letzten Blutstropfen, in verströmender Liebe zu den Menschen. Das ist also der Herr, der sich zu uns neigt: der Knecht des Vaters. Das ist der Gewaltige, der sich Brot und Wein zu eigen macht, um es als Speise an uns hinzugeben. Das ist der Allbesitzende, der kommt, um alles zu verschenken. Das ist der Verborgene, der unter zutraulichen Gestalten sich verhüllt, um in der Verhüllung unser Liebender zu werden.

So ist dieses Gegenwärtigwerden Christi in der Eucharistie, im Sakrament des Brotes und Weines, eine Zusammenfassung seines ganzen Lebens. Er will sich verschenken, und zwar in einer doppelten Weise. Er verschenkt sich an den Vater, verströmt sich an den Vater, aber der Vater gibt ihn sogleich weiter an uns. Er steigt zum Himmel auf mit der erschütternden Stimme eines Geopferten, so wie einst das Blut Abels zum Himmel rief; freilich anders als der Ruf Abels ruft dieses Blut nicht um Rache, sondern um Versöhnung. Es lautet diese Botschaft: „Vater, verzeih ihnen, Vater, vergib ihnen. Vater, ich will, dass sie das Leben haben und dass sie es in Fülle haben.“ Und so strömt sein Blut, sein Leib, sein Leben, seine Gegenwart, sein Herzschlag zum Vater und vom Vater zurück zur Erde und geht in die Seelen derer ein, die ihm nahe sind, die ihm nahe sein wollen. Die Opferliebe des Heilands steigt zum Vater empor, und vom Vater steigt sie wieder herab in unsere Seelen: Ich will bei euch bleiben, und dieses Bei-uns-Bleiben wird erreicht, indem er uns mitnimmt zum Vater. Meine lieben Freunde, der einzige Sinn der heiligen Messe, der ganze Sinn der heiligen Messe ist in diesem einen

Wort enthalten: Nimm mich mit zum Vater! Mein Heiland, du gehst durch das Opfer zum Vater, nimm mich mit! Laß mich nicht zurück! Wer so gebetet hätte, der hätte die heilige Messe würdig und gütig und fruchtbar mitgefeiert.

Christus breitet sein Gottmenschentum aus, dass es Himmel und Erde erfüllt. Und deswegen ist das Sakrament auch so überfließend, dass es in vielen goldenen Kelchen aufgenommen wird und auf alle Kommunionbänke herabströmt auf die Erde, auf die alte, sündige, befleckte Erde, damit eine neue Erde emporgehoben werde zum Vater. Nicht bloß von einigen Stücklein Brot wird er sagen: Das ist mein Leib, sondern von allen Menschenseelen und von allen Menschenkörpern und von allen Menschentaten wird er einst sagen: Das ist nun mein Leib und mein Blut, das bin nun ich selbst geworden, die neue Menschheit, der neue Mensch, der Gottmensch.

Jede Innerlichkeit drängt zum Ausdruck. Sie will überströmen in die Sichtbarkeit hinein, und der innere Opfergang in der Seele Christi müßte nicht das Stärkste und Drangvollste in ihm sein, wenn es nicht irgendwie nach außen strömte. Aber gleichzeitig will der Herr, dass diese Gebärde sein Innerstes verhüllt, denn wenn er in sichtbarer Gestalt zu uns käme, wie mir einmal ein Arbeiter in Sachsen sagte: „Wenn er doch einmal herauskäme aus dem Tabernakel“, wie sollte das geschehen? Nein, er kann nicht herauskommen. Er muss darin bleiben; er muss verhüllt bleiben, denn wenn er nicht verhüllt wäre, dann wären wir nicht mehr auf der Erde, dann wäre der Himmel angebrochen, dann wären die Gestalten dieser Erde vergangen. Er muss verhüllt bleiben. Und so hat er eine Gebärde geschaffen, die gleichzeitig Ausdruck und Verhüllung, Offenbarung und Geheimnis bleibt. Er hat eine eigene sakramentale Gebärde erfunden, eine Gebärde, die seine opfernde Seele enthüllt und gleichzeitig seine göttliche Herrlichkeit verhüllt.

Diese Gebärde ist eine zweifache. Einmal geht sie wie die innerliche Gebärde zum Vater hinauf, also mit dem Opfergedanken und mit dem Opferwillen: Siehe, Vater, ich komme, deinen Willen zu tun, ich komme, zu trinken deinen Kelch, ich komme, hinzugeben meinen Leib und mein Blut. Und diese Opfergesinnung findet ihren Ausdruck in dem Symbol der eucharistischen Wandlung. Das leibliche Kommen des Herrn vollzieht sich in doppelter Gestalt, in der Gestalt des Brotes und in der Gestalt des Weines. Die Gestalt des Brotes soll erinnern an seinen geopferten Leib, der am Kreuze hing, bleich und doch leuchtend im Scheine des Todes. Die Gestalt des Weines soll erinnern an sein kostbares Blut, das seinem Leibe entströmte und in der Erde versickerte wie in einem Kelche. Es ist also eine symbolische Trennung von Leib und Blut eingetreten, eine symbolische Darstellung des Todes des Herrn. Das ist der Sinn der Wandlung. Durch die Trennung der Gestalten wird das Todesgeschick des Herrn unter uns dargestellt und lebendig gemacht. Und zu diesem sichtbaren Erscheinen tritt das hörbare Wort. Auch im Wort wird die Trennung angedeutet und ausgesprochen, denn über das Brot spricht der Priester: „Das ist mein Leib.“ Und über den Kelch spricht er: „Das ist mein Blut.“ Also diese Worte drücken auch aus, was die Erscheinungen sagen, nämlich Trennung, Vergießung, Sterben.

Die Symbole, die das Kommen Christi heraufführen und begleiten, sind also Symbole des Todes. Wie mit einem Gewand des Todes bekleidet tritt Christus vor seinen Vater wie einer, der seinen Leib hingegeben und sein Blut bis zum letzten Tröpflein vergossen hat. Die Stille und das bleiche Dämmern des Todes umgeben sein Kommen. Darum ist es so sinnvoll, von sicherem Taktgefühl eingegeben, wenn wir in unserer, in unserer heiligen Messe bei dem Wandlungsgeschehen schweigend niedersinken, dass sich eine fast erschütternde Stille ausbreitet, wenn dieses ungeheuerliche Geschehen unter uns sich vollzieht. Wenn Christus auf den Altar niedersteigt, da schweigen nicht nur alle Engelstimmen, da schweigen auch alle Menschenstimmen, wenn selbst das ewige Wort des Vaters verstummt und nur noch in der furchtbaren Sprache seiner Opferbereitschaft bis zum Tode, in der Sprache seines Todesgewandes zum Vater redet.

Das ist die eine der beiden Gebärden Christi. Die andere entspricht der Bewegung, die er zu uns nimmt und in uns hinein macht. Vom Vater, der ihn aufhebt, wird er ja zu uns gesandt, wird er uns geschenkt, um uns zu hören, um uns eigen zu werden. Und so läßt er sein Kommen zu uns gekleidet sein in die Gestalt des Essens und des Trinkens, in die Gestalt von Speise und Trank. Denn nichts wird so sehr unser eigen, wie was wir durch Speise und Trank aufnehmen. Und so spricht er auch innerlich in seiner Seele und äußerlich sichtbar mit der Gestalt des Brotes und des Weines: „Nehmt mich hin und esset!“ Nehmt mich in und esset von mir, zehret von mir, lebet von mir! Wir sollen

buchstäblich von ihm leben, damit wir buchstäblich in ihm leben. Und er betont die Notwendigkeit dieser Aufnahme: „Wer meinen Leib und mein Blut nicht ißt und trinkt, der kann das Leben nicht in sich haben.“ Das ist die große, die ergreifende, fast zum Weinen erschütternde Gebärde, mit der Christus im Geheimnis unseres Altares kommt, die Gebärde des Schenkens, des Sich-Verströmens, des Hingebens bis zum letzten Blutstropfen, bis zur innersten Regung seiner Seele. „Nimm mich hin!“ spricht er zum Vater. „Ich habe keinen Willen als den deinen. Nimm mich hin und sende mich, und wäre es auch in den bitteren Tod. Dein Knecht bin ich und der Sohn deiner Magd.“ Und: Nehmt mich hin, spricht er zu uns und laßt mich eure Speise, euren Trank, eure Lebenskraft, eure Wegzehrung werden. Laßt mich eingehen in euer Pilgern, in euer Schaffen, in eure Leiden, in euer Sterben. Laßt mich eingehen in eure Seele, ja in euren Leib, und ich will als die große Kraft der Auferstehung eure Seele und euren Leib emporziehen in meine Auferstehung. Wie ein Geopferter, wie ein Sterbender will ich in euch eingehen, und siehe, in der Kraft meines Sterbens werden wir zusammen leben, ihr und ich, eure Seele und meine Seele, euer Leib und mein Leib.

So geht denn Christus, meine lieben Freunde, immer noch seinen Opferweg über die Erde und um die Erde. Er ist der wahre Anbeter Gottes, der mit weit ausgebreiteten Armen und geneigtem Haupt auf Gott zugeht und spricht: Vater, ich komme, deinen Willen zu erfüllen. Und er ist der große Freund der Menschen, der mit ausgebreiteten Armen und mit offenem Herzen auf uns zugeht und spricht: Seht, ich bin bei euch. Ihr sollt das Leben haben, ihr sollt von mir und mit mir leben. Immerfort steigt die Opferliebe Jesu zum Vater im Himmel empor, und immerfort vollzieht er die Gebärde des Schenkens für uns. Wie die Stunden des Tages um die Erde kreisen, so wandert auch die eucharistische Feier auf Hunderttausenden von Altären um die Erde in diesen Stunden. In jedem Augenblick, den es gibt, steht Christus irgendwo opfernd und schenkend vor dem Vater und vor der mühsalbeladenen Menschheit. Wie auch immer diese Menschheit beschaffen sein mag, wie selten noch in ihr die aufrichtige Gottweihe und die wahre Menschenliebe sein mag, einer ist doch immerfort da, der aus flammendem Herzen heraus die versöhnende Tat vollbringt, die wunderbare Gebärde, die mit allem Dunkel und allen Gräueln der Erde versöhnt, die selbst Gott immer wieder versöhnt mit der fluchbeladenen Erde. Und so ist der Himmel gerötet vom Opferfeuer einer allbezwingenden Liebe, und so erneuert sich die flehende Stimme des Erlösers, die um Erbarmen ruft, denn bei ihm redet die Tat und nicht bloß das Wort. Und so kreist dieses Opfer und dieses Schenken um die Erde, jahrtausendlang, und eines Tages wird diese Tat den Tag der vollendeten Erlösung heraufführen. Eines Tages wird der ewige Mittag anbrechen, an dem Christus sprechen darf: Nun ist alles vollbracht. Dann wird er das Todesgewand ablegen, das ihn jetzt noch verhüllt. Und die gekreuzigte Liebe, die so lange ihre Arme ausgebreitet hielt, wird sich schließen um ihre Kinder, und das Geheimnis der Altäre wird erfüllt in der ewigen Kommunion. In dieser Kommunion, in der Gott zu den Kommunikanten sprechen wird: Nun bin ich dein, nun bist du mein, nun sind wir eins.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Wesen und Wirkung des Bußsakramentes

21.06.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In Kanada wurde eines Tages ein Priester in ein Indianerdorf gerufen, in dem eine Seuche ausgebrochen war; aber diese Seuche wütete auch in der Missionsstation. Also nahm er sich zuerst der vielen Kranken und Sterbenden an dieser Stelle an. Erst nach geraumer Zeit, als die Seuche nachließ, konnte er sich aufmachen in das entlegene Indianerdorf mitten im kanadischen Winter bei minus 50 °, über zugefrorene Seen und vereiste Schneefelder, im Hundeschlitten. Als er in dem Dorfe ankam, führte man ihn in eine Hütte. In dieser Hütte lagen nebeneinander elf Tote. Der Priester war tief erschüttert und beugte sein Knie, um für sie zu beten. Da bemerkte er, dass jeder der Toten eine Platte aus Baumrinde in den Händen hielt, das war das Schreibzeug dieser Indianer, auf der geschrieben stand: „Nur zu lesen von unserem Vater, dem Schwarzrock.“ Er nahm eine dieser Platten und las. Es war das Glaubensbekenntnis und das Sündenbekenntnis der Indianer. Jeder hatte, bevor er starb, noch einmal das Bußsakrament empfangen wollen und es nicht können. Aber er wollte sein Bekenntnis dem „Schwarzrock“, dem Pater, überlassen und schrieb es deswegen auf. Und er schrieb noch darunter: „Zum Dank dafür, dass du für mich eine Messe lesen wirst, vermache ich dir mein Marderfell oder mein Biberfell oder meine schöne Axt.“ Dem Missionar traten vor Rührung die Tränen in die Augen. Eine solche Wertschätzung des Bußsakramentes hatte er bei diesen Neubekehrten gefunden.

Meine lieben Freunde, am Anfang des ewigen Lebens in unserer Seele stehen Glaube und Gnade. Wer nicht diesen Anfang des ewigen Lebens in sich trägt, kann sich keine Hoffnung auf Erlangung der ewigen Seligkeit machen. Wer also in der Taufe das Leben empfing und es durch schwere Sünde verloren hat, der muss sehen, wie er wieder in dieses übernatürliche Leben eintreten kann. Er muss Reue erwecken, er muss sich an die Barmherzigkeit Gottes wenden, er muss von der Sünde frei werden; denn er weiß: Es gibt nach dem Schiffbruch wieder eine Möglichkeit zur Rettung. Das Konzil von Trient hat es in seiner prägnanten Kürze ausgedrückt: „Wer durch die Sünde die einmal gewonnene Rechtfertigung verloren hat, kann aufs neue gerechtfertigt werden, wenn er auf Anregung Gottes durch das Sakrament der Buße um der Verdienste Christi willen die verlorene Gnade wiederzugewinnen sich bemüht.“ Es gibt eine Planke nach dem Schiffbruch. Das ist das Bußsakrament.

Wer in Seelennot geraten ist wegen seiner Sünde, wem das Gewissen Vorwürfe macht, wer die Bitterkeit der Reue erfahren hat, der will vollkommene Sicherheit dafür haben, dass er wieder heil und von Gott in Gnaden aufgenommen ist. Diese Sicherheit hat Jesus seinen Aposteln verschafft, als er sie zu Richtern über die Pönitenten, über die reuigen Sünder machte. Er hat ihnen die Kraft und die Vollmacht gegeben, das Bekenntnis der reuigen Sünder entgegenzunehmen und ihnen das freisprechende Urteil zu vermitteln. Es ist genau so, als ob Jesus selbst spräche: „Ich spreche dich los von deinen Sünden,“ wenn der Priester die Hand zur Lossprechung erhebt.

Bevor Jesus das wohlthätige Sakrament der Buße einsetzte, haben die Menschen auch versucht, von ihrer Schuld frei zu werden. Mit verschiedensten Mitteln, mit Waschungen, mit Opfern, mit harten Bußen, mit Selbstkasteiung suchten sie den Vorwürfen des Gewissens zu entgehen und sie loszuwerden. Aber alle diese Bemühungen waren unwirksam; diese Mittel halfen nichts. Heute wird auf drei Weisen versucht, mit den Sünden, mit der Schuld fertigzuwerden. Die schlimmste besteht darin, dass man den Menschen die Sünde ausredet. Und das ist seit 40 Jahren in unserer Kirche im Gange, den Menschen die Sünde ausreden, als ob es keine Sünde gäbe. Das ist die schlimmste Verkehrung. Die zweite Weise besteht darin, dass man die Menschen über die Sünde hinwegtröstet: Ach, das ist alles nicht so schlimm. Es ist schlimm, das gemarterte Herz Jesu zu durchstoßen! Es waren unsere Sünden,

die die Lanze des Soldaten scharf gemacht haben! Die dritte Weise besteht darin, dass man meint, mit den Schätzen der Erde die Sünde auszugleichen, ausgleichen zu können. Nein, die Sünde entreißt das ewige Leben! Und das ewige Leben kann nur von dem gegeben werden, der der Herr des ewigen Lebens ist, und das ist Gott. Allein seine unverdiente übernatürliche Gnade kann uns das ewige Leben zurückgeben. Nur seine göttliche Liebestat kann uns wahrhaft von den Sünden befreien. Und das hat Jesus getan. Er hat sich geopfert, um die sündige Menschheit Erbarmen am Throne der Gnade finden zu lassen. Er hat am Kreuze den Schuldschein, der gegen uns lautete, zerrissen, weil er ihn als Kreuz geheftet hat. Er hat die Macht, die Sünden zu vergeben, er hat auch die Wahl, wie er es die einzelnen Menschen wissen lassen will, dass die Sünden vergeben sind. Wie glücklich mögen die Menschen in der Zeit der irdischen Wanderung des Herrn gewesen sein, wenn sie von ihm hörten: „Deine Sünden sind dir vergeben“! Der Gichtbrüchige, die stadtbekannt Sünderin, ihr sind viele Sünden vergeben, weil sie viel geliebt hat. Und doch sollten auch in der kommenden Periode der Menschheitsgeschichte die Menschen eine untrügliche Garantie dafür haben, dass sie von der Sünde befreit werden. Und so hat der Herr ein Ostergeschenk gemacht. Am Ostertage hat er das Bußsakrament eingesetzt. „Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen.“ Der Protestantismus sucht dieses Wort des Herrn zu entschärfen. Sie werden staunen, wenn ich Ihnen sage, dass man auf protestantischer Seite behauptet, damit sei auf die Sündenvergebung in der Taufe gezielt. Das ist natürlich völliger Unsinn. Das ist eine absolute Verkehrung. Die Taufe ist ein anderes Sakrament. Aber worum es hier geht, das ist die Sündenvergebung durch das Sakrament der Buße. Die Sünden sind nachgelassen, wenn der Priester dem reuigen Sünder zuspricht: „Ich spreche dich los von deinen Sünden.“

Wenn man ein religiöser Mensch ist, wenn man weiß, was Sünde ist, wenn man unter der Last der Sünde sich bedrückt fühlt, dann gibt es eine ungeheure Zuversicht, dass man weiß: Es gibt eine Befreiung vom Sündenschlamm. Es gibt eine neue Zuversicht mit Kraft, einen sittlichen Aufschwung zu nehmen, mit der Kraft, die Christus im Bußsakrament verleiht. Für Millionen Menschen, reuige Menschen, ist das Bußsakrament eine Quelle neuen inneren Glückes, neuer sittlicher Freiheit und der Anbeginn einer neuen Lebensmeisterung geworden. Das Wissen, dass der Priester als Beauftragter und Bevollmächtigter Christi handelt, verleiht der Beichte eine gewaltige Würde, einen hohen Ernst und eine stählende Kraft. Das hat der französische Forscher, von dem Sie vielleicht auch schon gehört haben, Charles de Foucauld, erfahren. Er war nach einem Sünderleben entmutigt zu einem Priester gegangen und wollte seine Seelenqual loswerden. Aber er sagte: „Ich bin ungläubig.“ Der Priester ließ sich auf keine Debatte ein und sagte zu seinem merkwürdigen Beichtkind: „Nein, Sie sind gläubig. Nur müssen Sie Ihr Gewissen in Ordnung bringen.“ Er schlug ihm vor, eine Lebensbeichte abzulegen. Charles de Foucauld ließ sich darauf ein. Als er sich nach der Lebensbeichte erhob, sagte er: „Ja, ich bin ein gläubiger Christ und ganz frei für Gott.“ Er trat in den Trappistenorden ein, wurde Priester, ließ sich in der marokkanischen Wüste nieder zum Zeugnis für Christus und wurde dort von senussischen Räubern ermordet. Vielleicht möchte mancher denken, ein solches Leben als Büsser und als Zeuge Christi, das ist wahrhaftig die wahre Genugtuung für ein Leben in der Sünde. Aber wie steht es mit jenen, die in jugendlicher Torheit gesündigt haben, die mit Jugendstreichen und Fehlern oder auch mit schweren Sünden ihre Jugend befleckt haben? Können sie ohne Beicht fertig werden? Im 19. Jahrhundert lebte im Münsterlande Melchior von Diepenbrock, der spätere Bischof von Breslau. Melchior von Diepenbrock stammte aus einer tieffrommen Familie, aber er selber war aus der Art geschlagen. Er verschmähte alle Mahnungen und Warnungen der Eltern; man gab ihn in ein Internat. Aber dort tat er nicht gut; man warf ihn hinaus. Er ging in ein zweites Institut, dort stellte er alles auf den Kopf; er mußte es verlassen. Dann gab man ihn in die Kadettenanstalt. Dies sagte ihm mehr zu, der militärische Betrieb, die sportliche Betätigung, das Leben mit der Waffe bekam ihm. Aber er mochte sich nicht an die strenge Zucht halten, er wollte nicht bedingungslosen Gehorsam leisten. Er wurde wiederum entlassen. Die Eltern waren ratlos, was mit ihm geschehen sollte. Da kam eines Tages ein Besuch. Es war der Professor Johann Michael Sailer, der spätere Bischof von Regensburg. Melchior wollte nichts von ihm wissen, er wollte gar nicht zu Tisch mit ihm gehen und setzte sich ans Ende, wo er möglichst ungesehen war. Aber Sailer war ein Menschenkenner, und nach dem Essen begab er sich zu ihm, ergriff ihm beim Arm und sagte: „Kommen Sie, wir wollen einen Spaziergang machen.“ Wir wissen nicht, was auf diesem Spaziergang gesprochen wurde. Aber wir wissen, dass



Melchior von Diepenbrock am nächsten Tage beichtete, die Kommunion empfing und ein neues Leben begann, das ihn bis auf den Bischofsstuhl von Breslau und zum Kardinalat führte.

Die Beichte wird für manche Menschen, vielleicht für viele, vielleicht auch für alle nichts Freudiges sein. Immer wieder muss sich auch der Gutwillige einen Anstoß geben. Die Sünde treibt zur Aussprache, aber die Scham hält davor zurück. Wo ist die größere Last zu suchen? Ohne Zweifel ist die kurze Demütigung etwas ganz Geringfügiges gegenüber dem Gewicht der ungebeichteten Schuld, der Friedlosigkeit und der Unsicherheit für Leben und Sterben. Bedenken Sie, meine lieben Freunde, der Beichtvater ist in derselben Lage wie Sie. Er kann sich die Lossprechung nicht geben, er muß sie von einem anderen Priester erbitten, und zwar nach einer vollständigen, aufrichtigen und reumütigen Beichte. Die Sünden des Priesters sind nicht schöner als die Sünden der Pönitenten. An dieser Stelle möchte ich Ihnen ein persönliches Erlebnis erzählen. In der vorigen Woche wollte ich beichten. Ich begab mich zu den Karmeliten in Mainz, wo ja ein Beichtstuhl ist, wo man einen Knopf drücken kann, und dann soll – dann soll! – ein Beichtvater kommen. Aber es kam kein Beichtvater. Ich wartete eine halbe Stunde, dann war die Beichtzeit vorüber. Ich mußte ungebeichtet davongehen. Am folgenden Tag, am Dienstag, ging ich zu den Dominikanern, die ja am Nachmittag Beichtgelegenheit bieten. Auch dort kann man einen Knopf drücken, und da erscheint eine Schrift: „Komme gleich.“ Aber es kam niemand. Ich wartete eine halbe Stunde, dann bat ich den Küster, mir doch einen Priester zu besorgen, bei dem ich beichten könne. Und dann brachte er mir einen halbseitig gelähmten Pater. Das ist mir passiert.

Die Beschämung liegt auf seiten des Beichtvaters, meine lieben Freunde. Der Beichtvater wird beschämt durch die Reue, durch das aufrichtige Bekenntnis, durch die Sehnsucht der Pönitenten, rein zu werden. Das ist die Beschämung. Der wirkliche Beichtvater sagt sich: Alle die Sünden, die ich hier höre, habe ich entweder selber begangen oder hätte sie begehen können, wenn mich nicht die Gnade gerettet hätte, denn ich bin genauso gut oder schlecht wie der, der vor mir kniet. Die Beichtenden halten dem Beichtvater einen Spiegel vor. Im Lichte ihres Bekenntnisses sieht er seine Seele und sagt er sich. Die Sünden, die bekannt werden, habe ich entweder selbst begangen oder hätte sie begehen können.

Die Beichtenden machen den Beichtvater auch auf vergessene oder übersehene Verfehlungen aufmerksam. Wer beichtet schon – was ich gelegentlich gehört habe – „Ich habe anderen die Freude verdorben“? Dieses Bekenntnis ist mir im Gedächtnis geblieben. „Ich habe anderen die Freude verdorben.“ Wie schön, dass ein Beichtkind eine solche Sünde erkennt: Ich habe anderen die Freude verdorben.

Ich denke immer: Wenn ich an der Stelle meiner Beichtenden wäre, hätte ich womöglich dieselben oder noch schlimmere Sünden begangen. Mir sind ja viele Gelegenheiten zur Sünde verschlossen, welche die Beichtkinder haben. Sie haben es schwerer als ich. Nein, meine Freunde, werfen Sie alle Scham und Besorgnis vor dem Bekenntnis ab! Sie finden Christus und seinen unwürdigen Diener, aber mit absoluter Sicherheit die Verzeihung, wenn sie ein reumütiges und vollständiges Bekenntnis ablegen. Wir alle haben schon erfahren, wie man die Freude in das Herz einziehen spürt und den Frieden, wenn man gut gebeichtet hat. Nicht umsonst hat der Heiland die Einsetzung des Bußsakramentes mit den Worten eingeleitet: „Friede sei mit euch!“ Beichten bringt Frieden in jedes Herz.

Sie kennen vielleicht den Komponisten Max Reger. Sein sittliches Leben war nicht einwandfrei, aber merkwürdig von Todesahnung getrieben, machte er in später Nacht in einem Hotelzimmer in Wiesbaden bei einem befreundeten Priester seine Abrechnung mit Gott. Danach rief er aus: „Nun bin ich glücklich und beruhigt! Nun bin ich glücklich und beruhigt!“ Bald danach holte ihn ein rascher Tod in das Reich der ewigen Harmonie. Stets bewahrheitet sich, was auch im Konzil von Trient steht, nämlich: „Wesen und Wirkung dieses Sakramentes ist die Versöhnung mit Gott. Aber auf die Versöhnung mit Gott folgt nicht selten in frommen Seelen ein heiterer Friede des Gewissens mit starker Tröstung des Geistes.“ Ein heiterer Friede des Gewissens mit starker Tröstung des Geistes.

Wir haben allen Grund, dankbar für das Bußsakrament zu sein, denn wenn immer Gott durch einen Priester uns die Sünden verzeiht, tut sich ein ganzer Himmel über uns auf.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Das Apostolat – Berufung zum Menschenfischen

28.06.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Vor einiger Zeit schaute ein Priester einem alten Fischer bei seiner Arbeit zu. Er saß auf einer umgedrehten Kiste und flocht einen Weidenkorb. Unter seiner geschickten Hand fügten sich die Reiser zu diesem schönen Gefäß; langsam wuchs der Korb unter seinen Händen. Auf einmal, ohne einen ersichtlichen Grund, hielt der Fischer inne und sagte zu dem Priester: „Haben Sie sich schon einmal überlegt, warum Christus ausgerechnet Fischer zu Aposteln gemacht hat und nicht Handwerker oder Bauern?“ Der Priester wußte keine Antwort zu geben und wartete, wie der Fischer fortfahren würde. „Das ist nämlich so“, sagte er, „früher bin ich selbst hinausgefahren zum Fischfang. Aber jetzt bin ich alt, und jetzt besorgen es meine Söhne. Wenn man so nachts draußen ist, da kommen einem allerlei Gedanken, und ich habe mir das überlegt und die Antwort gefunden: Es konnten nur solche Leute sein, die der Herr zu Aposteln auswählte, die gewohnt sind zu schaffen und sich zu plagen, und die dann doch nichts nach Hause bringen. Wir oft bin ich nachts ausgefahren und kam mit einem leeren Schiff zurück! Wer sich da entmutigen läßt, der kann nicht Fischer sein.“ Diese Erklärung ist erstaunlich, und wenn wir näher hinsehen: sie hat etwas Wahrscheinliches für sich. Immer wenn das Evangelium vom reichen Fischfang zu verlesen ist, kommt mir diese Begebenheit in den Sinn. Ist nicht der Beruf der Fischer die beste Vorschule für den Aposteldienst gewesen, um Menschenfischer zu sein? Mühe und Plage, Enttäuschung, Erfolglosigkeit und doch ganz selbstverständliches Weitermachen. Mit unerschütterlicher Zuversicht, dass, wenn nicht heute, dann vielleicht morgen oder übermorgen doch das Ausfahren sich lohnt, ein Fang gelingen kann und gelingen wird. Auf dieser natürlich-menschlichen Voraussetzung konnte der Herr aufbauen und diese Fischer zu Menschenfishern machen.

Wir alle sind aufgerufen, apostolisch zu arbeiten, d.h. Menschen den Glauben zu bezeugen, Menschen zum Glauben zu führen, Abständige zur religiösen Praxis zu bringen, Abgefallene wieder in die Kirche zurückzuführen. Man nennt diese Tätigkeit Apostolat, eben nach der Tätigkeit der Apostel. Wir sprechen vom hierarchischen Apostolat der Bischöfe und Priester und vom Laienapostolat. Beide sind nicht gleichartig, aber sie sind gleichwertig. Solches Apostolat üben die Eltern gegenüber ihren Kindern und manchmal sogar die Kinder gegenüber ihren Eltern, die Kollegen gegenüber ihren Kameraden, die Nachbarn gegenüber ihrer Wohngemeinschaft. Durch Taufe und Firmung sind wir berufen, Menschenfischer zu sein. Das irdische Verhalten und das ewige Schicksal unserer Mitmenschen darf uns nicht kalt lassen.

Gewiß darf man eine Seele nur mit Heilandshänden anfassen, vorsichtig und nachsichtig, aber der Gedanke darf uns nicht loslassen: Wir sind mitverantwortlich für die Seelen unserer Mitmenschen. Keiner darf uns gleichgültig sein, allen müssen wir uns zuwenden. Die Heiligen mahnen uns, nicht träge zu sein. Augustinus schreibt einmal: „Packt mutig an, führt herbei, schleppt heran, wen immer ihr finden könnt. Ihr seid sicher, ihr führt sie zu dem, dessen Anblick sie nur beseligen kann.“

Um apostolisch zu wirken, muss man dafür geeignet sein. Es ist eine Gewissenfrage für uns: Sind wir tauglich? Sind wir geeignet für den Dienst Gottes an den Seelen? Wir müssen Christen sein, die vom Glauben durchdrungen sind und von der Liebe Christi gedrängt werden. Der Glaube muss die Grundlage, die Richtschnur unseres Lebens und Verhaltens sein. Man kann nur andere Menschen zu dem bekehren, was man ihnen vorlebt. Wir müssen uns also Gott anpassen und nicht der Welt. Die Apostel der Kirche werden umso mehr in der Welt wirken, je weniger sie von der Welt sind. Jede Weltbekehrung muss mit der Selbstbekehrung anfangen. Der apostolische Beruf verlangt Menschen,

die der Welt gekreuzigt sind und denen die Welt gekreuzigt ist, die sich selbst verlassen, um sich Christus dranzugeben.

Der große Apostel von Berlin, Carl Sonnenschein, hat einmal in seinen Notizen zum Sonntag geschrieben: „Die Menschen müssen in unser Zimmer schauen können bis in den Remter, bis in die Schlafstuben. Unser Christentum muss sein wie ein Glaspalast. Jede Haltung, jeder Genuß, jede Nacht muss die Probe der Menschheit vertragen können. Um uns muss Licht sein, wenn unser Christentum glaubhaft sein soll. Das Christentum muss uns auf der Stirn und in den Augen geschrieben stehen. Das Christentum muss die Ölung unserer Hände, muß unser Leben sein.“ Das gilt für jeden Christen. Es gilt natürlich in besonderer Weise für den Priester. Christus muss der Lebensinhalt des Priesters sein; er muss von Beruf aus ein Menschenfischer sein. Dieser Beruf duldet kein Privatleben, keine Behaglichkeit, keine Bequemlichkeit. Das Sinnen und Trachten des Priesters muss unaufhörlich darauf ausgerichtet sein, Menschen der Hölle zu entreißen, Menschen zum Himmel zu führen, Menschen für Christus zu gewinnen. Er muss unentwegt tätig sein in seinem heiligen Berufe. Und wenn er alles getan hat, und wenn er nichts mehr tun kann, dann bleibt ihm, ich zitiere Lucie Christine, diese Seherin: „dann bleibt ihm noch eines übrig, ein Heiliger zu sein. Sehr viele verhärtete Herzen und irregegangene Geister bleiben für das Wort unempfänglich, würden sich aber offensichtlicher Heiligkeit nicht entziehen, wenn sie gezwungen wären, alle Tage ein lebendiges Beispiel vor Augen zu sehen. Das Leben der Heiligen ist voll von Bekehrungen, sie haben sie durch die bloße Ausstrahlung ihrer Heiligkeit gewirkt, obwohl sie diese zu verbergen suchten.“ So schreibt Lucie Christine in ihrer Offenbarung.

Die Arbeit im Dienste Christi ist die schwerste und entsagungsreichste, die es überhaupt auf Erden gibt; denn sie wird für eine transzendente, jenseitige, unsichtbare Wirklichkeit geleistet, die wir Gott nennen. Für seinen Herrschaftsanspruch sind die Apostel unterwegs, und das ist nicht leicht. Überall ist die Rede von den Rechten der Menschen, werden die Rechte der Menschen eingefordert. Die Apostel Christi haben nichts gegen die Rechte der Menschen, aber sie sind unterwegs für die Rechte Gottes! Sie pochen auf die Rechte Gottes, und dieses Pochen gefällt vielen Menschen nicht. Denn die Rechte Gottes begründen die Pflichten der Menschen. So nimmt es nicht wunder, wenn unsere Botschaft auf Gleichgültigkeit, Befremden, Ablehnung stößt. Es wiederholt sich, was unserem Herrn und Heiland widerfahren ist: „Das Licht leuchtete in der Finsternis, aber die Finsternis hat es nicht erkannt. Er kam in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf.“ Wir apostolischen Arbeiter wissen, wie schwer es ist, Menschen begreiflich zu machen, dass das Leben sich nicht erschöpft in Arbeit und Freizeit, dass es nicht nur mit Plackerei und Vergnügen angefüllt ist. Wie schwer fällt es den Menschen, den Blick zum Himmel zu wenden, sie an Gott zu erinnern, sie an das jenseitige Ziel zu ermahnen! Wie schwer ist es, Menschen zum Glauben zu führen und beim Glauben zu halten! Wie schwer ist es, christliche Überzeugungen zu begründen und sie zur Maxime des Handelns werden zu lassen!

Wie rasch können die Apostel Christi entmutigt werden! Wie viele Enttäuschungen erleben wir Priester! Jugendliche, die eifrig im Sakramentenempfang, fleißig im Besuche der katholischen Gruppenstunden waren, geben auf einmal ihre religiöse Praxis auf, gehen eine Mischehe ein und vollziehen den bürgerlichen Kirchenaustritt. Ich kannte ein Mädchen, es war gläubig, fromm, begabt, schön. Ihm ist es zu verdanken, dass der vielleicht auch Ihnen bekannte Schauspieler Emil Jannings vor seinem Tode zum katholischen Glauben konvertierte. Das war diesem Mädchen zu verdanken. Das Mädchen kam dann nach Hamburg, es lernte einen protestantischen Pfarrer kennen, es verliebte sich, es heiratete ihn und trat aus der Kirche aus. Ich hatte einen Ministranten; er war gläubig und willig. Ich sorgte dafür, dass er auf die Oberschule kam – in der DDR. Er trat in das Priesterseminar zu Erfurt ein, wurde zum Priester geweiht. Der Bischof wählte ihn zu seinem Sekretär. Aber nach einigen Jahren zog er eine Frau dem priesterlichen Dienste vor, wurde informeller Mitarbeiter des Staatssicherheitsdienstes. Und was erleben wir bei unseren Eheleuten? Ich hatte einen Schulfreund, einen gläubigen, eifrigen Jungen. Zeitweise dachte er daran, Priester zu werden. Er ging dann in den Schuldienst und heiratete ein Mädchen aus meiner Jugend. Ich hatte ihn dem Mädchen empfohlen, weil ich meinte, das sei eine gute Partie. In der Ehe entpuppte er sich als arger Egoist. Er wurde ein notorischer Ehebrecher, hielt sich eine Geliebte in Paris und fiel vom Glauben ab.

Ich habe erlebt, wie in der mitteldeutschen Diaspora nach dem Kriege Dutzende, vielleicht Hunderte von Seelsorgestellen errichtet wurden, um den vertriebenen Katholiken eine religiöse Heimat zu bieten. Doch bald bröckelte es ab. Die Gemeinden schmolzen dahin durch Flucht nach dem Westen, durch Abständigwerden, durch Abfall. Die mit unermesslicher Mühe aufgebauten Seelsorgestellen mußten zusammengelegt, aufgegeben werden, die Anstrengungen und Opfer der Gründergeneration schienen umsonst gebracht.

Und was wir jetzt erleben, meine lieben Freunde, das wissen Sie: seit Jahrzehnten einen unaufhaltbaren Niedergang der Kirche, des Glaubens, der Religion. Leere Kirchen, verödete Beichtstühle, Gotteshäuser werden verkauft, umgewidmet, abgerissen. Unsere Gemeinden schmelzen dahin, Kinderlosigkeit und Kinderarmut in den Gemeinden, mehr Särge als Wiegen. Kaum noch katholische Ehen, dafür um so mehr nichteheliche Lebensgemeinschaften, verlassene Pfarrhäuser, unbewohnte Priesterseminare, aufgegebene Klöster, Skandale von Bischöfen, Ärgernisse von Priestern, das ist die Lage 2000 Jahre, nachdem der Logos erschienen ist.

Die Apostel Christi müssen sich fragen, wenn es überall zurückgeht, wo die Ursachen für den Rückgang liegen, wo sie selbst verantwortlich sind für die Erfolglosigkeit, für die Niederlagen, für die Mißerfolge. Der Mainzer Generalvikar Lulay sagte einmal zu mir: „Irgendetwas haben wir falsch gemacht.“ O, meine Freunde, ich fürchte, dass eine ganze Menge falsch gemacht wurde. Doch nicht alle Schuld liegt bei uns. Der katholische Glaube und die katholische Sittenlehre stellen hohe Anforderungen an den Menschen. Alle anderen Religionen machen es billiger. So nimmt es nicht wunder, dass sich Menschen gegen die Annahme dieses Glaubens und jener Sittenlehre sperren oder dass sie sich davon abwenden. Sie verstopfen die Ohren, um die Botschaft des Heils nicht zu hören; sie schließen die Augen, um die Wunder Gottes in der Natur und in der Geschichte nicht zu sehen. Und nicht nur das. Die Menschen setzen dem Wirken der Kirche Widerstand entgegen, sie hemmen die Tätigkeit der Glaubensboten, sie suchen die Unternehmungen der apostolischen Arbeiter zu behindern. Es sind immer zwei Mittel, mit denen die Feinde der Kirche den Glauben und die Kirche zu unterdrücken und zu hindern suchen: Lüge und Gewalt. Das jahrtausendlange segensreiche Wirken der Kirche wird verschwiegen, die Schwächen und Fehler ihrer Glieder werden auf den Marktplätzen ausgerufen. Die entsagungsreiche Arbeit an den Seelen wird übergangen, aber das Versagen einiger wird hochgespielt.

Und dazu tritt die Gewalt. Die Gewalt tritt heute in einem demokratischen Mäntelchen auf. Die Gewalt vollzieht sich fein demokratisch mit Wahlen und Abstimmungen. Parteien und Parlamente suchen die Wirksamkeit der Kirche zu unterbinden oder zu hemmen. Einzelpersonlichkeiten und ganze Verbände setzen alles daran, um die Verbreitung des Glaubens und die Erziehung zum Glauben zu verhindern oder zu erschweren. Ein mir manchmal unbegreifliche Haß duldet nicht, dass die Königsherrschaft Christi proklamiert wird. Wahrhaftig, Niederlagen und Widerstände sind die ständigen Begleiter der Apostel Jesu Christi.

Und dennoch: Es ist für die Apostel auch noch etwas anderes notwendig außer dem Mißerfolg. Nicht nur die Erfahrung des Scheiterns, sondern auch die Erfahrung des Erfolges. Jawohl, auch das muss sein. Denn ohne Aussicht auf Erfolg, ohne Hoffnung, etwas zu erreichen, sollen die Menschenfischer nicht ans Werk gehen. Die Hoffnung auf Erfolg ist die mächtige Triebkraft des Wirkens. Mit ihrer Hilfe werden auch die Zeiten der Enttäuschung und der Entmutigung durchgehalten.

Das haben die Apostel erfahren. Ein unbegreifliches Wunder, ein Fischfang, wie ihn Petrus und seine Gefährten noch nicht erlebt hatten, Boote, die unter der Last der gefangenen Fische fast untergehen, und das zu einer Zeit, in der man überhaupt nicht auf Fischfang rechnen kann. Fische fängt man in der Nacht, wenn sie hochkommen, bei Tage sind sie untern auf dem Grunde. Aber der Herr befiehlt: „Fahrt aus! Fahrt aus bei Tage!“ Und wider alle Erfahrung, wider alle Kenntnis fährt Petrus aus. Er macht das, was scheinbar sinnlos ist, was als Zeitverschwendung und Kräftevergeudung erscheinen könnte: Er fährt aus, und er hat Erfolg. „Herr, die ganze Nacht haben wir gearbeitet und nichts gefangen. Aber auf dein Wort hin wollen wir die Netze auswerfen.“

Haben wir, meine lieben Freunde, haben wir apostolischen Arbeiter eine Hoffnung auf Erfolg? Dürfen wir auf die Wundermacht unseres Herrn rechnen? Ich meine, unsere Arbeit ist weder sinnlos noch hoffnungslos. Es gibt Konstanten unseres Wirkens, die uns niemand entreißen kann. Gott exi-

stiert, Gott kann man nicht abschaffen. Er ist jedem Angriff der Menschen entzogen. Die Feinde mögen rasen und toben, der im Himmel thront lacht ihrer. Gott bleibt der souveräne Herr der Natur und der Geschichte. Er regiert die Welt nach seinem Willen, ihm ist alles untertan. Gott lebt und stirbt nicht. Seine Existenz und seine Macht sind die unverrückbaren Grundlagen unseres apostolischen Wirkens. Gott zu bekennen und zu verkündigen wird immer notwendig sein. Es wird nie überflüssig werden. Es ist keine Zeit und keine Lage denkbar, in der es ausgeschlossen oder unzulässig wäre, Zeugnis von Gott zu geben.

Aber auch die Menschen werden immer durch ihre Herkunft von Gott und durch ihre Verwiesenheit auf Gott geprägt bleiben. Die Menschen haben eine metaphysische Anlage. Man mag sie bestreiten, man mag sie verleugnen, man mag versuchen, sie lächerlich zu machen. Die Gottgehörigkeit des Menschen wird durch Polemik nicht aufgehoben. Die Verwiesenheit des Menschen auf Gott ist und bleibt der Ansatzpunkt jeder apostolischen Arbeit. Und auch – und das sage ich mit Zittern – gegenüber den Menschen, die unsere Botschaft verspotten und abweisen, haben wir eine Aufgabe. Wir machen sie unentschuldigbar. Sie haben Gottes Willen vernommen, und sie haben sich ihm verweigert. Darüber werden sie einmal Rechenschaft ablegen müssen.

Wir sind mit unserem Wirken und Mühen nicht allein. Wir haben nicht nur menschliche Mittel zur Verfügung. Wir stehen im Dienste des allherrschenden Gottes, der die Welt regiert. Der Geist Gottes schwebt auch heute über den Wassern, er befruchtet die Seelen, er lenkt die Herzen, und er ist die Kraft unserer Verkündigung. Wo Menschenmittel versagen, vermag Gott immer noch etwas zu erreichen. Er vermag die Herzen der Menschen zu durchdringen, zu bekehren. Wir apostolischen Männer und Frauen arbeiten nie allein, denn Gott arbeitet mit uns. Wir haben einen Verbündeten voller Macht und Kraft. Es ist deswegen nie aussichtslos, den apostolischen Dienst zu verrichten. Es mag viel Samen, der ausgestreut wird, verloren gehen, verdorren, unter die Dornen geraten. Es bleibt ein Teil übrig, der aufgeht und Frucht bringt. Eltern verzagen leicht, wenn sie sich jahrelang, jahrzehntelang darum bemüht haben, ihre Kinder auf den Weg des Heils zu lenken, und der Erfolg scheinbar ausgeblieben ist. Ich sage ihnen: Nicht aufgeben, nicht verzagen! Nichts ist umsonst, was im Dienste Gottes geschieht. Nichts ist umsonst, was für Gott getan und gelitten wird. Solange man in diesem Fleische wandelt, darf man an keines Menschen Bekehrung verzweifeln. Wir Priester wissen nicht, was unser Wort und unser Beispiel wirkt. Aber wir wissen, dass nichts vergeblich ist, was um Gottes willen in reiner Absicht getan und verkündet wird.

Die Erfolge unseres Apostolates sind selten und dünn. Aber es wäre falsch, zu meinen, es gäbe gar keine Erfolge. Denken wir an so manche evangelische Pastoren und Theologieprofessoren, die den Weg zu unserer Kirche gefunden haben. Ich bin mit einem von ihnen befreundet, mit dem Professor Mörstadt aus Oslo. Er hat ein Buch über seine Bekehrung geschrieben. Ausgerechnet in einer Position der Schwäche, in der sich unsere Kirche heute befindet, zieht sie hochstehende, suchende Menschen an. Ich erinnere an Frauen wie Christa Meves, Gabriele Kuby, Maria von Welser, die den Weg zu unserer Kirche gefunden haben, ausgerechnet heute! Man muss an manche Bekehrungen von Schauspielern und Fernsehredakteuren denken, also von Personen, die zu einer sehr gefährdeten Gruppe gehören. Auch sie fanden den Weg zum Glauben. In den Vereinigten Staaten gibt es einen reichen Mann, der will eine ganze Stadt bauen nur für Katholiken.

Der Nachwuchs für den apostolischen Beruf ist schwach, aber er ist nicht zum Stillstand gekommen. Auch heute entschließen sich junge Männer für den Priester- und Ordensstand, auch heute finden Mädchen den Weg zur vollkommenen Hingabe im Ordensberuf. Aus dem Sumpfe sprossen Blumen! Wir wissen um die Schwäche und die Müdigkeit von Bischöfen und Priestern. Aber es gibt nicht nur Verzagen und Verzagtheit. Auch heute finden sich in unserer Kirche Männer, die gleich Propheten aufstehen und der Welt einen Spiegel vorhalten, die wie Jonas in Ninive zur Umkehr rufen und vom nahen Gottesgericht nicht schweigen. Wir haben heute einen obersten Hirten. meine lieben Freunde, der gegen eine ganze Welt von Feinden unverbrüchlich den vollen katholischen Glauben lehrt. Gläubiger Gehorsam wagt das scheinbar Sinnlose und erntet einen Erfolg, der unter den gegebenen Voraussetzungen nicht zu erwarten war. Wunder und Zeichen hat es zur Zeit Jesu gegeben. Sie sind die erhabene Sprache, die Gott vor gläubigen und bereiten Herzen redet. Wunder und Zeichen bezeugen uns, dass bei Gott kein Ding unmöglich ist. Wenn Zeichen und Wunder heute vielleicht

selten sind, dann liegt das nicht daran, dass der Arm des Herrn verkürzt ist, sondern dass wir nicht würdig sind, sie zu empfangen. „Apostel Christi“, so höre ich den Herrn zu uns sprechen, „Apostel Christi: Fahrt hinaus und werft die Netze aus!“ Sein Befehl ist unsere Pflicht, ist aber auch unsere Zuversicht. Es ist und bleibt sinnvoll, heute apostolisch zu arbeiten, hinauszufahren auf die hohe See und die Netze auszuwerfen. Es ist auch heute nicht aussichtslos, Menschenfischer zu sein. Die Menschen eines schwachen Glaubens warten auf den Frieden, um dann zu handeln, wie sie sagen. Die Apostel eines starken Glaubens aber säen in die Stürme hinein, um in den guten Zeiten ernten zu können.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Dem Nächsten von Herzen verzeihen

05.07.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Thema des heutigen Evangeliums ist Verzeihung. Verzeihung bezeichnet den Entschluß bzw. die Handlung, erlittenes Unrecht dem Täter nicht anzulasten, nicht nachzutragen. Wer das Menschenherz kennt, weiß, wie schwer es dem Menschen wird, von Herzen zu verzeihen. Gerade an dieser Forderung stößt das menschliche Herz mit dem Gesetz Gottes zusammen. Hier ist der Geist des Herrn entgegengesetzt dem Geiste der Welt. Tausenderlei Ausreden und Entschuldigungsgründe erfinden die Menschen, erfinden wir Menschen, um nicht verzeihen zu müssen, um das Gebot zu umgehen. Vergeben erscheint manchen als Schwäche; sie wollen nicht als schwache Menschen dastehen. Andere sagen: Ja, man möchte schon gern verzeihen, aber schuld ist doch der andere, und deshalb muss er den ersten Schritt tun. Wieder ein anderer sagt: Ach, der Streit ist schon so lange her, da ist alles so tief eingefressen, da kann man doch nichts machen. Wieder ein anderer: Es fruchtet ja nichts. Wir werden über kurz oder lang wieder in Streit miteinander geraten. Wir werden, auch wenn wir uns heute vertragen, morgen wieder eine Auseinandersetzung haben. Und ein anderer wieder sagt: Ich will ja dem anderen nichts Böses, aber ich will mich von ihm distanzieren, ich will mit ihm nichts zu tun haben. Eine kühle Distanzierung, das scheint mit das Beste zu sein.

Was hat doch das selbstsüchtige menschliche Herz für Ausreden, wenn es um das Gebot des Herrn geht! Was für schlechte Gründe für eine schlimme Sache! Der Heiland läßt alle diese Gründe nicht gelten. Wir haben eben gehört, wie streng er das Zürnen gehandelt wissen will mit menschlichem, ja mit dem göttlichen Gericht. Die drei genannten Gerichte, von denen der Herr hier spricht, dienen lediglich der Veranschaulichung der verschieden großen Schuld, der drei angeführten Arten des Zornes. Jesus nennt Einrichtungen der Justiz, um seinem rein religiösen Gedanken Ausdruck zu verschaffen. Das alttestamentliche Gesetz verbot und strafte nur die äußere Tat, den vollendeten Mord. Jesus stellt als neuer Gesetzgeber sein Gebot dagegen: Schon wer dem Bruder zürnt, verdient die Strafe, die nach dem bisherigen Gesetz auf Mord steht. Darin liegt die gewaltige Steigerung und Verschärfung, die das neue Gebot Jesu gegenüber dem alttestamentlichen Gesetz bedeutet. Die Strafe, die das Alte Testament auf den vollendeten Mord setzt, wird auf die Gesinnung des Zornes gesetzt. Das Prinzip, das der Herr uns lehrt, ist dieses: Für die sittliche Beurteilung einer Tat ist die Gesinnung maßgebend, und deswegen wiegt der Zorn, der schließlich zur bösen Tat, u. U. auch zum Mord, führt, schon so schwer wie der Mord.

Von ganzem Herzen müssen wir dem Beleidiger verzeihen. In keiner Sache betrügt und belügt sich der Mensch mehr als in dieser. Aber der Herr hat uns eindeutige Weisungen hinterlassen. In der Bergpredigt heißt es: „Wenn ihr den Menschen ihre Sünden verzeiht, dann wird auch euer himmlischer Vater euch eure Sünden vergeben.“ Wenn ihr aber den Menschen nicht verzeiht, dann wird auch euer himmlischer Vater euch eure Sünden nicht vergeben. Was heißt das? Göttliches Vergeben und menschliches Verzeihen sind miteinander verbunden. Man kann nicht von Gott Vergebung erwarten, wenn man selbst nicht bereit ist zu verzeihen. Wir verträsten uns gern mit der göttlichen Barmherzigkeit, und sie ist ja auch unsere einzige Hoffnung im Gerichte. Denn wir wissen um unsere unzähligen Sünden, Fehler und Nachlässigkeiten. Aber dieses Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit darf nicht die Schranke übersehen, die Schranke, die Gott seiner Barmherzigkeit gesetzt hat. Und diese Schranke heißt: Wenn ihr den Menschen ihre Schulden nicht verzeiht, wird auch euer himmlischer Vater euch eure Sünden nicht vergeben. Das Wort ist klar und bestimmt, und man kann nicht daran rütteln. Die Reue der Maria Magdalena, das Flehen des Schächers, der Reueschmerz des Petrus und

der Eifer des Paulus würde ihnen nichts genutzt haben, wenn sie auch nur gegen einen einzigen ihrer Brüder und Schwestern Zorn und Unversöhnlichkeit bewiesen hätten. Erst muss man sich versöhnen, dann kann man zu Gott kommen, um zu opfern. All unser Kirchengehen, all unser Beten, all unser Beichten, all unser Kommunizieren ist nichts vor Gott, wenn wir nicht den Geist wahrer christlicher Güte, den Geist des Erbarmens und des Verzeihens gegen unsere Mitmenschen in uns tragen.

Wir haben eben im Evangelium gehört: „Wenn du deine Gabe hinbringst zum Opferaltar und dich erinnerst, dass dein Bruder etwas gegen dich hat, dann laß die Gabe zunächst einmal liegen und geh zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder. Dann komm und opfere deine Gabe.“ Der Grundgedanke dieser Worte ist nicht der, dass die Pflicht der Versöhnung des Bruders wichtiger ist als der Gottesdienst, sondern dass Gott ohne vorausgegangene Versöhnung kein Opfer annimmt, ich wiederhole: dass Gott ohne vorausgegangene Versöhnung kein Opfer annimmt. Gott nimmt von dem Menschen kein Opfer an, wenn dieser mit dem Mitmenschen im Unfrieden lebt. Es handelt sich hier um zwei Personen. Die eine hat sich schuldig gemacht gegen die andere, und die schuldige Person will jetzt ein Opfer darbringen. Aber zuvor muss sie die Versöhnung setzen. Der Zürnende, der ein Unrecht erfahren hat, ist also nicht der Opfernde, sondern der Opfernde ist vielmehr schuld daran, dass sein Bruder etwas gegen ihn hat. Der Opfernde hat sich gegen seinen Bruder verfehlt, deswegen muss diese Verfehlung eingestanden und aus der Welt geschafft werden. Das geschieht in der Verzeihung.

„Selig die Friedfertigen!“ So steht auch im Evangelium, und Friedfertigkeit zeigt sich eben in der Versöhnungsbereitschaft. Friedfertigkeit zeigt sich im Verzeihen. Aus dem Leben des heiligen Franz von Assisi wird eine denkwürdige Begebenheit berichtet. Es war im Jahre 1226, als er schon todkrank war. Da ließ er sich von seinen Brüdern nach Assisi tragen und hörte, dass der Bischof mit dem Bürgermeister im Streit liege. Er betete und sann darauf, wie er die beiden versöhnen könne. Und so dichtete er zu seinem „Sonnengesang“ eine letzte Strophe. Sie lautete: „Sei gelobt, mein Herr, durch jene, die verzeihen aus Liebe zu dir. Selig sind sie, die da dulden im Frieden, weil sie von dir, o Höchster, die Krone empfangen.“ Dann ließ er den Bürgermeister und den Bischof kommen, und seine Brüder sangen den beiden diese Strophe vor. „Sei gelobt, mein Herr, durch jene, die verzeihen aus Liebe zu dir. Selig sind sie, die da dulden im Frieden, weil sie von dir, o Höchster, die Krone empfangen.“ Da konnte der Bürgermeister nicht an sich halten. Er warf sich vor dem Bischof nieder und sprach: „Aus Liebe zu unserem Herrn Jesus Christus und zu seinem Diener Franz bitte ich dich: Verzeih mir, und ich vergebe von ganzem Herzen.“ Und der Bischof nahm ihn auf und sagte: „Ich bitte als Bischof kraft meines Amtes um Verzeihung. Ich weiß, dass ich zum Stolze neige. Habe Mitleid mit mir!“ Das war echte Verzeihung zweier Männer des öffentlichen Lebens. Das ist keine Schwäche, sondern es ist eine unglaubliche Stärke, weil man sich dabei selbst überwindet. Wenn mehr Verzeihung, wenn mehr Einräumung der Schuld in unseren Ehen und Familien wäre, dann sähe es dort anders aus.

Es gibt bestimmte Regeln für das Verzeihen. Am besten ist natürlich, am macht sich gar nicht erst schuldig, man überwindet den Zorn, der in einem aufkommen möchte. Es lohnt sich nicht, meine lieben Freunde, sich wegen geringfügiger Dinge zu erregen, wild gegen den anderen zu werden, loszugehen, ihn mit Vorwürfen zu überhäufen, ihn durch Schimpfworte zu erbittern. Nein, die Neigung zum Zorn muss man überwinden; ruhig, bleiben, die Aufwallung des Herzens unterdrücken. Der Zorn schafft nicht Gutes. Wir haben es noch jedesmal bereut, wenn wir zornig gewesen sind. Warum also zornig werden? Warum das tun, was wir doch bereuen müssen? Leider kommt es trotz guter Vorsätze immer wieder zum Zorn. Dann gilt das Wort des heiligen Paulus: „Zürnt ihr, so laßt es nicht zur Sünde kommen! Die Sonne gehe nicht unter über eurem Zorne!“ Das heißt: Bevor der Tag zu Ende geht, soll man Frieden machen, nicht mit Groll und mit Bitterkeit in die Nacht hineingehen, nicht den Streit fortsetzen, sich fortsetzen lassen zur Bitterkeit, zur Ablehnung, zur Entfremdung. Das Verzeihen wird nicht leichter, wenn man es aufschiebt.

Von dem Bischof von Alexandrien. Johannes dem Almosengeber, wird berichtet, dass er mit dem Statthalter von Alexandrien in Streit geraten war wegen seiner Mildtätigkeit. Es wurde Abend, da kamen, vom Bischof gesandt, zwei Geistliche zum Statthalter und richteten aus: „Herr, die Sonne will untergehen.“ Der Statthalter verstand die Anspielung und versöhnte sich noch zur Stunde mit dem Bischof.



Besonders schwer fällt uns das Verzeihen, wenn es immer wieder notwendig wird. Da möchte mancher sagen: „Jetzt reicht es.“ Das hat auch Petrus gedacht. Er trat einmal zum Herrn und sprach: „Herr, wie oft muss ich meinem Bruder vergeben, wenn er wider mich sündigt, etwa sieben Mal?“ Jesus antwortete ihm: „Ich sage dir: Nicht etwa sieben Mal, sondern siebenmal sieben Mal“ – das heißt immer.

Wer nicht verzeiht, in dem wächst eine bittere Wurzel, man nennt sie Groll. Groll ist die nicht überwundene Rachsucht. Wer einem anderen grollt, trägt ihm etwas nach, wartet auf die Stunde der Vergeltung, will es ihm heimzahlen. Dadurch wird die Kette des Bösen nur fortgesetzt. Wenn der andere genauso denkt, will er wieder Rache für das, was ihm angetan worden ist, haben. Und so kommt das Böse nie zu einem Ende. Es kommt nur zu einem Ende, wo einer ist, der sagt: Ich vergelte nicht Böses mit Bösem, wenn einer sagt: Ich vergebe von Herzen. Da wird die Kette des Bösen zerrissen.

Die Vergebung muss bedingungslos sein. Man darf sie nicht von einer Vorleistung des anderen abhängig machen. Womöglich sieht der andere gar nicht ein, dass er schuldig geworden ist und dass er eine Vorleistung erbringen soll, und wenn er sie nicht erbringt, unterbleibt die Verzeihung. Nein, Verzeihen ohne Bedingungen zu stellen, verzeihen, ohne Vorleistungen zu fordern, das müssen wir uns zur Angewohnheit machen.

Wer nicht verzeiht, meine lieben Freunde, der vergiftet sich selbst. In ihm wächst eine giftige Wurzel, und diese Wurzel vergiftet ihn und die Beziehungen zum Nächsten. Wieso? Wer nicht verzeiht, wird unfrei. Er ist ein Gefangener seines Grolls, er ist ein Gefangener seiner Unversöhnlichkeit. Er kann nicht unbefangen mit dem anderen verkehren. Wer nicht verzeiht, wird auch freudlos, denn die Unversöhnlichkeit frißt und nagt in ihm. Er wird seelisch und manchmal auch körperlich krank. Ich bin überzeugt, dass manche Krankheiten, etwa die mit der Galle oder mit der Leber zu tun haben, vielleicht auch der Krebs, dass manche Krankheiten aus der Unversöhnlichkeit kommen. Der unversöhnliche Mensch ist ein friedloser Mensch. Er findet keine Ruhe. Wer nicht verzeiht, der schadet sich selbst am meisten. Für ganz gefährlich und äußerst schädlich halte ich das trotziges Schweigen gegenüber einem anderen, der einem angeblich oder wirklich Unrecht getan hat. Man nennt das Schmollen. Mit der Verweigerung des Sprechens will man dem anderen zeigen, wie betroffen man ist, wie unrecht er hat. Das Verstummen gegenüber einem Hausgenossen oder einem Arbeitskollegen entfremdet die Menschen voneinander, denn das Sprechen verbindet sie. Das Verstummen, das trotziges Verstummen entfernt sie. Wenn sie aus Beleidigtsein das Reden unterlassen, trennen sich die Menschen voneinander, vertiefen sie den Spalt, der durch einen Wortwechsel, eine unbedachte Handlung, einen Streit entstanden ist. Deswegen: Nicht verstummen, weil einem Unrecht widerfahren ist, weil man meint, ein Recht zu haben, beleidigt zu sein.

Unser unvergeßlicher Erzbischof von Breslau, Kardinal Bertram, hat ein schönes Buch geschrieben: „Charismen priesterlicher Gesinnung“. Darin hat er uns dargestellt, wie wir sein sollen als Priester. Und da kommt er auch darauf zu sprechen, dass Priester oft auch angegriffen, verleumdet, hintergangen werden. Und was rät er uns? Er rät uns, sich gegenüber dem Beleidiger so verhalten, als ob nichts gewesen wäre. Sich gegenüber dem Beleidiger so verhalten, als ob nichts gewesen wäre. Ihm unbefangen, freundlich, höflich, hilfsbereit gegenüberzutreten. Ich glaube, einen besseren Rat kann man nicht geben. Wer sich durchringt zum bedingungslosen Verzeihen, wird frei von Komplexen, von Befangenheit, von Ansprüchen an den anderen. Die Empfindlichkeit, die Ehrsucht spricht: Das kann ich nicht hinnehmen. Der Heiland sagt: Du kannst, wenn du willst. Du kannst, weil du mußt!

Vor einigen Jahren, es ist schon eine Reihe von Jahren her, lebte eine Arbeiterfamilie in einer kleinen Wohnung. Schimpfnamen, ja Mißhandlungen von seiten des Mannes waren das tägliche Brot der Frau. Eines Abends machte der Mann wieder eine Szene und schickte sich an, unter Drohungen die Wohnung zu verlassen. Auf der Stiege kehrte er um und beobachtete durch die ein wenig geöffnete Tür, wie die Frau das Kind zu Bett brachte, vorher ihm die Hände faltete und sprach: „Jetzt beten wir noch ein Vaterunser für deinen guten Vater.“ Da stürzte der Mann mit Tränen ins Zimmer und war fortan ein anderer Mensch. Die Frau hatte durch ihr großes Verzeihen das Glück der Familie gerettet.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die kommende Wirklichkeit des Reiches Gottes

12.07.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Ein jeder von uns betet an jedem Tage: „Dein Reich komme!“ Im Gebet des Herrn, im Vaterunser, lautet eine der ersten Bitten: „Dein Reich komme!“ Was ist darunter zu verstehen? Zunächst einmal ist sicher, dass das Reich noch nicht da ist, denn sonst bräuchte man nicht darum zu bitten: „Dein Reich komme!“ Es soll kommen; es ist unser Flehen, dass es komme. Das Reich Gottes ist eine zukünftige Wirklichkeit. Es ist jene Wirklichkeit, in der Gott alles in allem sein wird, wo alle Ärgernisse, alle Sünde, alles Böse ausgerottet sind, wo der neue Himmel und die neue Erde angebrochen ist. „Dein Reich komme!“ Darum flehen wir. In einer gewissen Weise nehmen alle, die vollendet sind, also die sich im Himmel befinden, schon jetzt an diesem Reich Gottes teil. Der Himmel ist, so kann man sagen, ein vorläufiger Bestandteil des Reiches Gottes.

Auch auf der Erde, auf der jetzigen Erde, auf der heutigen Erde hat das Reich Gottes in gewisser Hinsicht eine Stelle. Es gibt nämlich ein Organ des Reiches Gottes, einen Herold des Reiches Gottes; das Organ und der Herold des Reiches Gottes nennen wir katholische Kirche. Sie ist dafür aufgestellt, die Menschen zu bereiten, die in das Reich Gottes eingehen sollen und in dieses Reich einzugehen bestrebt sind. Die Jenseitigkeit und die Zukünftigkeit des Reiches Gottes war für die Jünger schwer zu verstehen. Sie dachten immer, Jesus würde ein jüdisches Reich aufrichten, ein Nationalreich, ein Reich, in dem die Römer vertrieben sind und wo die Juden herrschen. Und in diesem Reiche, so meinten sie, gibt es auch Posten zu verteilen. Die Mutter der beiden Zebedäussöhne wollte, dass der eine ihrer Söhne rechts und der andere links vom König dieses Reiches, nämlich von Christus, sitzen werden. Die Jünger fragten auch, wer der Größte sei in diesem Reiche. Es gibt eine Rangordnung, das wußten sie, und da interessierte es sie, wer der Erste und der Bedeutendste in diesem Reiche sein würde. Und da wurden sie nun enttäuscht. Der Herr rief ein Kind herbei – ein Kind! – stellte es in ihre Mitte und sagte: „Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie Kinder, werdet ihr in das Reich Gottes nicht eingehen. Wer klein wird wie dieses Kind, der ist tauglich für das Reich Gottes.“

Meine lieben Freunde, diese Wahrheit vom Reiche Gottes muss uns in die tiefste Seele einsinken. Wir müssen begreifen, dass wir für dieses Reich unterwegs sind und dass es an uns ist, dieses Reich zu bereiten, soweit es auf menschliche Kräfte ankommt, dass es unsere Tugenden und unsere Heiligkeit sind, die diesem Reiche den Weg bereiten. Das Reich Gottes wird weit mehr durch Heilige vorbereitet als durch Hierarchen. Hierarchen wird die Kirche immer finden, in bösen wie in guten Zeiten. Aber es kommt darauf an, dass sie auch Heilige findet, dass die Menschen in der Gesinnung Jesu wachsen, zunehmen und auf diese Weise ihre Herzen für das Kommen des Reiches bereiten.

Nun hat es immer Übertreibungen gegeben. Es gab immer Antihierarchen, also Angehörige von Sekten, welche leugneten, dass es in der Kirche eine Hierarchie, eine heilige Ordnung göttlichen Rechtes gibt. Im 13. Jahrhundert waren das die Katherer, die Reinen, wie sie sich selbst nannten, die leugneten, dass Christus eine äußere Organisation eingesetzt hat, die man Kirche nennt, die bestritten, dass es eine Hierarchie gibt, die das Priestertum ablehnten und die Sakramente verwarfen. In gewisser Hinsicht gehört hierzu auch der Protestantismus, denn im Protestantismus gibt es keine Hierarchie göttlichen Rechtes. Die Stufen, die es auch im Protestantismus gibt, sind menschlichen Rechtes, von Menschen erfunden. Seine Amtsträger haben keine Verähnlichung mit dem obersten Hierarchen, mit Christus. Sie sind Laien, die für gewisse kirchliche Dienste bestellt sind, aber sie sind keine mit Christus verähnlichte Priester.

Selbstverständlich hat Christus eine Kirche gewollt auch mit bestimmten Organen. Er wußte, dass sonst sich seine Wahrheit und seine Gnade nicht durchhalten würden. Es war ihm bewußt, dass es eine Ordnung geben muss, eine hierarchische, eine rechtliche Ordnung, wenn sein irdisches Reich, die Kirche, Bestand haben sollte. Aber er wußte ebenso gut, dass die äußere Organisation eine Gefahr sein kann, eine Gefahr, weil sich sofort der menschliche Ehrgeiz dieser Organisation bemächtigt. Was ist Ehrgeiz? Ehrgeiz ist das ungeordnete Streben nach Ansehen, nach Macht, nach Einfluß unter Vernachlässigung der sachlichen Ordnung und des Willens Gottes. Ungeordnetes Streben nach Macht und Einfluß unter Außerachtlassung der sachlichen Werthaftigkeit, der ja alle Macht dienen soll. Der Ehrgeiz ist eine schlimme Verirrung und eine große Gefahr für die Kirche. Denn der Ehrgeiz macht die Arbeit in der Kirche und die Vollmachten in der Kirche von dem persönlichen Egoismus der Inhaber dieser Macht abhängig. Der Ehrgeiz arbeitet für sich und nicht für die Sache, und darin liegt eine totale Verkehrung. Der Diener Christi muss ganz hinter der Sache zurücktreten. Er muss hinter der Sache gleichsam verschwinden.

Das Ideal, das Christus seinen Dienern vorsetzt, ist der demütige Mensch, der innerlich demütige Mensch, der die Vollmachten, die ihm übertragen sind, als Dienst ansieht, als Dienst für Gott an den Seelen. Wer anders denkt, ist in der Hierarchie der Kirche fehl am Platze. Jeder Diener Christi muss täglich beten: „Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern deinem heiligen Namen gib die Ehre!“

Und als Vorbild dieser Demut stellt Jesus das Kind hin. Wir müssen also jetzt untersuchen, wieso das Kind ein Vorbild für uns sein kann. „Wenn ihr euch nicht ändert, wenn ihr euch nicht umkehrt, wenn ihr euch nicht wandelt und werdet wie Kinder, könnt ihr in das Reich Gottes nicht eingehen.“ Der Herr verlangt von uns eine Wandlung, eine Wiedergeburt. Von Natur aus sind wir triebhaft, egoistisch, eigensinnig, machtgerig, und wir sollen anders werden. Wir sollen zurücktreten hinter der Aufgabe, die uns gegeben ist. Wir sollen uns wandeln. Kann sich der Mensch wandeln? O ja, er kann, wenn er will! Schon das Schicksal, das uns trifft, wandelt uns in gewisser Hinsicht. Die Schläge, die wir erhalten, das Leid, das uns trifft, die Krankheiten, die uns überfallen, arbeiten an unserer Seele, dass wir uns wandeln, dass wir von der naturhaften Triebhaftigkeit zur göttlichen Heiligkeit gelangen. Gott gewährt uns, vielen von uns, einen langen Lebensweg, damit wir Zeit haben, uns zu wandeln. Wir müssen nur die Zeit benutzen; sie ist uns aufgegeben. Er hilft uns mit seiner Lehre. Ach, meine lieben Freunde, ich kann mich immer wieder nicht genug bedanken dafür, dass uns Gott seine Offenbarung gegeben hat, seine Gebote. Wir wissen jetzt, wie wir gehen müssen; wir wissen, wie wir sein müssen; wir wissen, was wir anstreben müssen. Und er hilft uns mit seinen Sakramenten. Taufe, Firmung, Bußsakrament, Eucharistie, diese wunderbaren Geheimnisse wirken in uns, aber sie wirken – ich sage es noch einmal – sie wirken nach der Maßgabe unserer Mitwirkung, nach der Maßgabe unserer Disposition, unserer Vorbereitung, unserer Hingabe. Sie wirken nicht zauberhaft. Sakramente sind keine Zaubereien, sondern sie sind göttlich Wirkkräfte, die von uns verlangen, dass wir sie in uns sich auswirken lassen. Wir sollen also neue Menschen werden, und dafür gibt uns der Herr als Vorbild das Kind.

Das Kind macht nichts aus sich. Wenn Sie einmal in Familien kommen mit vielen Kindern, da können Sie beobachten, dass da nicht so viel Aufsehen um das einzelne Kind gemacht wird. Je weniger Kinder, um so mehr Aufsehen wird gemacht um das Kind. In einer Familie mit vielen Kindern, da müssen sich alle einordnen und unterordnen. Da hat das Kind nicht Seltenheitswert und dient zur Spielerei, sondern es hat seine Aufgaben.

Was können wir vom Kind lernen? Es fehlt ihm die Angeberei, das Prunken mit eigenen Gaben und Leistungen, das Sich-selbst-Rühmen, das Prahlen, das Aufschneiden, das Großtun, die Wichtigtuerei, die Überheblichkeit, das Sich-Brüsten. Das alles fehlt dem Kinde. Und so sollen wir werden. Ein Kind ist arglos. Es kennt noch nicht das Böse und weiß nichts von bösen Menschen. Es nimmt von den anderen an, dass sie gut sind, und deswegen hat es Vertrauen zu ihnen. Wir müssen also unseren Argwohn, unser Mißtrauen gegen die Menschen, mit dem wir immer das Schlechte annehmen, fallen lassen. Wir müssen den Menschen einen Vorschuß von Vertrauen einräumen, nicht sie von vornherein unter Verdacht stellen; lieber sich betrügen lassen, als sich überhaupt nicht mit den Menschen einlassen.

Einem Kind fehlt die Berechnung. Wir Erwachsenen neigen dazu, in allem, was wir tun, etwas für uns haben zu wollen. Wir fragen immer: Was habe ich davon? Wir wollen immer einen Gewinn für uns selbst haben, und das sogar in der Religion. Ein solches Denken ist dem Kinde fern. Das Kind ist zweckfrei. Das Kind ist von der Sache gefesselt und nicht vom eigenen Ehrgeiz. Wir sollen jene Züge des Kindes annehmen, die sich auch für den Erwachsenen ziemen, zum Beispiel das rasche Abklingen der inneren Regungen. Das geht beim Kinde sehr schnell, Lachen und Weinen liegen nahe beieinander. Auch die schnelle Bereitschaft zur Versöhnung können wir vom Kind lernen: nicht nachtragen, nicht immer wieder darauf zurückkommen, nicht immer wieder dem anderen vorhalten, was er angeblich oder wirklich getan hat. Wir können vom Kind lernen, dass man nicht nach Rang und Würden hascht, sondern dass man mit dem letzten Platz zufrieden ist. Wenn wir so ein Kind betrachten, und wir sollten es oft betrachten, dann erkennen wir, welchen Liebreiz es an sich trägt, wieviel Güte und Menschlichkeit an ihm offenbar wird. So sollen wir werden. Wir können die Entwicklung nicht zurückschrauben, aber wir können über uns hinausgehen und werden wie Kinder. Das gibt es doch. Es gibt begnadete Menschen, die ein kindliches Herz haben. Sie haben keine Hintergedanken, sie sind arglos und von Herzen gut. Einen dieser Menschen kennen Sie alle. Es ist die heilige Theresia Martin, Theresia von Lisieux, die sogenannte kleine heilige Theresia. Von ihr stammt das Wort: „Das einzige Mittel, auf dem Wege der Liebe voranzuschreiten, ist dieses: Immer recht klein bleiben. Um sich Jesus nähern zu können, muss man klein sein. Klein sein heißt“, so schreibt sie, „sein Nichts erkennen, alles vom lieben Gott erwarten, sich über seine Fehler nicht allzu sehr betrüben. Klein sein heißt“, so schreibt sie weiter, „sich keine Verdienste aufspeichern, sich über nichts beunruhigen wollen. Klein sein heißt“, zum letzten Mal, „die Tugenden, die man übt, niemals sich selbst zuschreiben, sondern erkennen, dass sie ein Schatz sind, den Gott in die Hand seines Kindes legt.“

Immer hat man in der Kirche gewußt, dass wir werden sollen wie Kinder. Und wenige habe es so ergreifend schön ausgedrückt wie unser schlesischer Dichter Johannes Scheffler, Angelus Silesius: „Mensch, wirst du nicht ein Kind, so gehst du nimmer ein, wo Gottes Kinder sind; die Tür ist gar zu klein. Ach könnte nur dein Herz zu einer Krippe werden, Gott würde noch einmal ein Kind auf dieser Erden.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Von wahren und falschen Propheten

19.07.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Irrtum ist der Schlagschatten der Wahrheit. Nur durch viele Zweifel und Irrtümer ringt sich gewöhnlich der Mensch zur Wahrheit durch. Nirgends ist der Irrtum so verbreitet, der Zweifel so ansteckend, die Lüge so dreist wie auf dem Gebiete der Religion. Warum sind wohl die höchsten Wahrheiten am meisten gefährdet? Warum ist Gottes Wort am stärksten von der Verfälschung bedroht? Ich meine aus zwei Gründen. Erstens, weil die Finsternis das Licht haßt. Der Herr der Finsternis ist der Satan. Er, der Vater der Lüge, kann die Wahrheit nicht ertragen; denn sie entlarvt ihn, sie zeigt, dass er ein Neider, ein Widersacher, ein Mörder ist. Und deswegen bekämpft er die Wahrheit. Der zweite Grund liegt darin, dass die Wahrheit anspruchsvoll ist. Sie verlangt viel vom Menschen, von seiner Willenskraft, von seiner Entscheidung, von seiner Treue. Die Wahrheit ist anspruchsvoller als die Lüge, als der Irrtum. Der Mensch aber ist immer in der Gefahr, den bequemen Irrtum der harten Wahrheit vorzuziehen. Und so trifft Johannes in seinem Evangelium die traurige Feststellung: „Das Licht leuchtete in der Finsternis, aber die Finsternis hat es nicht erfaßt. Denn die Menschen liebten die Finstern mehr als das Licht.“

Der Irrtum und die Lüge haben ihre Dienstmänner. Die Vertreter des Irrtums und der Lüge nennt man falsche Propheten. Der Herr warnt vor ihnen: „Hütet euch vor den falschen Propheten, denn sie kommen zu euch in Schafsfellen (also harmlos und gutmütig), innen aber sind sie reißende Wölfe.“ Wenn wir wissen wollen, wer ein falscher Prophet ist und wie ein falscher Prophet ist, dann müssen wir zunächst bedenken, wer ein wahrer Prophet ist und wie ein wahrer Prophet ist. Prophetsein heißt von Gott gesandt sein, mit Gottes Wahrheit betraut werden, zu den Menschen geschickt werden, um die Botschaft Gottes auszurichten, sie aufzurütteln und sie und sie von ihren falschen Göttern zum wahren Gott zu führen. Ich habe mir in der Vorbereitung dieser Predigt die Mühe gemacht, das ganze Alte Testament durchzuforschen nach wahren und falschen Propheten. Im Alten Bunde hat Gott zahlreiche Männer und Frauen erweckt – ja auch Frauen! – und sie mit der Prophetenaufgabe betraut. Die Propheten sind die großen religiösen Heroen des Volkes Israel. In der Zeit des religiösen und sittlichen Niederganges des Volkes und schwerster politischer Entscheidungen reden sie als die unerschrockenen Kündler der Rechte und des Gerichtes Gottes dem Volk ins Gewissen. Ihr Amt ruht auf der Berufung durch Gott. Nicht nur von den Priestern, auch von den Propheten gilt das Wort: „Niemand nimmt sich selbst die Ehre, sondern nur, wer gerufen ist von Gott.“

Die Propheten sind auf Kampf eingestellt. Ihr Kampf ist ein dreifacher: religiös gegen die falschen Götter, gegen die verführerischen falschen Götter der Umgebung Israels, dieser Fruchtbarkeitsgötter. Moralisch kämpfen sie gegen die sittliche und soziale Verwilderung im Volke, die Bedrückung der Armen, der Witwen und der Waisen. Politisch kämpfen sie gegen die Bündnispolitik ihrer Zeit, die Bündnisse abschließt und dadurch dem falschen Kult den Weg nach Israel öffnet. Wir kennen manche dieser Propheten; wir wissen um ihr Wirken, entweder weil sie uns im Alten Testament geschildert werden oder weil sie selbst Bücher geschrieben haben, als Schriftpropheten in die Geschichte eingegangen sind. In der ganzen Adventszeit hören wir von dem Propheten Isaias. Er ist der Kündler, der Vorherverkünder des Messias. Immer wieder begegnet uns der Prophet Jeremias. Er ist der Prophet, der das furchtbare Schicksal seines Volkes mitmachen mußte, die Überwältigung durch die Feinde und die Fortführung in die Verbannung. Und manche von Ihnen haben auch gehört von dem Propheten Daniel, der im Exil, in der Verbannung, Weissagungen getroffen hat, Weissagungen über den Untergang des babylonischen Reiches. „Mete – Tekel – Phares“ – gezählt, gewogen und zu leicht befunden.

Auch im Neuen Bunde fehlen die Propheten nicht. Johannes der Täufer steht an der Schwelle, an der Schwelle vom Neuen zum Alten Bunde, und er, der letzte der Propheten des Alten Bundes, hat eine dreifache Aufgabe: Er ist Zeuge des Lichtes, nämlich des kommenden Messias: „Ein Stärkerer kommt nach mir. Ich bin nicht wert, ihm die Schuhriemen zu lösen.“ Er ist aber auch der Mahner zur Umkehr: „Ihr Natterngezücht, wer hat euch gelehrt, dem kommenden Zorne Gottes zu entgehen? Bringt würdige Früchte der Bekehrung!“ Und schließlich kündigt er auch das Gericht an: „Der Stärkere, der nach mir kommt, er hat die Wurfschaukel in der Hand und wird die Tenne von der Spreu reinigen.“

Auch die Mutter unseres Heilandes hat eine prophetische Aufgabe gehabt. Sie ist eine Prophetin. Sie kündigte voraus, was einmal Tausende von Jahren das Leben der Christenheit erfüllen wir: „Selig werden mich preisen alle Geschlechter!“ Wahrhaftig, jeder Wallfahrtsort von Maria kündigt die Erfüllung dieser Prophezeiung. „Selig werden mich preisen alle Geschlechter, denn Großes hat an mir getan, der da mächtig ist und dessen Name heilig ist.“ Christus selbst ist ein Prophet. Jawohl, durch das Zeugnis seines Lebens und in der Kraft seines Wortes hat er das Reich des Vaters ausgerufen. Er ist freilich der einzige göttliche aller Propheten; er ist der Gottessohn, aber er bleibt Prophet.

Im Neuen Bunde ist das Prophetentum keineswegs ausgestorben. Als der Heiland in den Tempel kam, das weissagte Simeon: „Er ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler und zum Zeichen, dem widersprochen wird.“ Und dann zu Maria gewendet: „Und dein Herz, deine Seele wird ein Schwert durchdringen, das Schwert des Leidens.“

Christus erfüllt auch heute sein prophetisches Amt bis zur vollen Offenbarung seiner Herrlichkeit. Er erfüllt sein Prophetenamt einmal durch die Hierarchie der Kirche. Jawohl, Priester und Bischöfe sind mit einem prophetischen Auftrag ausgestattet. Sie lehren im Namen und in der Vollmacht des Herrn. Die kirchliche Hierarchie hat einen prophetischen Auftrag. Ob sie ihn wahrnimmt, ist eine andere Frage. Das prophetische Amt Christi wird aber auch erfüllt durch alle, die zu ihm gehören, durch alle Getauften. Alle Getauften nehmen am prophetischen Amt Christi teil. Damit ist die Aufgabe gemeint, Christus und seine Wahrheit in Wort und Werk sichtbar zu machen. Das ganze Volk Gottes soll die Verkündigung des Evangeliums nicht nur unterstützen, sondern nach Möglichkeit selbst betreiben. Wir nennen das Apostolat der Laien.

Das entscheidende Merkmal beim Propheten ist, dass er im Auftrage Gottes redet. Er hat sich nicht selbst aufgestellt, sondern er ist gesandt, von Gott gesandt. Er trägt nicht eigene Meinungen vor, sondern Gottes Willen. Er erinnert die Menschen an Gottes Herrschaft und fordert sie auf, sich ihr zu unterstellen. Propheten sind stets unbequem, meine lieben Freunde, denn sie sagen den Menschen das, was sie nicht hören wollen. Die echten Propheten entlarven die Gleichgültigkeit einer Gesellschaft, die das Unmenschliche zur Gewohnheit werden lässt, die gelernt hat, das Ungeheuerliche als gegeben hinzunehmen. Denken Sie etwa an die Abtreibung und ihre Billigung durch fast alle Gesetzgebungen der Völker. Nicht umsonst hat Gott den Propheten von Fulda erweckt, den Bischof Dyba, der von der Tötungslizenz sprach.

Aber es gibt auch falsche Propheten. Im Alten Bunde ist häufig von ihnen die Rede, und die wahren Propheten stehen mit ihnen im Kampfe. Im Neuen Bunde fehlen die falschen Propheten nicht. Schon der heilige Johannes kündigt sie an seinem ersten Briefe: „Es gibt viele falsche Propheten, die in die Welt ausgegangen sind, viele falsche Propheten.“ Die falschen Propheten erkennt man an ihren Früchten. Die Früchte sind das, was von ihnen ausgeht, also ihr Wort und ihre Handlungen. Die falschen Propheten sind nicht von Gott gesandt. Sie haben deswegen auch keine Botschaft Gottes auszurichten. Sie reden im eigenen Namen, geben sich aber fälschlich als Gesandte Gottes aus. So betrügen sie das Volk. Der Prophet Ezechiel im Alten Bunde sagt von den falschen Propheten: „Sie streichen ihnen Tünche über, sie erschauen Trug, sie weissagen Lüge und sagen: So spricht der allmächtige Herr, obwohl der Herr gar nicht geredet hat.“

Die falschen Propheten erkennt man daran, dass sie es den Menschen möglichst leicht, bequem und angenehm machen wollen. Das fängt an bei dem Bilde Gottes, das sie vermitteln, und endigt bei der Moral, die sie darbieten. Die falschen Propheten unserer Zeit verzerren das Bild Gottes. Sie reden unaufhörlich und allein von der Liebe und der Barmherzigkeit Gottes, aber sie unterschlagen seine Heiligkeit und seine Gerechtigkeit. Dadurch führen sie die Menschen in die Irre, wiegen sie in falscher

Sicherheit. Die falschen Propheten sprechen nur vom Himmel, aber nicht von der Hölle; sie reden nur von Gott, aber nicht von seinem Widersacher. Die falschen Propheten von heute behaupten, alle Religionen verehren denselben Gott. Richtig ist, dass nur ein einziger Gott existiert. Aber die Vorstellung, die jede Religion sich von Gott macht, ist entweder richtig oder falsch. Die Vorstellungen, die sich die Menschen von Gott machen, sind sehr verschieden. Es kommt darauf an, die richtige Vorstellung von Gott zu haben, denn nur so kann man ihn richtig verehren. Und da ist das Christentum konkurrenzlos. Es verkündet den Gott, der sich selbst geoffenbart hat. Das ist eine Religion, die nicht von unten stammt, sondern von oben. Und deswegen ist sie wahr. Die falschen Propheten unserer Tage lehren vor allem eine falsche Sittenlehre. Sie verfälschen den Willen Gottes über den Menschen. Wie gehen sie vor? Sie schauen um sich und sehen, wie die Menschen sich verhalten. Und aus dem faktischen Verhalten, aus dem faktischen Verhalten der Masse der Menschen, aus dem faktischen Verhalten der Mehrheit der Menschen leiten sie ihre Moralgebote ab. Ihr Grundsatz lautet: Was die Mehrheit, die übergroße Mehrheit tut, das kann nicht von Gott verboten sein, das kann nicht sündhaft sein. Diesen falschen Grundsatz wenden sie dann an auf die einzelnen sittlichen Verhaltensweisen, meinetwegen auf das Wort. Die Menschen lügen. Fast alle Menschen lügen. Die meisten Menschen lügen. Also, sagen sie, kann die Lüge nicht verboten sein.

Vor allem aber bewährt sich ihre falsche Ausgangsposition auf dem Gebiete der Geschlechtlichkeit. Für die meisten Menschen gibt es im Laufe des Lebens zeitweise oder dauernd ein sexuelles Problem. Eine Tatsache. Selbstbefriedigung, vorehelicher, außerehelicher Geschlechtsverkehr, Mißbrauch der Geschlechtskraft in der Ehe sind außerordentlich weit verbreitet. Also, sagen die falschen Propheten, ist weiter nichts daran, wenn man sich einen geschlechtlichen Genuß verschaffen will. Falsche Propheten sind jene, die Homosexualität als normale Verhaltensweise hinstellen. In dem Lexikon für Theologie und Kirche, herausgegeben von Seiner Eminenz Kardinal Kasper, wird es als Aufgabe der Seelsorge bezeichnet, „homosexuellen Menschen bei der Gestaltung einer homosexuellen Partnerschaft zu helfen“. Ich wiederhole diesen ungeheuerlichen Satz: Die Aufgabe der Seelsorge ist es, „homosexuellen Menschen bei der Gestaltung einer homosexuellen Partnerschaft zu helfen.“ Nein! Das Gegenteil ist der Fall! Man muss ihnen helfen, aus ihrer Neigung herauszukommen.

Die falschen Propheten unserer Tage sprechen kaum oder gar nicht mehr von Sünde und Schuld, rufen nicht zu Umkehr und Bekehrung auf, erklären das Bußsakrament als unnötig und überflüssig. Sie vertuschen die Schwäche, den Leichtsinn und die Bosheit der Menschen. Von ihnen sagt der Prophet Isaias: „Sie sind stumme Hunde. Sie können nicht bellen. Träumend liegen sie da und schlafen am liebsten.“ Die falschen Propheten verbreiten einen beschwichtigenden Optimismus. Das ist alles nicht so schlimm, weder das Übel in der Welt noch die Strafgewalt Gottes. „Morgen soll es euch so gehen wie heute. herrlich über die Maßen“, so sagen im Alten Bunde die falschen Propheten. „Ihr werdet das Schwert nicht sehen, Hungersnot wird euch nicht treffen, sondern sicheren Frieden will ich euch geben an dieser Stätte.“ So tun es die falschen Propheten unserer Tage ebenso. Wer es wagt, die Katastrophen unserer Zeit als die Sprache Gottes zu deuten, wer in den Untergängen und Unfällen unserer Tage den Finger Gottes zu erkennen meint, der wird verunglimpft, verhöhnt und ausgesperrt. Aber gerade das war ja die Aufgabe der wahren Propheten, die Zeichen der Zeit, also die Geschehnisse in Natur und Geschichte, im Namen Gottes zu deuten. Gott spricht eben durch die Tsunamis, Gott spricht durch Flugzeugabstürze und Schiffsunfälle. Gott spricht auch durch die Wirtschafts- und Finanzkrise unserer Tage.

Wenn, meine lieben Freunde, wenn Gott die Welt regiert, dann darf und muss man sich fragen, wo und in welchen Ereignissen der Finger Gottes zu erkennen ist. Der zum Weihbischof in der Diözese Linz ausersehen Pfarrer Gerhard Maria Wagner mußte den Papst bitten, seine Ernennung zum Weihbischof zurückzunehmen. Warum? Weil die kirchen- und glaubensfeindliche Meute über ihn hergefallen ist. Weswegen? Weil er angesichts des Wirbelsturms Cathrina in New Orleans die Frage stellte – die Frage stellte –, ob Katastrophen dieser Art nicht Folge geistiger Umweltverschmutzung seien. Ich frage: Was soll denn falsch sein an dieser Frage? Hat Gott nicht Sodom und Gomorrha wegen wider natürlicher Unzucht in einem Feuer- und Schwefelregen verbrannt? Sodom und Gomorrha erscheinen in der Bibel oftmals als warnendes Beispiel der Sünde und göttlicher Strafgerichte.

Die falschen Propheten sind endlich auf ihren Vorteil bedacht, nicht um die Ehre Gottes besorgt. Sie sind eigennützig. Es geht ihnen um hohes Einkommen und angenehmes Leben. Sie wollen das Leben genießen, sie wollen Posten haben und Stellen bekommen. Sie predigen Wasser und trinken Wein. Von ihnen sagt im Alten Bunde der Prophet Michäas: „Ihre Propheten weissagen um Geld.“ Das könnte man auch heute sagen. Sie lassen sich von einer aus den Fugen geratenen Gesellschaft gut bezahlen und verkünden dann entsprechend die Moral, die zu dieser Gesellschaft paßt.

Falsche Propheten gibt es nicht bloß in der Religion. Es gibt sie auch in der Politik. Der letzte deutsche Kaiser Wilhelm II. rief dem Volke zu: „Herrlichen Zeiten führe ich euch entgegen. Schwarzseher dulde ich nicht. Mein Kurs ist der richtige; er wird gesteuert. Volldampf voraus!“ Alles wörtliche Zitate von Kaiser Wilhelm II. Wir wissen, wohin dieser Kurs mit Volldampf geführt hat: in einen vierjährigen Weltkrieg mit zahllosen Opfern, mit Toten, mit Verhungerten, mit Vertriebenen. Heute zieht Oskar Lafontaine durch die Lande und verspricht dem Volke Besserung der materiellen Verhältnisse, höheres Einkommen, Wohlstand. Da hat ausgerechnet einmal der Regierende Bürgermeister von Berlin recht, wenn er sagt: „Das Schlimme an Lafontaine ist, dass er nicht nur falsche Versprechungen macht, das Verwerfliche ist, dass er wissentlich falsche, unbezahlbare Versprechungen macht.“

Niemand tritt mutig und selbstlos für Gottes Rechte ein, der diesen Einsatz nicht bezahlen muss. Auf Erden muss alles bezahlt werden, auch der Einsatz für Gott. So ist das Schicksal der Propheten, verlacht und verhöhnt zu werden. Heute werden die Propheten, die wirklichen Propheten, mit Vorliebe als solche hingestellt, deren Botschaft überholt ist. „Das kann man heute nicht mehr sagen.“ Ach, meine lieben Freunde, das muss man sagen! Das Schicksal der Propheten geht aber weiter. Sie werden nicht nur verspottet, sie werden auch bedrängt und verfolgt. Wenn nicht alles trügt, wird bald die Verkündigung der vollen Wahrheit der Offenbarung nicht mehr straflos möglich sein. Die Entwicklung in Brüssel und in Straßburg geht unheilvolle Wege.

Erinnern wir uns daran, dass wir alle am prophetischen Amt Christi Anteil haben. So möchte ich Sie aufrufen, meine lieben Freunde, dem eigenen prophetischen Auftrag gerecht zu werden. Bekennen wir uns ungescheut zu unserem Glauben! Treten wir furchtlos für unsere Kirche ein! Stehen wir den wahren Propheten bei, widerstehen wir aber den falschen Propheten. Lassen wir uns von ihnen nicht umgarnen. Wenn sie sagen: „Der Glaube ist veraltet“, dann antworten wir: „Die Wahrheit veraltet nicht!“ Wenn sie uns die katholische Sittenlehre ausreden wollen: „So kann man heute nicht mehr sagen“, dann antworten wir: „So muss man heute sagen!“ Wenn sie erklären: „Die Lehre von der Homosexualität, die in der Heiligen Schrift enthalten ist, ist zeitbedingt“, dann antworten wir ihnen: „Eure Kapitulation vor dem Laster ist zeitbedingt! Sie ist das Zeichen der Dekadenz und des Untergangs.“

Fürchten wir uns nicht! Wir stehen auf der Seite des göttlichen Propheten. Der Heiland ist bei uns, er stärkt uns und tröstet uns, und er gibt uns die Verheißung: „Wer mich vor den Menschen bekennt, den werde ich vor meinem Vater im Himmel bekennen.“

Amen.



Prof. Dr. Georg May

## Die hohe Tugend der Treue

26.07.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Es gibt Tage, die mit einem herrlichen Sonnenschein beginnen und die sich gegen Abend verdünnern. So ist es auch im Menschenleben. Es gibt Menschenleben, die licht und hell beginnen und die am Abend in tiefe Nacht stürzen. Das Sprichwort des Volkes: „Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben“ hat seinen tiefen Sinn. Keine Tugend, keine Größe, keine belobigte Wirksamkeit hat einen letzten Sinn, wenn der Mensch nicht treu bleibt, wenn er nicht ausharrt. Denn nur der Getreue verdient die Anerkennung der Mitwelt und der Nachwelt. Nur der Getreue findet die Zufriedenheit Gottes. Und nur der Treue kann auch vor sich selbst bestehen. Gewiß ist es etwas Großes, den Anfang zu wagen; manchmal ist der Anfang das Schwerste. Aber der Anfang ist nur der erste Schritt; die Arbeit muss weitergehen. Die Begeisterung des Anfangs muss bewahrt werden. Ich traf einmal einen Priester, der mir sagte – nach 40 Priesterjahren: „Ich habe mir die Begeisterung des Primizianten bewahrt.“

„Der Ausgang gibt den Taten ihre Titel“, sagt der Dichter. Das Ende, der Tod, entscheidet, was das ganze Leben wert war. Die Treue ist gefragt. Was ist Treue? Treue ist die Tugend, die uns veranlaßt, das, was wir versprochen haben, zu erfüllen. Treue ist die Übereinstimmung von Wort und Tat. Die Treue entspricht einer natürlichen Forderung. Man erwartet voneinander, dass man die Treue hält. Die Treue veredelt die Persönlichkeit. Ein treuer Mensch ist immer ein edler Mensch. Ihre Verbindlichkeit wird durch Ehre und Vertrauen von Gott und dem Gewissen begründet.

Man spricht von „deutscher Treue“, und das Wort hat zumindest in der Vergangenheit eine Berechtigung gehabt. Viele von Ihnen oder manche von Ihnen haben in der Schule im Lateinunterricht das Büchlein „Germania“ von dem römischen Schriftsteller Tacitus gelesen. Tacitus preist in diesem Büchlein, das er seinen Landsleuten zur Belehrung schrieb, die Treue der Germanen. Da kommt er auch auf ihre Liebe zum Würfelspiel zu sprechen. Sie würfelten gern um Vermögenswerte, und es kam vor, dass einer, der nichts mehr zu versetzen hatte, seine eigene Freiheit im Würfelspiel einsetzte, und wenn er verlor, mußte er in die Knechtschaft gehen. Tacitus berichtet: „Wortlos und treu gingen sie in die Knechtschaft.“ Vielleicht kann man nicht von jedem Volke sagen: „Ein Mann, ein Wort“. Man spricht von welscher Untreue, und es gibt Historiker, die sagen: Wenn Italien in einen Krieg zog, war es am Ende des Krieges nicht mehr auf derselben Seite wie am Anfang, außer es hatte die Seite zweimal gewechselt. Und von einem französischen Staatsmann ist das Wort überliefert: „Die Sprache ist dem Menschen gegeben, damit er seine Gedanken verberge.“

Deutsche Treue hat sich auch immer im Kriege bewährt. Im letzten Kriege visitierte einmal ein Leutnant seine Wachtposten. Er traf einen Posten, der auf dem Bauche lag und das Gewehr im Anschlag hatte, schußbereit. Als er sich näherte, meinte er ein leises Stöhnen zu hören. Er fragte den Mann, warum er nicht aufstehe. Da richtete der Gefragte seinen Oberkörper ein wenig empor und sagte: „Herr Leutnant, ich kann nicht mehr stehen, mir sind vor einer halben Stunde beide Beine zerschossen worden.“ Der Leutnant war überrascht: „Ja, warum sind Sie denn nicht zurückgekrochen und haben um Hilfe gerufen? Sie können ja verbluten.“ Der Mann antwortete: „Herr Leutnant, ich muss hier Wache stehen zwei Stunden, bis die Ablösung kommt.“ Das ist Treue im Feld.

Treue im Großen, Treue im Kleinen. Manche meinen, im Kleinen könne man großzügig sein, Unterschleif dulden, auch schlampig arbeiten. Meine lieben Freunde, von dem gewaltigen Michelangelo stammt das schöne Wort: „Aus Kleinigkeiten setzt sich die Vollendung zusammen, und die Vollen-

„... und die Vollendung ist keine Kleinigkeit.“ Wahrhaftig ein gutes Wort. Aus Kleinigkeiten setzt sich die Vollendung zusammen, und die Vollendung ist keine Kleinigkeit.

Das Gewissen befiehlt uns, immer anzuschlagen, auch im Alltäglichen. Sie haben vielleicht gehört oder gelesen, dass im Zusammenhang mit der Abstimmungsaffäre bei der SPD in Hessen vier Abweichler vom Abstimmungsverhalten der Fraktion ihre Haltung damit begründeten, dass sie sagten, es handle sich um eine Gewissensentscheidung. Respekt. Respekt vor diesen Männern und Frauen. Aber ich wundere mich nur, was für ein Verständnis vom Gewissen die Menschen haben, wenn sie nur bei bedeutenden Entschlüssen sagen: Das ist eine Gewissensentscheidung. Das Gewissen ist doch bei jeder Entscheidung gefordert. Jede Handlung, jedes Wort muss sich vor dem Gewissen ausweisen. Wir müssen bei allem, was wir denken, reden und tun, fragen: Kann das vor Gott bestehen? Das ist die Funktion des Gewissens: Ist das im Einklang mit Gottes Geboten? Treue ist immer etwas Großes, auch wo sie aus kleinstem Anlaß beobachtet wird. Das ganze Leben besteht für die meisten von uns aus kleinen Gelegenheiten, aus Alltäglichkeiten, nicht aus großen Taten. Selbst unser Herr hat dreißig Jahre lang in der Stille gearbeitet und keine Gotteswunder verrichtet. Von der Treue im Kleinen lebt die menschliche Gesellschaft, lebt der Staat, lebt das Volk. Alles Gedeihen auch in der Kirche hängt von der Treue im Kleinen ab. Nur weil wir auf die Treue im alltäglichen Leben bauen, können wir uns zuverlässig in der Gesellschaft bewegen. Und der Herr sagt es ausdrücklich: „Weil du über Weniges getreu gewesen bist, will ich dich über Vieles setzen.“

Treue ist gefordert in der Familie, bei der Arbeit, gegenüber dem Vaterland. Es gibt aber zwei Verhältnisse, die besonders von der Treue geprägt sind, wo die Treue gewissermaßen sprichwörtlich ist. Das eine ist die Treue der Freunde. Wir sprechen von der Freundestreue. Ohne Treue gibt es keine wahre Freundschaft. Freundschaft heißt dasselbe wollen und dasselbe nicht wollen. Das ist und das begründet die Freundschaft. Freunde ehren und lieben einander, Freunde halten zusammen, Freunde können sich aufeinander verlassen. Der eine steht für den anderen, und die wahre Freundschaft erkennt man dann, wenn es um uns unsicher wird. Im Unglück zeigt sich der Freund. Ich habe vor mir, meine lieben Freunde, die Ballade von Friedrich Schiller: „Die Bürgschaft“. Da wird geschildert, dass über Syrakus in Sizilien Dionys, der Tyrann, herrschte, tyrannisch herrschte, und ein edler Bürger unternahm es, die Stadt vom Tyrannen zu befreien; er wollte ihn ermorden. Er wurde gefaßt und zum Kreuzestod verurteilt. Der Täter, Damon, sagte: Ich bin zum Sterben bereit, aber ich möchte noch vorher meine Schwester verheiraten. Gebt mir drei Tage Zeit. „Ich lasse einen Freund dir als Bürgen, ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.“ Der König ließ sich auf den Handel ein. Damon eilte davon, verheiratete seine Schwester und machte sich sogleich auf den Rückweg. Aber da trafen viele Hindernisse auf ihn. Ein starker Regenguß brach hernieder, kleine Bächlein wurden zu rauschenden Flüssen, die er durchqueren mußte. Er wurde überfallen von Räubern, die wollten ihn ermorden. Mit letzter Kraft schlug er sie nieder. Er kam dann in die Nähe seiner Stadt, wo die Hinrichtung stattfinden sollte. Da eilte ihm sein Verwalter entgegen: „Zurück, du rettest den Freund nicht mehr, so rette das eigene Leben! Den Tod erleidet er eben. Von Stunde zu Stunde gewartet er mit hoffender Seele der Wiederkehr. Ihm konnte den mutigen Glauben der Hohn des Tyrannen nicht rauben.“ Jetzt war es also, so schien es, vergeblich, dem Treueversprechen nachzukommen. Der Freund, der für ihn gebürgt hatte, wurde schon mit Seilen am Kreuze hochgezogen. Sollte er jetzt noch zurückeilen und den Freund zu retten versuchen. „Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht ein Retter willkommen erscheinen, so soll der Tod mich ihm vereinen. Jetzt rühme der blut'ge Tyrann sich nicht, dass der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht. Er schlachte der Opfer zweie und glaube an Liebe und Treue!“ Die Sonne geht unter, er steht am Tor. Da sieht er das Kreuz schon erhöht, und die Menge steht gaffend herum. „Am Seile zieht man den Freund empor. Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor: Mich, Henker, ruft er, erwürget, da bin ich, für den er gebürget.“ Das ganze Volk ist sprachlos ob einer solchen Haltung. Die beiden liegen sich in den Armen und weinen vor Freude. Man bringt dem Tyrannen die Nachricht von dieser Freundestreue, und auch der Tyrann ist ergriffen: „Die Treue, die ist doch kein leerer Wahn.“ Er schenkt beiden das Leben. „Ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der Dritte!“ Also diese ergreifende Ballade von Schiller zeigt, was es um die Freundestreue ist.

Treue wird auch in der Ehe verlangt. Bei der Eheschließung sind die Gatten zu unauflöslicher Gemeinschaft verbunden worden in guten und in bösen Tagen. Es gibt – Gott sei gedankt – Menschen,

die diese Treue gehalten haben. Als Dostojewski, der russische Dichter, zum Sterben kam, da ließ er eine geweihte Kerze anzünden und nahm das Evangelienbuch in die Hand, das ihn nach Sibirien in die Verbannung begleitet hatte. Dann sprach er zu seiner Frau: „Anja, ich habe dich immer innig geliebt und dich nie, auch in Gedanken nicht, betrogen.“ Noch einmal: Ich habe dich immer innig geliebt und dich nie, auch in Gedanken nicht, betrogen.“ Doch leider kann das nicht jeder Ehemann von sich sagen. Die schlimmsten Vergehen gegen die Treue sind Ehebruch und Ehescheidung. Ehebruch ist die außereheliche geschlechtliche Betätigung. Der Leib der Vermählten ist heilig, und wenn einer der beiden Gatten seinen Leib, auf den der andere Gatte das Recht hat, ihm entzieht, begeht er ein schweres Unrecht. Untreue in der Ehe, das ist Totschlag an der Liebe und an der Treue. Die Sünden stehen dem Menschen nicht auf der Stirn geschrieben, aber ich weiß nicht, wie ein ehebrecherischer Gatte noch in das Auge seiner Kinder sehen kann, ohne versinken zu müssen vor Scham. Die Ehe ist ein Abbild der Vereinigung Christi mit der Kirche. Diese Vereinigung ist unauflöslich, so soll auch die Ehe unauflöslich sein. Die auflöbliche Ehe ist kein Abbild der Verbindung Christi mit der Kirche, sie ist ein Zerrbild. Die Ehe ist kein Privatvertrag, wie man eine Ferienwohnung mietet und wieder kündigt. Gott hat den Ehevertrag am Altare mit unterzeichnet, und er zieht seine Unterschrift nicht zurück. Aber der Staat gestattet die Ehescheidung. Er hat sie immer mehr erleichtert, vielleicht auch deswegen, weil so viele der Gesetzgeber selbst an der Ehescheidung interessiert sind. Diejenigen, die sich für ihre Ehescheidung auf das weltliche Recht berufen, sollen wissen, dass sie am Gerichtstage nicht nach deutschem oder französischem Recht gerichtet werden, sondern nach dem Rechte Gottes, nach dem göttlichen und apostolischen Recht.

Das erste Anrecht auf unsere Treue hat Gott. Treue müssen wir ihm halten, Treue im Glauben, Treue im Leben. „Die ganze Welt ist wie ein Buch, darin uns aufgeschrieben in bunten Zeilen manch ein Spruch, wie Gott uns treu geblieben,“ hat Emanuel Geibel einmal gedichtet. Die ganze Welt ist wie ein Buch, darin uns aufgeschrieben in bunten Zeilen manch ein Spruch, wie Gott uns treu geblieben. Wenn Gott uns treu ist, müssen auch wir ihm die Treue halten. Treue im Glauben, Treue gegenüber seinen Geboten. Gott verlassen, meine lieben Freunde, heißt zugrunde gehen. Eine Seele, die nicht in Gott bleibt, wird sich selbst Ursache ihres Elends. Beim Propheten Jeremias heißt es: „Alle, die dich verlassen, gehen zugrunde, werden zuschanden. Die von dir abfallen, werden in den Staub geschrieben, weil sie den Herrn, die Quelle lebendigen Wassers, verlassen haben.“ Treue zu Gott, Treue auch zu seiner Kirche. Zur Kirche müssen wir uns halten, müssen ihr dienen, müssen sie mit unseren Tugenden schmücken, müssen sie verteidigen. Menschen verlassen die Kirche wegen anderer Menschen; sie verweisen auf untaugliche Bischöfe, auf schlechte Priester. Sie wissen es, meine lieben Freunde, der letzte Priester, der hier in Budenheim den Dienst verrichtete, hat seinen Dienst aufgegeben, angeblich – angeblich! – um einer Frau willen. Aber er hat sich bemüht, im Protestantismus als protestantischer Pfarrer unterzukommen. Die Protestanten haben ihn abgewiesen.

Schlechte Priester und schlechte Bischöfe sind kein Anlaß, die Kirche zu verlassen. Im 3. Jahrhundert hat Tertullian, der Kirchenschriftsteller, geschrieben: „Was folgt daraus, wenn ein Bischof, ein Lehrer, ja selbst ein Martyrer der Lehre der Kirche untreu wird? Wird dadurch die Irrlehre wahr? Prüfen wir den Glauben nach den Personen oder die Personen nach dem Glauben?“ Wie wahr, meine lieben Freunde. Was folgt daraus, wenn ein Bischof, ein Lehrer, ja selbst ein Martyrer der Lehre der Kirche untreu wird? Wird dadurch die Irrlehre wahr? Prüfen wir den Glauben nach den Personen oder die Personen nach dem Glauben? Und der Bischof Cyprian schrieb im gleichen 3. Jahrhundert: „Die Trennung von der Kirche ist ein viel größeres Übel als die Übel, denen man durch die Trennung entgehen will.“

Wer sich von der Kirche trennt, der trennt sich auch von Christus. Man kann nicht Christus treu bleiben wollen, wenn man sich von seiner Braut, der Kirche, lossagt. Um keines Vorteils willen, um keines Nachteils willen dürfen wir dem Glauben die Treue aufkündigen. Da kann ich Ihnen eine Geschichte erzählen, eine wahre Geschichte, einer erlebte Geschichte. Nach dem Kriege kamen Millionen Heimatvertriebene aus dem Osten Deutschlands in das Restdeutschland, darunter auch viele Söhne von Bauern, deren Eltern einen schönen Bauernhof besessen hatten, nun aber mittellos waren. Ein solcher Bauernsohn aus katholischem Land, aus Schlesien, kam in protestantisches Gebiet zu einem großen Bauern. Er war anstellig und fleißig, er verstand und liebte die Arbeit des Bauern. Der Hofbe-

sitzer hatte keine Kinder, und eines Tages sagte er zu dem heimatvertriebenen Jungen: „Du sollst meinen Hof haben.“ Da leuchteten die Augen des jungen Mannes. Glückliche, wieder eine Scholle unter den Füßen zu haben, Bauer auf eigenem Hofe zu sein. Doch der Hofbesitzer fuhr fort: „Hier ist alles evangelisch. Das mußt du noch ändern. Da mußt du auch evangelisch werden.“ Der junge Mann wurde traurig. Den Glauben preisgeben für einen Bauernhof? Nein, das kam für ihn nicht in Frage. Er blieb Tage-löhner und hat den Bauernhof fahren lassen.

Halten wir unserem Gott, halten wir unserem Glauben, halten wir unserer Kirche die Treue, meine lieben Freunde. „Das Ende krönt das Werk, das Leben ziert der Tod. Wie herrlich stirbt der Mensch, der treu war seinem Gott!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Tränen Jesu über die Verstocktheit der Menschen

02.08.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Zweimal berichtet das Evangelium, dass unser Heiland geweint hat. Das erste Mal, als er sich Jerusalem näherte und das Schicksal dieser Stadt bedachte. Das zweite Mal, als man ihn zum Grabe des Lazarus führte. Tränen sind Ausdruck der Erschütterung und der Trauer. Erschütterung und Trauer aber erwachsen aus der Liebe, die sich verletzt und enttäuscht sieht.

Jesus weint. Er weint erstens, weil der Mensch Gottes Heimsuchungen ablehnt. Gott weint über die Verstocktheit des Menschen. Jesus reitet ein in Jerusalem inmitten der jubelnden Volksmenge, und beim ersten Anblick der Stadt überwältigt ihn die Trauer und der Schmerz. Er denkt an das Schicksal dieser Stadt, denn er kennt ihr Schicksal, und über dieses Schicksal weint er. Gott wollte die Stadt heimsuchen. Heimsuchen heißt, er wollte ihr die Gnade anbieten, er wollte sie aufrütteln, er wollte sie gewinnen, er wollte ihr das Heil und den Frieden bringen. Heimsuchungen sind Gnadenangebote Gottes. Es sind äußere Ereignisse oder innere Erlebnisse, die den Menschen nach der Absicht Gottes wachrütteln sollen, die ihn heilsam erschüttern sollen, die ihn an Gott erinnern sollen, die ihn an seine Lebensaufgabe gemahnen sollen und die ihn auch mit Mut und Kraft erfüllen sollen. Solche Heimsuchungen hat Jesus der Stadt Jerusalem mehrfach beschert. Er ist wiederholt in der Stadt gewesen. Er sagt es ja selber: „Wie oft wollte ich deine Kinder sammeln!“ Und aus diesem Satz: „Wie oft wollte ich deine Kinder sammeln!“ erschließen wir, dass er mehrfach in Jerusalem seine Tätigkeit ausgeübt hat. Er hat dort gepredigt. „Er lehrte täglich im Tempel“, so haben wir eben im Evangelium gehört, er hat Wunder gewirkt. Aber die Bewohner, die Mehrheit der Bewohner und vor allem die Obrigkeit haben sich ihm verschlossen. Und deswegen weint er, als er die Stadt vor sich sieht: „Wenn doch du an diesem deinem Tag erkennst, was dir zum Frieden dient!“ Jerusalem müßte – jetzt zum letzten Mal – erkennen, was ihm zum Frieden dient, was Gott von ihm fordert. Es müßte also Jesus als den Messias erkennen und anerkennen. Dann würde die Bedingung für die Erlangung des Heiles erfüllt sein. Das ist aber unmöglich, weil ihm diese Erkenntnis verschlossen ist. „Nun aber ist es vor deinen Augen verborgen.“ Es ist verborgen, weil Gott sein Gnadenangebot zurückgezogen hat. Jerusalem ist jetzt mit Blindheit geschlagen, so dass Jesus seinen Wunsch nicht erfüllen kann. Der Wunsch Jesu ist unerfüllbar geworden durch die Blindheit der Bevölkerung von Jerusalem.

Meine Christen, Gott weint nicht über jede Sünde. Zwar schlägt ihm jede Sünde eine Wunde. Die Striemen an seinem Körper sind die Male unserer Bosheit. Aber nur über eine Sünde weint der Herr: über die Sünde der Verstocktheit. Was ist Verstocktheit? Verstocktheit ist das mutwillige Beharren in der Abkehr von Gott und das trotziges Festhalten am Bösen – das mutwillige Beharren in der Abkehr von Gott und das trotziges Festhalten am Bösen. Diese Haltung steigert den Charakter der Sünde, die ja immer Selbstverschließung vor Gott ist, zu höchster Aktivität. Als Folge ergeben sich Unbußfertigkeit und Widerständigkeit gegen die Bekehrung. Verstocktheit ist der Zustand des Willens, der mit Gott gebrochen hat und der unabänderlich an der Sünde festhält. Als Sünde wider den Heiligen Geist ist die Verstocktheit die bewußte Ablehnung aller auf die Willensänderung gerichteten Einflüsse Gottes. Wer die Wahrheit unterdrückt, weil sie ihn bloßstellt, der ist verstockt. Wer nicht erlöst werden will, der ist verstockt. Wer sich weigert, das Gute an Christus und seiner Kirche anzuerkennen, der ist verstockt. Wer die Sünde ableugnet, der ist verstockt. Wer das Böse gut nennt, der ist verstockt. Wer die Begriffe der Moral umfälscht, der ist verstockt. Der Verstockte widersetzt sich der Wahrheit; bei ihm ist die Gnade ohnmächtig.

Die Verstocktheit hat als Sünde ihren Grund im freien Willen des Menschen, als Unabänderlichkeit des Willens im Mangel an Gnade. Dauerndes Sündigen stumpft das Gewissen ab, macht gegen die Gnade gleichgültig und selbst widerspenstig, führt zum Versiegen der Gnade, zur Verstocktheit.

Freilich, so wenig, so wenig kann Gott von der Liebe auch zum Verstockten lassen, dass er über ihn weint. Was in der Schrift geschrieben steht, so haben wir heute in der Epistel gehört, das ist zu unserer Belehrung geschrieben. Die Ereignisse von damals haben ihre Bedeutung für uns. „Wenn doch du an diesem deinem Tage erkennst, was dir zum Frieden dient!“ Frieden möchte jeder haben. Friede, also Harmonie, Ausgleich, Ruhe und Heil, Ordnung, Glück und Seligkeit, das alles ist ja in dem Begriff des Friedens in umfassendem Sinne enthalten. Frieden möchte jeder haben. Aber die Bedingung muss er erfüllen. „Wenn doch auch du an deinem Tage es erkennst, was dir zum Frieden dient!“ Gott sucht die Seele heim, aber nicht an jedem Tag. Die Heimsuchungen Gottes haben ihre Stunde. Man spricht von einem „kairos“ mit dem griechischen Wort, von einem Augenblick, von einem Zeitpunkt, an dem Gott seine Gnade anbietet, und dann ist es vorbei. Dieser Tag, das ist der Tag, da Gott die Seele heimsuchen will. Dieser Tag kann auch eine Nacht sein. Die Nacht des Leids, die Nacht der Not. „Visitasti me nocte“ so beten wir Priester im Brevier. „Du hast mich in der Nacht heimgesucht.“

Die Heimsuchung geschieht durch äußere und durch innere Gnaden. Was sind äußere Gnaden? Äußere Gnaden sind Erlebnisse und Ereignisse, in denen Gott zu uns spricht. Ein Unfall, den wir erleiden, eine Gefahr, aus der wir errettet werden, ein Mißerfolg in unserer Arbeit, ein Gelingen bei unserem Bemühen, eine Krankheit, die uns überfällt, eine Genesung, auf die wir nicht zu hoffen wagen, ein Gottesdienst, der uns ergreift, ein Wort der Heiligen Schrift, das uns packt, eine Predigt, die uns anrührt – das sind äußere Gnaden. Wir sollten sie ergreifen, denn das sind die Gnadenstunden Gottes. Dazu treten die inneren Gnaden. Das sind die Erleuchtungen, die Gott in uns bewirkt, die Antriebe der Gnade, die er uns schickt, die Einsprechungen, mit denen er an unsere Seele rührt, die Mahnungen, die Besserung des eigenen Lebens nicht aufzuschieben, die Warnungen, die Gelegenheit zur Sünde zu meiden. Das alles sind Heimsuchungen Gottes. Und an uns ergeht der Ruf: „Heute, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet eure Herzen nicht!“

Sündigen ist menschlich, aber in der Sünde verharren, das ist teuflisch. Und deswegen ergeht an uns der Aufruf: „Heute, wenn du seine Stimme hörst, verhärtete dein Herz nicht!“ Haben wir nicht viele Heimsuchungen Gottes erfahren? Und was haben wir damit gemacht? Haben wir sie benutzt, oder haben wir sie verspielt? Das schrecklichste Unglück ist, wenn man sündigen kann, ohne dass das Gewissen sich rührt. Das ist der Zustand der Verlorenheit. Der Entzug der Gnade erfolgt in der Auswirkung der Sünde und wegen der Sperrung gegenüber den Gnadenangeboten Gottes. Die Verstocktheit des Sünders ist der Entzug der Gnade. Freilich, wir müssen dazu sagen: Solange ein Mensch auf Erden lebt, wird Gott es immer wieder versuchen. Er wird auch versuchen, den Verstockten zu bekehren. Aber es kann sein, dass der Verstockte zur Bekehrung nicht mehr fähig ist.

Jesus weint, weil der Mensch die Heimsuchungen Gottes mißachtet. Jesus weint aber auch zweitens, weil der Mensch Gott nicht ernst nimmt. Er weint über den Unglauben des Menschen. Lazarus, der Freund des Heilandes, war gestorben. Seine Schwestern führten ihn zum Grabe, und dort weinte er. Viele meinen, der Herr habe geweint, weil sein Freund gestorben ist, er habe also über den Verlust Tränen vergossen. Das ist nicht so. Wenn Sie das Evangelium nach Johannes genau lesen, da finden Sie nämlich, dass er, als er die Freunde des Lazarus weinen sah, ergrimmte. Er ergrimmte im Geiste, und dann erst weinte er. Ja, warum ergrimmte er denn? Und noch ein zweites Mal steht da: Als die Freunde und Verwandten des Lazarus seine Tränen sahen, da ergrimmte er noch einmal. Ergrimmen ist Ausdruck des Unwillens, des Zornes, des Schmerzes. Warum ergrimmte der Herr? Was erregte seinen Zorn, seinen Unwillen? Das war nicht der Tod des Lazarus, das war der Unglaube seiner Angehörigen, die in ihm nicht den Herrn über Leben und Tod erkannten. Das war das Mißtrauen, dass sie ihm nicht zutrauten, den Gestorbenen aus dem Tode zu erwecken. Des Todes wurde der Heiland Herr. Er hat den Jüngling von Naim zurückgerufen ins Leben, er hat das Töchterlein des Jairus ins Leben geführt. Nein, über den Tod weinte der Herr nicht. Damals hat er nicht geweint. Er weint über den Unglauben der Umstehenden, dass sie ihn nicht als den Herrn über Tod und Leben ernst nahmen, dass sie bloß mit seinen menschlichen Gefühlen, mit seiner Freundschaftsbeziehung rechneten.

Er weinte, weil er ihren Unglauben sah, weil sie ihm nicht zutrauten, den Tod zu besiegen. Der Unglaube, meine lieben Freunde, ist die Ursünde, die Wurzelsünde und die Hauptsünde. Wer zu Gott kommen will, muss glauben, dass er ist, und dass er denen die ihn suchen, ein Vergelter wird. Das sind eherne Worte aus dem Hebräerbrief. „Wer zu Gott kommen will, muss glauben, dass er ist, und dass er jenen, die ihn suchen, ein Vergelter wird.“ Wer das nicht glaubt, kann nicht zu Gott kommen. Der Dalai Lama ist ein Atheist. Machen Sie sich nichts vor, wenn er jetzt in Frankfurt auftritt. Er ist ein Atheist.

Gott weint über den Menschen. Ein unergründliches Geheimnis: Gott duldet, dass er um den Menschen trauern muss. Er hätte es nicht nötig, Tränen über den Menschen zu vergießen. Aber er hat ihn so wunderbar gemacht und so wunderbar erneuert, dass es ihm zu Herzen geht, wenn er sieht, dass der Mensch seine Heimsuchungen verkennt. Da er den Menschen sah, weinte er. Was hat er alles getan, um die Menschen zum Glauben zu führen! Er hat sich aufgemacht, um die Menschen heimzuholen aus ihrer Verderbnis. Er ist ein Mensch geworden, aber die Menschen nahmen ihn nicht auf. Er hat gelehrt wie kein anderer vor ihm und nach ihm, aber die Menschen zerpflücken seine Lehre. Lesen Sie einmal das Buch von Rudolf Bultmann über die Geschichte der synoptischen Tradition. Lesen Sie einmal, wie da das Evangelium zerpflückt wird! Er hat geheilt wie sonst niemand, aber die Menschen geben seine Heilungen als psychologische Tricks aus. Er hat sich als der Herr über die Natur erwiesen, aber die Herren Exegeten erklären, diese sogenannten Naturwunder seien aus der Phantasie der Anhänger Jesu entsprossen. Er hat sein Selbstbewußtsein als der wahre Sohn Gottes kundgetan, aber die Menschen geben die Dogmen von Nizäa und Chalcedon als Erfindungen der griechischen Philosophie aus. Er hat erklärt, dass er gekommen ist, sein Blut zu vergießen als Lösegeld für die Vielen, aber die Menschen bestreiten seinen Sühnetod. Er hat den Tod erlitten gemäß der Schrift, aber sie sagen: Das ist eben Prophetenschicksal. Er ist glorreich dem Grabe erstiegen, aber der evangelische Theologe Bultmann erklärt: Ein toter Leib kann nicht mehr lebendig werden. Er wollte bei uns bleiben im Geheimnis der Eucharistie, wirklich, wahrhaft und wesentlich, wie das Konzil von Trient erklärt hat. Aber die Menschen sagen: Das Abendmahl ist ein bloßes Gedächtnis, ein Gemeinschaftserlebnis. Ja, was hätte er noch tun sollen und hat es nicht getan? Was hätte er anders machen sollen? Wäre er dann besser angekommen? Es ist genügend Licht da, meine lieben Freunde, aber die Menschen wollen sich nicht erleuchten lassen. Es gibt Gottesbeweise, und wir haben sie in unserem Studium gründlich studiert; sie haben mich überzeugt bis in die Wurzeln meiner Existenz. Aber die Menschen sagen: Immanuel Kant von Königsberg, das ist der Zertrümmerer der Gottesbeweise. Man kann niemanden überzeugen, wenn er sich nicht überzeugen lassen will. Der Mensch kann sich gegen jede Beweisführung sperren.

Tränen eines starken, eines tapferen Mannes sind kostbar. Sie sind selten. Es sind keine billigen Filmtränen; sie rinnen nicht häufig. Männer drücken ihre innere Erregung, ihren Schmerz, gewöhnlich nicht durch Tränen aus. Aber die Tränen Jesu sind die Tränen Gottes! In ihm weint Gott über den Menschen. Und Tränen sind nicht ohnmächtig, meine lieben Freunde. Tränen sind mächtig. Die Tränen mancher Mutter haben eine leichtsinnige Tochter umgewandelt. Die Tränen einer Frau haben manchen Trinker bekehrt. Und wenn der heilige Pfarrer von Ars inmitten seiner Predigt Tränen vergoß, da waren die Menschen gerührt und zur Umkehr bereit. Tränen sind mächtig. Sie können wie ein Mahnmal in der Seele stehen, wie ein Pfand, diesen Tränen gerecht zu werden, dass diese Tränen nicht umsonst vergossen sind. Die Tränen sind wie ein Ruf zur Bekehrung. Die Tränen des Heilandes, meine lieben Freunde, wollen auch uns bewegen, sie wollen auch unser Herz rühren. Viele fürchten den zürnenden Gott nicht. „Wir haben gesündigt, und was ist uns passiert? Nichts.“ Viele spotten über den schweigenden Gott. „Warum redet Gott nicht?“ Gibt es auch Menschen, die Achseln zucken über den weinenden Gott? Sehen sie ihn nicht sitzen bei den Halden von Jerusalem, wo er seine Tränen vergießt über ein undankbares Volk? Mit ist, als vernähme ich heute seine Stimme, seinen Ruf: „Wenn ihr seine Stimme hört, wenn ihr seine Tränen seht, verhärtet euer Herz nicht!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Von Pharisäern und von Zöllnern

09.08.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir haben es schon oft gehört, das Evangelium vom Pharisäer und vom Zöllner. Und wir haben es heute wieder vernommen. So lebendig, so kraftvoll zeichnet der Herr diese beiden Gestalten. Unwillkürlich wird man sich bewußt: Die beiden leben noch heute! Die sterben nie aus. Man wird sie finden, solange Menschen auf dieser Erde leben, zu allen Zeiten, an allen Orten. Und da kommt die Frage: Gibt es diese Menschen auch in unserer Gemeinde, Pharisäer und Zöllner? Gehen auch sie zur Sonntagsmesse? Haben sie in den Bänken Platz genommen? Vielleicht sind sie uns näher, als wir selber glauben. Vielleicht finden wir sie auch in unserer eigenen Seele. Wir wollen einmal näher zusehen.

Der Heiland sagt: Der Pharisäer stellte sich hin und sprach: „O Gott, ich danke dir, dass ich nicht bin wie die übrigen Menschen, wie die Räuber, Betrüger, Ehebrecher oder auch nur wie dieser Zöllner. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich besitze.“ Der Pharisäer spricht noch heute so! Er hat heute ein anderes Gewand, das Gewand des modernen Menschen. Er redet eine andere Sprache, nicht mehr aramäisch, aber er spricht in allen Weltsprachen und leider auch sehr viel Deutsch. Der Sinn ist immer derselbe.

Lassen wir einmal die verschiedenen Stände vor uns aufmarschieren, und hören wir, was sie zu sagen haben. Da ist der Arbeitgeber. Er stellt sich vor den Herrgott hin und sagt: Was muss ich mich plagen und quälen! Tag und Nacht muss ich mich kümmern um meinen Betrieb, muss auf dem Posten sein. Meine Leute kümmern sich nur um ihre kleinen Bedürfnisse. Sie brauchen sich nicht zu sorgen; sie überlassen die Sorge mir. Und dann sind sie immer noch unzufrieden. So ist es, dieses Volk. So spricht der Arbeitgeber. Aber fragen wir ihn einmal: Möchtest du, was deine Angestellten sind, sein? Möchtest du deine Kinder das werden lassen, was deine Bediensteten sind? Und du willst den Martyrer spielen? Auf den Knien solltest du dem Herrgott danken, dass du besser gestellt bist als sie.

Dann kommt der Arbeitnehmer mit schwerem Schritt, dem man es anmerkt: Er ist gewohnt, Lasten zu tragen. Er spricht zu Gott: Das ist nun mein Leben. Nach der Fabrikpfeife, nach der Anordnung des Vorgesetzten muss ich mich richten früh und spät. Ans Alter darf ich gar nicht denken. Ja, die Reichen, die haben es gut, die haben es leicht, die haben keine Not. Warum, o Gott, schlägst du nicht drein und beseitigst die Ungerechtigkeit? Mein Freund, ist deine Erregung echt? Jagst du nicht genauso nach Geld und Gut wie die anderen? Wenn du an der Stelle des Besitzenden wärest, meinst du, dann wäre es anders? Erst mußst du dein eigenes Inneres korrigieren, dann kannst du über die anderen sprechen.

Dann kommt die Frau, die eine gute Christin sein will, vielleicht auch der Mann, der als guter Katholik gilt. Sie kommen zur Kirche, um ihre Sonntagspflicht zu erfüllen, ernst und würdig. Sie hören von der Kanzel oder vom Ambo, dass man sich des Nächsten annehmen solle, auch der Verwahrlosten, auch der Gefallenen, dass dies unsere Brüder und Schwestern sind. Da sträubt sich alles im Inneren dagegen. Eine Frau sagte mir einmal: „Diese Personen sind keine Menschen in meinen Augen.“ So etwas regt sich in den meisten Menschen: nur nicht sich beschmutzen mit den anderen. Mein lieber Christ, du magst den Glauben haben, aber die Liebe hast du nicht.

Dann kommt der laue Katholik. Das ist der Typ, der heute am häufigsten ist, oder der Abgefallene, der Abständige. Ihm imponiert nichts mehr. Lieber Gott, ich weiß, dir liegt nichts daran, was man glaubt, wenn man nur ein anständiger Kerl ist. Ich gehe zwar selten oder gar nicht in die Kirche, ich empfangen keine Sakramente, aber ich bin viel anständiger als die Betbrüder und die Betschwestern. Hört ihr es klingen, meine lieben Freunde? Genau wie der Pharisäer spricht: Herr, ich danke dir, dass



ich nicht bin wie die übrigen. Und so könnte man sich kommen lassen aus jedem Stand, aus jedem Beruf, auch aus dem Priester- und aus dem Ordensstand. Alle sprechen: Herrgott, ich danke dir, dass ich so bin und dass ich nicht so bin wie die anderen.

Jetzt wollen wir einmal von uns selber reden. Blicken wir einmal in uns selbst hinein und schauen wir nach den Spinnweben des Pharisäismus in uns selbst! Ein Kennzeichen will ich Euch verraten. Wir haben eben das Evangelium vom Pharisäer und vom Zöllner gehört. Eine Frage: Haben wir uns nicht alle mit dem Zöllner auf eine Stufe gestellt? Wer von uns hat sich mit dem Pharisäer verglichen? So schauen wir über unsere Fehler hinweg. Es ist, als ob die heiligsten Worte des Evangeliums ungehört verhallen. Wozu dieses Evangelium? Es gibt ja keine Pharisäer mehr; es gibt nur noch Zöllnerseelen. So huscht man über alle Schwächen hinweg und weiß nicht, dass der Pharisäer in uns selber wohnt. Vom heiligen Franz von Assisi wird berichtet, dass er mitten in der Nacht einen Bruder weckte und ihm sagte: „Bruder, ich glaube, ich bin der größte Sünder, den es gibt.“ Ich bin der größte Sünder, den es gibt. Man sah es ihm an, dass er es ernst meinte. Meine Lieben, vielleicht, wenn er unter uns stünde, wäre er der einzige, der sich als Pharisäer empfindet.

Wer ist der rechte Zöllner? Der sich für den Pharisäer hält. Und wer ist der eigentliche Pharisäer? Der sich für den Zöllner hält. Es gibt Menschen, die glauben weder an Gott noch an den Himmel und an die Hölle. Und das ist schlimm. Es gibt Menschen, bei denen vergeht kein Tag ohne Lieblosigkeit, und das ist noch schlimmer. Aber so leben und sich dann für einen braven Menschen halten, das ist das allerschlimmste. Es ist schrecklich, wenn der Priester an ein Sterbebett kommt, und der Sterbende hat nichts anderes zu tun, als seine Verdienste und seine Tugenden aufzuzählen. Und in einer Stunde steht er vor seinem Richter! Warum ging der Pharisäer nicht gerechtfertigt nach Hause? Welches Vergehens hat er sich schuldig gemacht? Erstens: Er hatte eitle Selbstgerechtigkeit zur Schau getragen. Er hatte eitlen Selbstruhm gepflogen. Er ging in den Tempel, um zu beten, aber er wollte nicht Gott bitten, sondern sich loben. Zweitens: Er hatte geringschätzig über die übrigen Menschen geurteilt. Er hielt sich für weit überlegen. Es ist doch so: Wenn der Mensch sich reinwäscht, klagt Gott ihn an. Wenn der Mensch sich anklagt, wäscht Gott ihn rein. Indem du dich selbst als gut lobst, bist du schlecht. Die Demut macht dich gut, die Selbstüberhebung macht dich schlecht. Solange der Mensch sich selbst gefällt, mißfällt er Gott.

Vom heiligen Augustinus stammt das ergreifende Wort: „Wer immer Gott gegenüber seine Verdienste aufzählt, der zählt damit Gottes Geschenke auf. Wenn Gott unsere Verdienste krönt, krönt er seine Geschenke.“ Was wir verdient haben, verdienen wir in seiner Kraft. Verdienst schafft nur die Gnade, und vor der Gnade gibt es kein menschliches Verdienst. Im 1. Korintherbrief schreibt der Apostel Paulus ganz ähnlich: „Was hast du, das du nicht empfangen hast? Hast du es aber empfangen, warum rühmst du dich, als hättest du es nicht empfangen?“ Vom Zöllner werden vier Demutsbezeugungen erwähnt: Er kam nicht in die Nähe, er stand von ferne; er wagte nicht, nach oben zum Himmel zu schauen, sondern er schaute nach unten; er schlug an die Brust und gab damit zu verstehen, dass er Strafe verdient hat, und er sprach das Gebet, das ergreifendste Gebet, das es vielleicht gibt: „Gott, sei mir Sünder gnädig!“ Er wußte, dass er ein Sünder ist. Das sind Zöllnerstunden. Zöllnerstunden, die kennen wir alle, meine lieben Freunde. Wenn wir in unserem Temperament durchgegangen sind, wenn wir heftig waren, das drückt uns stundenlang. Wenn wir eine Ungerechtigkeit gegen jemanden begangen haben, und es stellt sich heraus, dass er in Wirklichkeit edel gehandelt hat, das liegt den ganzen Tag auf uns, schwer. Und du hast vielleicht eine Sünde begangen, an die du kaum zu denken wagst, bist ganz mutlos geworden. Das ist eine Gnadenstunde für dich, eine Gnadenstunde, wo der Zöllner in dir aufstehen soll. Ich habe in den Klöstern Seelen kennengelernt, die sagten mir: „Vor zehn, zwanzig Jahren, als ich ins Kloster ging, da dachte ich, Welch einen Hochstand ich im Kloster erreichen könnte. Jetzt muss ich sagen: Herrgott, wenn du nicht barmherzig bist, dann war alles umsonst.“ Da habe ich Achtung bekommen vor solchen Seelen. Das sind echte Zöllnerseelen. Wenn wir das einmal gelernt haben, dann wird es ruhig in uns. Der Heiland sagt: „Lernet von mir! Ich bin demütig von Herzen.“ Wahrhaftig, die Demut bringt uns Ruhe.

Wir wollen noch einmal aus dem Evangelium schöpfen. Man hält heute den Pharisäer für einen Heuchler. Das ist er nicht! Das, was er aufzählt, hat er wirklich getan. Er hat gefastet, er hat gebetet, er hat den Zehnten abgegeben. Den Zöllner halten wir für einen braven Menschen. Das ist er nicht!

Dem kam es auf eine Ungerechtigkeit nicht an. Und beide treten vor den Herrgott, und der Herrgott hält die Waage über sie. Der Pharisäer zählt seine guten Werke auf, die er wirklich verrichtet hat. Der andere steht da und hat nichts, was er hineinwerfen könnte als sein Gebetlein: „Gott, sei mir Sünder gnädig!“ Meine lieben Christen, wir würden es für vermessen halten, wenn es der Heiland nicht selber gesagt hätte: Das kleine Gebetlein wiegt und weist mehr auf als alle Werke des Pharisäers. Tief neigt sich Waagschale herab. „Und der Zöllner ging gerechtfertigt nach Hause, jener nicht!“

Es ist etwas so Tröstliches in diesen Worten. Da bleibt keine Bangigkeit und kein Mißtrauen, wenn wir uns so verhalten wie der Zöllner. Es gibt gewiß bessere Katholiken, als wir es sind. Es gibt manche, die reiner und keuscher sind, als wir es sind. Aber wir sollten deswegen nicht denken: Mit mir ist nichts zu machen. Nein. Wir sollten die Gesinnung des Zöllners in uns erwecken. Der Zöllner ging gerechtfertigt nach Hause. Demut und Reue bezwingen Gottes Herz.

Zu den ergreifendsten Erlebnissen meines Priesterlebens gehören Demut und Reue, die ich von Beichtkindern, und auch manchmal außerhalb der Beichte empfangen habe. Das hat mich immer ergriffen und bis in die Tiefe der Seele erschüttert. Ich habe gedacht: Die sind viel, viel besser, als du es bist. Wer nichts aus sich macht, wer seine Schwäche und sein Versagen zugibt, wer seine Sünden nicht wegredet – „Ich bin schwul, und das ist gut so!“ –, wer mit Demut und Reue vor Gott kommt, der bezwingt Gottes Herz. Das ist Zöllnergesinnung: Sich nicht erheben über andere, nicht mit den eigenen Tugenden und Leistungen prahlen, nicht sich für besser halten als andere, die eigene Schuld bekennen, das eigene Versagen, daran denken, was der Herr im Evangelium sagt: „Wenn du alles getan hast, was du getan haben mußt, dann sollst du sagen: Wir sind unnütze Knechte.“ Das ist Zöllnergesinnung.

Drei Bilder möchte ich Ihnen, meine lieben Freunde, noch vorstellen. Auf der einen Seite der moderne Mann. Auf alles Bitten und Flehen hat er nur die Antwort: Ich beichten? Ich habe nichts zu beichten. Auf der anderen Seite der Sünder. Der kommt in den Beichtstuhl mit den Worten: „Helfen Sie mir bitte. Ich habe gelebt wie ein Lump!“ So etwas gibt es. Auf wessen Seite steht Gott? Ist er mit dem, der nichts zu sagen hat, oder neigt er sich zu dem, der kein Wort scharf genug findet, um seine Vergehen zu schildern. Weiter: Auf der einen Seite der überzeugte Katholik, der sich als solcher auch fühlt und der Abstand hält von der Masse. Auf der anderen Seite der schlichte Mann, der seine Gabe in das Waisenhaus bringt und sagt: Lassen Sie die Kinder für mich beten. Ich habe es nötig! Auf wessen Seite steht Gott? Schließlich: Auf der einen Seite der moderne Mann, dem man mit Religion überhaupt nicht kommen kann: Ich mache alles mit mir aus. Ich bete unmittelbar zum Herrgott, ich brauche keine Kirche. Hunderttausendmal kann man das hören. Auf der anderen Seite der Mann, der ins Gefängnis eingeliefert wird – mit 70 Jahren. Dort wird er empfangen mit Worten: Mann, und das mit 70 Jahren? Da sagt er so schlicht und demütig: „Hochwürden, lassen Sie es gut sein. Ich habe es draußen nicht geschafft; ich bin zu schwach. Hier will ich mich auf den Tod vorbereiten.“ Auf wessen Seite steht Gott? Auf der Seite des Modernen oder auf der Seite des Sträflings?

Meine Lieben, das sind Fragen auf Leben und Tod. Es kann uns der Gedanke kommen: Wie wird es mit mir sein? Vielleicht wird es so sein, dass sie kommen aus den Fürsorgeheimen und aus den Gefängnissen und mit Abraham und Isaak zu Tische sitzen und das Fest des Jubels feiern. Wie aber wird es uns ergehen, uns Kindern des Lichtes, die wir glauben, wenn wir nicht demütig sprechen: „Herr, sei mir armen Sünder gnädig!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Gebenedeit unter den Frauen

15.08.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Aufnahme Mariens in den Himmel Versammelt!

„Du bist gebenedeit unter den Frauen, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes.“ „Du bist voll der Gnade, der Herr ist mit dir.“ Diese Anreden, die Maria erfahren hat von ihrer Base Elisabeth und vom Engel Gabriel, drücken das Geheimnis und die Herrlichkeit dieses Lebens Mariens aus. Du bist gebenedeit unter den Frauen, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes. Du bist voll der Gnade, der Herr ist mit dir. Wahrhaftig, in Maria berühren sich Himmel und Erde. Was so weit entfernt ist wie der ewige Gott und das irdische Zelt, das ist in Maria vereint. Jenseits und Diesseits sind in ihr verbunden. Es hat einmal ein Mädchen gegeben, das sich Gott erwählt hat, und er hat es gewollt, dass von dem Jawort dieses Mädchens ein Augenblick lang das Heil der Menschen abhing. Er wartete auf ihr zustimmendes Ja zu dem Plan, den er mit ihr vorhatte.

Gott ist ein fordernder Gott. Was hat er von Maria gefordert? Zuerst den Glauben. „Selig, die du geglaubt hast“, sagt mit Recht Elisabeth, nämlich dass das in Erfüllung gehen wird, was der Herr ihr angekündigt hat. Aber er verlangt nicht nur den Glauben, er verlangt auch den Mut von Maria, nämlich Einsamkeit und Verdacht zu ertragen. Er verlangt von ihr die Liebe, die geistige Liebe, die sich mit einem unsichtbaren Partner begnügt. Er fordert von ihr den Leib, denn aus ihrem Leibe sollte der neue Adam gebildet werden, der Adam, der der Vater der Zukunft ist und das Haupt der neuen Menschheit. In diesem Mädchen ging die Sehnsucht der Propheten in Erfüllung. Was ihnen verheißen war und was sie verkündet hatten, worauf sie gehofft und worum sie gebangt haben, das ist in Maria erfüllt. Sie ist der Thron, den Generationen bereitet haben. Sie ist die Braut, die den Versöhner empfangen sollte. Sie wurde die Mutter Gottes. Neun Monate lang baute Gott in ihr die menschliche Natur des göttlichen Sohnes auf. Sie war die erste, die früheste Heimat Jesu. Ihr Mund, ihre Augen, ihr Herz haben die Heimat des Heilandes gebildet. Sie war auch die letzte Heimat, nämlich als sie unter dem Kreuze stand. Ihre Tränen und ihr Herz waren die letzte Heimat des Heilandes, und deswegen verkündet die Kirche von Maria: „Selig die Sinne – die Sinne! – der Jungfrau Maria, die, ohne den Tod zu kosten, die Palme des Martyriums unter dem Kreuze des Herrn verdiente.“

Es ist eigentlich nicht zu verwundern, dass Gott diesen Leib nicht der Verwesung übergab. Dieses Mädchen, das den Erlöser der Welt hervorbringen durfte, sollte zwar den Tod mit dem Herrn schauen. Maria ist, wie die Theologen doch fast einmütig sagen, tatsächlich gestorben, aber sie ist nicht im Tode geblieben. Sie wurde in den Himmel entrückt und verklärt, nicht um uns entfremdet zu werden, sondern um uns als Geschenk und Verheißung zurückerstattet zu werden. Sollte diese Mutter, deren Augen nun die Herrlichkeit Gottes schauen, nicht imstande sein, auch unsere Augen zu erleuchten, damit unser ganzer Leib Licht sei? Sollte sie nicht fähig sein, für uns zu erbitten, dass unser Leib zum Spielfeld der Gnade wird? Der Leib ist eine Anrede Gottes. Im Leibe, den Gott bereitet, verdichtet sich das Blut ungezählter Generationen von den ersten Menschen her. Das ererbte Blut mit seinen Anlagen und mit seinen Gefahren ist das kostbare Gut und das unausweichliche Rohmaterial für unser Leben. Wir können vieles ändern, aber wir können die Anlagen unseres Leibes nicht verändern. Der Leib ist das funkelnde Medium, in dem sich der junge Mensch erfährt. Der Leib ist ein Geschenk aus den Händen Gottes, ein wahrhaftiges Beweisdokument seiner Liebe. Aber wie alle Geschenke Gottes ist er auch eine Aufgabe. Gott erwartet von unserem Leib eine Antwort. Wir sollen mit diesem Leibe leben, lieben, wirken und tätig sein. Der Leib ist das Medium der Liebe. Der Geist des Menschen lebt durch den Leib. Der junge Mensch mit seiner Geschmeidigkeit und mit der Kraft seines

Leibes, der junge Mensch mit der Güte und der Hilfsbereitschaft, die sich in seinem Leibe auswirken, die Liebe der jungen Frau wird durch den Leib ihrem Manne zum Geschenk. Der Vater wird durch das Werk seiner Hände das Leben, das er geschenkt hat, bekräftigen. Leib und Seele, meine lieben Freunde, sind schicksalhaft verknüpft. Wo immer wir hinschauen, Leib und Seele lassen sich auf Erden nicht voneinander trennen. Das spüren wir auch, wenn der Leib uns zur Last wird, wenn die Behinderung eintritt, wenn der Krebs an uns frißt, wenn die Krankheit uns überfällt, wenn wir das Alter, die Last des Alters spüren. Da sehen wir, welche Last der Leib sein kann. Für den jungen Menschen ist der Leib oft eine wilde Versuchung zur Gewalttat oder zur Unzucht. Gerade der schöne Leib ist für den Menschen oft eine Gefahr. Er ist in der Gefahr, den Glanz, den Gott ihm verliehen hat, zu mißbrauchen.

So wollen wir, meine lieben Freunde, von Maria lernen, den Leib zu heiligen und zu hüten als Werkzeug der Seele, nein, als Werkzeug der Gnade Gottes. Im Leibe wollen wir unser Heil wirken und das Heil unserer Mitmenschen. Wir wollen unseren Leib dem Herrn als lebendige, heilige Opfergabe darbringen. Wir wissen: Der Leib ist Glück und Fährnis unserer Seele. Er kann uns Gott nahe bringen, und er kann uns von Gott entfernen. Wir wollen an diesem Festtage unserer himmlischen Mutter flehentlich rufen: „Gewähre uns, Herr, beständiges Heil des Leibes und der Seele. Auf die Fürbitte der seligen Jungfrau Maria, der Mutter Gottes, befreie uns von der gegenwärtigen Trübsal und führe uns zur ewigen Freude!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Wenn der Mensch gebunden ist in der Seele

16.08.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Alles Sichtbare ist ein Gleichnis unsichtbarer Dinge. Alles Geschaffene ist eine Offenbarung des Schöpfers. Alle äußeren Dinge und Ereignisse sind ein Wellenschlag aus dem gewaltigen Wogenmeer im Inneren der Seele. So waren auch die Wunder Jesu nicht bloß Hilfeleistungen in körperlichen Leiden, nein, in ihnen brach sich das Reich Gottes Bahn. „Wenn ich mit dem Finger Gottes die Dämonen austreibe, dann ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen.“ So sagt einmal der Herr. Er konnte das leibliche Brot vermehren, weil er das Brot vom Himmel war. Er konnte den Blinden heilen, weil er das Licht der Welt war.

Wir haben soeben im Evangelium gehört, wie er einen Taubstummen geheilt hat mit dem gewaltigen Befehl „Epheta!“ – Tu dich auf! Das ist ein geheimnisvolles, ein hinreißendes Wort. Das ist zum Losungswort der Kirche geworden, das bei der Taufe gesprochen wird und das im Beichtstuhl seine wunderbare Kraft entfaltet. Tu dich auf!

Das Wort war gerichtet an ein übermächtiges Leidenschicksal. Was ist das ein schreckliches Geschick, taub und stumm zu sein, nicht hören zu können und nicht reden zu dürfen! Der Taubstumme war in einem doppelten Sinne geschlagen. Er war taub für den Klang der Wellen, die durch die Welt gehen, für das Raunen und Rauschen, für das Dröhnen und Tönen. Er war stumm. Seine Zunge war gebunden; er konnte nicht reden. Es kam in ihn nichts herein, und es kam auch nichts aus ihm heraus. Aber als Jesus ihn berührte, da wurde sein Gehör aufgetan, und da wurde seine Zunge gelöst. Das Leid der gebundenen Sinne war von ihm genommen.

Dieses Leid der körperlichen Bindung ist schlimm. Aber noch viel schlimmer ist die Bindung der Seele. Viel schlimmer als das Leid der gebundenen Sinne ist das Leid der gebundenen Seele. Wieso und warum? Nun, meine Freunde, das Glück, die Gesundheit, die Kraft und die Seligkeit unseres Lebens besteht ja darin, dass wir aufnahmefähig sind, aufnahmefähig für das Wirkliche, für die Wirklichkeit, die uns umgibt, für die Welt, in der wir stehen, und für den Gott, an den wir glauben. Unsere Sinne nehmen die irdische Wirklichkeit wahr, die körperliche Wirklichkeit, in der wir leben. Aber das ist nur ein kleiner Bereich. Wir haben ihn erweitert, diesen Bereich. Was das Gehör bisher nicht vernahm, das wird durch den Ultraschall uns geoffenbart, und was wir mit den Sinnen, mit den Augen nicht erschauen konnten, das offenbart uns das Röntgenbild. Und dennoch bleibt all unser Hören und Sehen weit hinter dem zurück, was in der Wirklichkeit existiert und geschieht. Wir vermögen nur einen Ausschnitt der Wirklichkeit mit unseren Sinnen zu ergreifen. Von unendlich größerer Bedeutung ist das, was wir mit dem Geiste erfassen, unser Erkennen. Wir vermögen die geschaffene Welt und die ungeschaffene Welt Gottes mit unserem Geiste zu erkennen. Die Natur, die Menschenwelt, die Ereignisse der Menschenwelt, die Menschenwerke, das Leid und das Glück, den Tod und das Leben, die Kirche und ihre Hierarchie, die großen Ereignisse der Weltgeschichte und des Völkerlebens, das alles wird uns zugänglich durch unser Erkennen, ein ungeheures Meer von Wirklichkeit, das wir ergreifen können. Und der Mensch, der wirklich frei ist, der ungebunden ist, der nimmt das alles im Laufe seines Lebens wirklich auf. Er nimmt teil an der Raumfahrt, er begreift, was ein Schiffsunglück ist, er versteht, was es bedeutet, wenn große Firmen Tausende von Männern und Frauen entlassen. Er freut sich, und er weint, er frohlockt, und er trauert mit der Wirklichkeit. Unter dem Ansturm der Wirklichkeit bebt es in ihm. Es kann uns nicht gleichgültig sein, meine lieben Freunde, wenn wir am vergangenen Mittwoch in der Presse gelesen haben: Vor 20 Jahren war Guatemala zu 100 Prozent katholisch,

heute sind es noch 40 Prozent. 60 Prozent sind abgewandert zum Protestantismus! Das kann uns nicht gleichgültig sein!

Ein Mensch, dem all das gleichgültig ist, ein Mensch, der davon nichts merkt, ist ein gebundener Mensch. Ein Mensch, der die Schicksalsschläge der Uhren Gottes nicht vernimmt, ein solcher Mensch, der die Brandung nicht merkt, mit der die ewigen Dinge an unsere Zeitlichkeit schlagen, ein Mensch, der nichts von dem Mahnen und Werben Gottes spürt, das ist ein zugemauerter, ein gebundener Mensch, ein verriegelter Mensch. Das Einströmen der Wirklichkeit in unsere Sinne und in unsere Seele soll ja ein Echo finden. Wir sollen antworten auf das, was wir hören, was wir sehen, was wir aufnehmen. Wir sollen eine Antwort finden. Die naturhafte Wirklichkeit und die Schöpfung und die göttliche Wirklichkeit, die soll etwas in uns hervorbringen. Wir sollen etwas schaffen, etwas leisten, etwas gestalten. Die Welt ist uns aufgegeben. Wir sind für unser Tun verantwortlich zu unserem Teil. Und vor allem die übernatürliche Welt, die Welt Gottes, die Welt der göttlichen Offenbarung, die soll eine Antwort in uns finden. „Was willst du, o Gott, dass ich tun soll? Rede, Herr, dein Diener hört! Siehe, da bin ich!“ Das soll die Antwort sein, die wir auf Gottes Wellen, die an unsere Seele schlagen, finden.

Ein Mensch, der zu einer solchen Antwort nicht fähig ist, ist ein gebundener Mensch. Die Zunge seines Geistes ist nicht gelöst. Ein Mensch, der niemals freudig und staunend oder bereitwillig in Bewegung gerät, der niemals eine Stunde eines großen und begeisterten und starken Wollens erlebt, ein Mensch, der auf alle Einwirkungen Gottes hin träge bleibt und bewegungslos, der sich dem Führen und Rühren Gottes widersetzt, ein solcher Mensch ist ein gebundener Mensch, ein tauber, ein stummer Mensch, dem alles egal ist mit Ausnahme seines eigenen Wohlergehens.

Wie kommt es, dass ein Mensch so gebunden sein kann? Es gibt drei Ursachen, drei mögliche Ursachen für diese Gebundenheit. Zumeist ist es die Einseitigkeit und Oberflächlichkeit des alltäglichen Lebens. Der Mensch, der nur auf sinnliches Behagen ausgeht, auf seine augenblickliche Lust und Laune, der jeden Blick in die Weite und die Ferne sich versagt, der jeder Erschütterung des inneren Lebens aus dem Wege geht, damit er in seiner Alltäglichkeit und Bequemlichkeit nicht gestört wird. Ein solcher Mensch verliert allmählich die Fähigkeit, sich von einer großen Kraft ergreifen und mitreißen zu lassen. Das sind die Kaninchenseelen, die in der Beschaffung von Nahrung, Kleidung und Wohnung aufgehen. Ihr Lebensgrundsatz ist: Klein, aber mein.

Die zweite Ursache ist die Schuld, die Schuld, die den Menschen bindet, die ihn kleinmütig, trotzig, verzagt und müde macht. Die Schuld kann zuweilen rettend auf einen Menschen wirken, erschütternd, befreiend, zumal wenn es die erste Schuld ist in einem jungen Leben. Das ist wie ein Stoß, den Gott einem Leben versetzt. Aber meist ist es doch so, dass die Schuld den Menschen nur verzagter, gleichgültiger, haltloser, trotziger macht. Die Schuld liegt wie ein Bleigewicht auf seiner Seele. Er kann seine Schwingen nicht entfalten, er kann nicht rüstig ausschreiten. „Der Übel größtes ist die Schuld“, steht nicht umsonst bei Friedrich Schiller.

Die dritte Ursache für die Gebundenheit kann eine Leidenschaft sein, eine Leidenschaft, eine wilde, betörende, betäubende Leidenschaft, die den Menschen innerlich fesselt. Ein hemmungsloses Begehren, ein wahnwitziger Haß, eine bittere und verbitternde Vergiftung der Seele, eine vergiftende Bitterkeit. Diese Leidenschaft nimmt die Seele so in Anspruch, dass sie für irgendwelche große und schöne Bewegungen keinen Raum mehr hat und keine Kraft mehr. Der Mensch mag dann nichts anderes mehr hören und sehen und begehren als das, was seiner Leidenschaft dient. Er ist verschlossen für alle Wirklichkeiten, die seine Leidenschaften nicht nähren.

Kann ein Mensch, meine Freunde, aus solcher Gebundenheit befreit werden? Wohl niemals aus eigener Kraft. Er nimmt nicht den Anlauf, der nötig wäre, und Erzieher, Freunde, Priester, Berater vermögen nicht in die Tiefe der Seele hinabzugreifen, um ihn zu befreien. Es bedarf nämlich zu einer Befreiung eines Hineinlangens in die untersten Tiefen der Seele, eines schöpferischen Anrufes, eines belebenden Geisteshauches, und das ist Menschen in der Regel nicht möglich. Aber es ist Gott möglich und den Werkzeugen, die Gott sich auserwählt, die gleichsam die Finger Gottes sind. Denen ist es möglich. Gott kann Dinge, Geschehnisse auch äußerer Art gebrauchen, um einen Menschen zu heilen. Eine Krankheit, ein Tod, eine Träne, ein Verlust, eine Wiege, ein Grab, alles, was dem gebundenen Menschen nahe kommt, kann von Gott mit so gewaltiger Kraft auf ihn geschleudert werden, dass

es seinen Eispanzer durchdringt. Eine Erschütterung kann von Gott bewirkt werden, die das ganze bisherige Leben zum Einsturz bringt, die eine Unruhe, einen Schrecken, aber auch eine Freude im Menschen erweckt, wie sie ihm bisher unbekannt geblieben waren. Ein solcher Mensch ist dann hineingeworfen in einen tosenden See, aber gerade die Erschütterung macht ihn frei. In der Erschütterung wirft er seine Fesseln ab.

Wenn wir, die wir hier sind, so etwas nicht erlebt haben, dann gibt es dafür zwei Erklärungen. Entweder wir sind noch so gebunden, dass Gott uns gar nicht in Angriff genommen hat, oder wir sind schon so frei, dass Gott durch uns ohne jede Behinderung hindurchgehen kann. Es kann sein, dass ein Mensch Jahre und Jahrzehnte in seiner Oberflächlichkeit, in seiner Erstarrung, in seiner Trägheit, in seiner Stumpfheit verharrt und sich dieses furchtbaren Zustandes nicht einmal bewußt wird. Gott ist immer noch an ihm vorübergegangen. Er wartet noch Jahre, lange, viele Jahre. Aber einmal kommt die Stunde, und es kann die letzte Stunde sein wie bei dem Schächer am Kreuze, in der Gott in die Friedhofsruhe dieser Seele hineinschlägt, und plötzlich alles in ihr in Aufruhr kommt. Zuweilen ist es nur ein Augenblick, der in einem solchen Menschen blitzschnell neue Erkenntnisse aufreißt, den Blick in neue Höhen und Tiefen freigibt und einen solchen Stoß gegen seine bisherigen Gewohnheiten führt, dass er geradezu gezwungen ist, auf die Knie zu fallen und zu sprechen: „Gott, mein Gott, sei mir gnädig!“ Es gibt aber auch Menschen, deren Seelenfestung Gott gleichsam jahrelang belagert, wo Gott wartet und wartet und immer neue Ansätze macht, bis die Menschen ihm die Tore öffnen. Wenn sich der Mensch aber nicht endlich ergibt, dann geht sein Zustand in die Erstarrung über, aus der es keine Befreiung mehr gibt. Dann zieht sich Gott zurück, und der Mensch bleibt in der Bindung.

Ganz frei, ganz ungebunden, ganz beweglich, ja biegsam für Gott sind wir alle nicht. Darum müssen wir aus großer Sorge flehen und immer wieder flehen: „Herr, gehe nicht an mir vorüber, bis ich aufgemerkt habe! Höre nicht auf zu pochen an meine Tür, zu schlagen und zu stoßen, bis ich dir aufgemacht habe.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Vom Buchstaben und vom Geist des Gesetzes

23.08.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Paulus war ein kühner Denker, ja manchmal ein gefährlicher Denker. Das Wort in der heutigen Epistel ist ein gefährliches Wort, nämlich: „Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig.“ Jedes Gebot, jedes Gesetz besteht aus Buchstaben, und der Buchstabe ist unbedingt notwendig, um ein Gesetz, um ein Gebot zu fixieren. Ohne Buchstaben kommt kein Gesetz und kein Gebot aus. Jede sittliche Weisung und jedes Rechtsgebot bedarf der Buchstaben. Die Treue zum Buchstaben, also zum Gesetzestext, ist für den Juristen wie für den Lehrer der Moral die erste Pflicht. Der Buchstabe des Gesetzes ist der Ausgangspunkt jeder Auslegung. Wer nicht vom Buchstaben ausgeht, der ist in der Gefahr, nicht das Gesetz auszulegen, sondern seine Vorstellungen in das Gesetz hineinzulesen. Das erleben wir ja heute dauernd. Man spricht vom „Geist des Konzils“. Gewöhnlich ist damit gemeint, dass alles, was lästig und beschwerlich ist am Christentum, überholt sei. Ich gab einmal einer Dame, die ich seit meiner Kindheit kenne, eine Sammlung meiner Predigten. Und was war ihre Antwort? „Was Sie sagen, oder was Du sagst, das ist alles überholt.“ Der Geist des Konzils!

Der Geist des Konzils ist aber nicht eine Zusammenfassung subjektiver Vorstellungen und Wünsche. Der Geist des Konzils kann nur aus den Texten des Konzils erhoben werden. Der Geist des Konzils kann nur angerufen werden, wenn er durch Texte des Konzils gedeckt ist. Der Geist des Konzils kann vor allem nicht gegen den Buchstaben des Konzils ins Feld geführt werden. Wenn also das Konzil erklärt: „Der Gebrauch der lateinischen Sprache ist beizubehalten“, dann kann man nicht herkommen und behaupten, das Konzil habe die Abschaffung der lateinischen Messe befohlen. Die Ächtung der lateinischen Sprache ist mit dem Geist und Buchstaben des Konzils nicht zu vereinbaren. Es ist auch nicht Geist des Konzils, wenn der Priester sich heute wie ein Schankwirt der versammelten Gemeinde zuwendet, statt, mit dieser ausgerichtet auf den Herrn, eine Opfergemeinschaft zu bilden. Kein Wort des Konzils verlangt, dass der Priester hinter dem Altar statt vor dem Altare steht, und schon lange nicht, dass die Opferfeier zugunsten einer Veranstaltung, die der Unterhaltung dient, umfunktioniert wird. Die Treue zum Gesetzestext ist unentbehrlich.

Aber freilich, sie hat auch eine Grenze. Der Buchstabe darf nicht zum Gefängnis des Geistes werden. Der Buchstabe darf nicht den Sinn des Gesetzes verdecken. Der Buchstabe ist eine Hilfe, aber er darf nicht zu einer Last werden. Die Gesetze sind nach ihrem Sinn zu erfüllen, und in diesem Sinne hat Paulus natürlich recht, wenn er sagt: „Der Buchstabe tötet, der Geist ist es, der lebendig macht.“ Wer am Buchstaben klebt, kann leicht am Sinn des Gesetzes vorbeigehen. Ein Beispiel: An manchen Bäckereien und Fleischereien ist ein Schild zu lesen, auf dem zu lesen steht: „Hunden ist der Zutritt verboten.“ Jetzt hat aber jemand einen zahmen Fuchs zu Hause, oder ein anderer hat vielleicht einen gezähmten Schakal in seiner Wohnung. Ja, darf er mit dem Fuchs oder mit dem Schakal in die Fleischerei und in die Bäckerei gehen? Er könnte sagen, hier steht doch nur: „Den Hunden ist der Eintritt verboten.“ Da sehen wir: Es ist falsch, allein auf den Buchstaben zu schauen. Man muss den Sinn des Verbotes beachten, und der Sinn der Schrift „Hunden ist der Zutritt verboten“ ist natürlich: Tiere dürfen in Lebensmittelhandlungen nicht mitgebracht werden. Der Hund ist nur als Beispiel allgemein für Tiere angegeben.

Warum kleben manche Menschen am Buchstaben von Geboten und Gesetzen? Zwei Gründe: Einmal ist es bequem, sich an den Buchstaben zu halten. Man braucht nicht nachzudenken, man tut einfach das stur, was da geschrieben ist, und fragt weiter nicht nach. Der andere Grund ist Ängstlichkeit. Man will auf keinen Fall etwas am Gebote übertreten, und so meint man, am sichersten kommt



man zu diesem Ziel, wenn man den Buchstaben beachtet. Der Heiland ist anderer Ansicht. Er hält den Pharisäern vor: „Ihr zahlt pünktlich eure Abgaben an den Tempel, ihre gebt Opfergaben, aber eure Eltern, die laßt ihr darben.“ Ein andermal muss er die Jünger in Schutz nehmen, als sie durch die Felder gingen und Ähren rauften. Sie hatten Hunger, und in der Hungerslage haben sie sich ein paar Ähren gegriffen, um ihren Hunger zu stillen. Der Herr verteidigt sie. Er weist darauf hin, dass im Alten Bunde der König David die Schaubrote gegessen hat, als er Hunger hatte, die Schaubrote, die nur für die Priester bestimmt waren.

Da haben wir ein Beispiel, wo das gebildete Gewissen sagt: Die Gesetzesverpflichtung besteht, aber es ist unmöglich, sie in diesem Falle zu erfüllen. Die Unmöglichkeit der Erfüllung befreit von der Verpflichtung, ein Gesetz zu erfüllen. Dabei ist aber zu unterscheiden: Die absolute physische Unmöglichkeit entschuldigt stets von der Beobachtung des Gesetzes. Was ist das, absolute physische Unmöglichkeit? Nun, sie liegt dann vor, wenn es auch bei äußerster Anspannung der Kräfte und unter Benutzung aller Mittel nicht möglich ist, dem Gesetze nachzukommen. Ein Todkranker kann nicht zur Arbeit gehen, obwohl er die Arbeitspflicht hat. Daneben gibt es die moralische Unmöglichkeit. Sie besteht darin, dass mit der Beobachtung des Gesetzes zufällig eine besondere Schwierigkeit verbunden ist, eine solche Schwierigkeit, dass dem einzelnen die Anstrengung nicht zugemutet werden kann, die notwendig wäre, um diese Schwierigkeit zu überwinden. Hier spielt also der Begriff der Zumutung eine Rolle. Und das ist ein gefährlicher Begriff, denn die Menschen sind allzu leicht geneigt, zu sagen: Das kann ich mir nicht zumuten. Das kann man mir nicht zumuten. Wann darf man die Zumutung anrufen? Im Falle des Notstandes. Das Sprichwort erklärt richtig: „Not kennt kein Gebot.“ Notstand ist ein Zustand, der die körperliche und seelische Lage, der die körperlichen und seelischen Lebensbedingungen bedroht, gefährdet.

Während der Französischen Revolution führte die Regierung eine neue Religion ein, die Theophilanthropie, eine Art Deismus, und sie verordnete, dass in allen katholischen Kirchen auch diese Religion praktiziert werden müsse. Nun sind aber katholische Kirchen nur für den katholischen Kult zu benutzen; dafür sind sie geweiht. Die Priester der damaligen Zeit gerieten also in Konflikt. Wie haben sie sich entschieden? Sie sagten: „Um unseren Gottesdienst nicht zugefährden, um ihn nicht ausfallen zu lassen, müssen wir dulden, dass auch die Theophilanthropen ihren sogenannten Gottesdienst in unseren Kirchen halten.“ Das war Notstand. Die Berufung auf schweren Nachteil, der bei Erfüllung eines Gesetzes eintritt, ist und bleibt aber eine gefährliche Sache; denn der Mensch ist geneigt, sich allzu leicht und allzu rasch von der Beobachtung des Gesetzes entbunden zu halten. Man sagt: Das ist ein Nachteil, wenn ich das erfülle. Ich bin immer wieder erstaunt, wie leicht und wie schnell katholische Christen dabei sind, sich der Verpflichtung zum Besuch des Sonntagsgottesdienstes zu entschlagen. Bei geringfügigen Anlässen unterlassen sie die Sonntagsmesse und meinen, das sei in schwerer Nachteil, wenn sie die Sonntagsmesse besuchen.

Die Berufung auf die Zumutbarkeit eines Gesetzes muss immer den Rang und die Bedeutung des Gesetzes und das Gewicht des Entschuldigungsgrundes ins Auge fassen. Außerdem gibt es Fälle, wo das Prinzip der Zumutbarkeit unanwendbar ist. Einmal ist die Berufung auf Zumutbarkeit nicht zulässig, wenn das Gesetz eine in sich schlechte Handlung verbietet. In sich schlechte Handlungen sind solche, die durch keinen Umstand und durch keinen Zweck gebilligt werden können, die also unter allen Umständen verboten sind, z.B. Gotteslästerung. Es gibt keinen Grund, eine Gotteslästerung zu begehen, und es kann keinen Grund geben. Um solche Handlungen zu vermeiden, muss man jeden Nachteil in Kauf nehmen. In Auxerre bemächtigten sich in der Französischen Revolution die Revolutionäre des Altarkreuzes aus der Kirche. Einer trug das Altarkreuz mit dem Kopf nach unten unter die Menschen und forderte sie auf, es anzuspucken. Ein Arbeiter weigerte sich, das zu tun. Er erhielt einen Hieb mit dem Säbel, der ihm die halbe Nase abriß. So mußte er handeln. Er durfte nicht ansprechen, obwohl er gewärtig sein mußte, dafür mißhandelt zu werden.

Die Berufung auf schweren Nachteil ist auch dann nicht zulässig, wenn die Übertretung des Gesetzes zur Verachtung des Glaubens, zur Verächtlichmachung der kirchlichen Autorität oder zum Schaden des Seelenheils ausschlagen würde. Noch einmal: In der Französischen Revolution forderten die Revolutionäre von den Priestern die Auslieferung ihrer Weihezeugnisse. Wer sein Weihezeugnis abgab, der schien dem Priestertum den Abschied gegeben zu haben. Diese Auslieferung der Weihezeug-

nisse war aber eine Forderung, die zur Geringschätzung des Glaubens führen mußte; denn die Gläubigen mußten unweigerlich denken: Der sagt dem Priestertum und damit dem Glauben der Kirche ab.

Das Gesetz muss sein. Dem Gesetz muss man Gehorsam leisten. Aber es gibt Fälle, in denen Normen zusammenstoßen. In bestimmten Fällen treten zwei Normen zusammen auf, und man kann nur eine erfüllen. Wie hat man sich dann zu verhalten? Die heilige Hildegard kann es uns sagen. Von ihr wird berichtet, dass sie dem pflichtmäßigen Gottesdienst fernblieb, um Schwerkranken beizustehen. Beides war nicht möglich, den Gottesdienst besuchen und den Schwerkranken helfen. Sie hat es vorgezogen, den Schwerkranken zu helfen, Hildegard von Bingen. Als Regel gilt: Man muss die Norm befolgen, welche die wichtigere ist, und die wichtigere Norm ist häufig die dringendere.

Ein besonderer Fall ist gegeben, wenn der Zweck eines Gesetzes entfällt. Der Zweck ist ja die Seele des Gesetzes. Jedes Gesetz hat einen Zweck, auf den hin es erlassen ist. Nun kann aber der Zweck des Gesetzes wegfallen. Er kann ganz wegfallen oder nur zum Teil. Wenn der Zweck des Gesetzes ganz wegfällt, ist das Gesetz hinfällig. Wenn er nur zum Teil wegfällt, ist das Gesetz weiterbestehend. Der andere Teil, der erfüllt werden kann, fordert die Erfüllung. Eine Entpflichtung kommt also nur in Frage bei gänzlichem Wegfall des Gesetzeszweckes. Nun ist beim gänzlichen Wegfall des Gesetzeszweckes wiederum eine Unterscheidung notwendig, nämlich der Gesetzeszweck kann so entfallen, dass er nicht erfüllt wird, dann bleibt die Verpflichtung bestehen, denn die Gesetze dienen dem Gemeinwohl, nicht dem Privatwohl, und wenn der Gesetzeszweck für den einzelnen entfällt, dann entfällt er noch nicht für die Gemeinschaft. Beispiel: Das Verbot des Fleischessens am Freitag. Manche sagen: Mir liegt gar nichts am Fleisch, ich esse viel lieber Fisch. Trotzdem hat er sich an das Gebot zu halten, denn das Gebot hat seinen guten Sinn für die Masse der Menschen. Er darf sich hier nicht entbunden fühlen, weil er meint: Das Opfer ist für mich größer, wenn ich Fleisch esse. Oder ein anderes Beispiel. Der Staat darf Steuern erheben. Die Bürger sind verpflichtet, Steuern zu zahlen. Die Aufgaben des Staates müssen mit den Steuern erfüllt werden. Es ist aber die Frage, ob es zu den Aufgaben des Staates gehört und ob dafür Steuergeld eingesetzt werden darf, um einer Ministerin eine gepanzerte Limousine in den Urlaubsort nach Spanien zu schicken, damit sie dort privaten und angeblich auch dienstlichen Zwecken dienen kann. Man kann der Meinung sein, dass hier ein Mißbrauch der Steuern vorliegt. Dadurch wird natürlich der Zweck des Gesetzes, das gebietet, Steuern zu zahlen, nicht aufgehoben. Diese einzelne Verirrung, zu der freilich vielleicht andere kommen können, macht das Gesetz nicht hinfällig. Das Gesetz, Steuern zu zahlen, bleibt bestehen. Anders ist es dagegen, wenn der Gesetzeszweck so entfällt, dass die Beobachtung des Gesetzes zu Unrecht oder zu schwerem Schaden führt. In diesem Falle entfällt der Gesetzeszweck so, dass das Gesetz für den einzelnen unvernünftig wird; es fehlt die Seele des Gesetzes. Ein Beispiel aus unserer Zeit, meine lieben Freunde. Es ist keine Frage, dass christliche Eltern verpflichtet sind, ihre Kinder christlich zu erziehen. Dazu gehört auch, dass sie sie in den schulischen Religionsunterricht schicken. Wenn aber feststeht, dass dieser Unterricht im konkreten Falle den Glauben nicht aufbaut, sondern zerstört, gilt die Verpflichtung, die Kinder dem schulischen Religionsunterricht anzuvertrauen, nicht mehr. Dann würde die Beobachtung dieser Verpflichtung zu schwerem Schaden führen. Das hat kein anderer festgestellt als der Erzbischof von Köln, Kardinal Höffner. Er hat vor Jahren erklärt: „Wenn in einem Religionsunterricht der Glaube zerstört wird, dann haben die Eltern das Recht und die Pflicht, ihre Kinder aus dem Religionsunterricht zu nehmen.“

Meine lieben Freunde, wer das Gesetz richtig versteht, der begreift, dass er verpflichtet sein kann, nicht nur den Buchstaben zu beobachten, sondern auch über den Buchstaben hinauszugehen. Sie kennen das Kirchengebot: Du sollst wenigstens einmal im Jahr deine Sünden beichten. Wenigstens einmal. Ja, aber wenn einer mehrfach in Todsünde fällt, soll er dann warten bis zum nächsten Ostern? Das ist ja eine höchst gefährliche Sache. Da muss er sogleich bereuen und so bald wie möglich zur Beichte gehen. Also diese Verpflichtung, wenigstens einmal zu beichten, gilt für den, der normalerweise keine schwere Sünde begeht. Aber wer in der schweren Sünde lebt, der darf nicht warten, bis er sich von dieser Sünde befreit.

Der Buchstabe ist der Ausgangspunkt des Gesetzes, aber nicht der Inbegriff. Der Buchstabe allein kann töten, der Geist kann lebendig machen. Ich will Ihnen zum Schluß noch eine Geschichte erzählen aus meinem ersten Priesterjahr, im Jahre 1951. Ich war an einem Ort, wo ein Kohlebergwerk war,

ein Steinkohlebergwerk. Eines Tages kam ein braver Bergmann zu mir: „Ach, Herr Kaplan“, sagte er, „ich habe manchmal Nachtschicht von Samstag zu Sonntag, und ab 12 Uhr darf ich ja nach dem Nüchternheitsgebot nichts mehr essen und trinken. Aber wie soll ich diese 6 Stunden bis früh durchhalten, ohne zu trinken? Es ist doch heiß und staubig im Bergwerk,“ Ich sagte zu ihm: „Lieber Freund, in diesem Falle sind Sie an das Nüchternheitsgebot nicht gebunden. Sie können essen und trinken, was zur Erhaltung ihrer Arbeitskraft und Ihrer Gesundheit notwendig ist und dann am Morgen doch zur heiligen Kommunion gehen.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Im Glauben danken für Gottes Gnade

30.08.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Eine der furchtbarsten Krankheiten ist der Aussatz. Die Glieder sterben nach und nach ab, sie fallen regelrecht ab vom Körper. Der Herr hat zehn Aussätzige geheilt. Er hat ihnen die körperliche Gesundheit zurückgeschenkt. Und doch wird uns bei dieser ganzen Geschichte nicht recht wohl. Wir haben den Eindruck, dass die meisten von ihnen nicht ganz geheilt wurden, dass zwar ihr Körper gesund wurde, aber nicht ihre Seele. Gewiß, die Undankbarkeit ist eine schlimme Untugend, aber ich bin überzeugt, dass es nicht der Undank war, der den Herrn betrübt hat, sondern das, was hinter diesem Undank stand. Warum waren denn neun undankbar? Warum sind sie nicht zurückgekehrt und haben sich bei ihrem Heiler bedankt? Der Herr sah in ihrer Undankbarkeit ein Symptom, ein Kennzeichen, ein Merkzeichen, dass ihr Menschentum verkümmert und verfault war. Warum waren sie so undankbar? Warum dachten sie keinen Augenblick daran, ihrem Wohltäter den Dank abzustatten? Weil sie die Heilung nicht als Gnade, sondern als ihr Recht ansahen. Sie fühlten sich als Glieder des auserwählten Volkes und meinten, dass ihnen alles gewährt werden müsse, was ihnen zusteht, von Gott und von den Menschen. Sie waren die berufsmäßigen Unglücklichen, die immer und jederzeit der Meinung sind, dass die Gesunden ihnen verpflichtet sind und ihnen etwas schulden.

Solche Menschen leben in der Vorstellung, dass alle gesunden, glücklichen und frohen Menschen, ja selbst Gott nur dazu da sind, ihnen den Tribut der Hilfe, des Mitleids, der Rücksicht zu entrichten. Es gibt anspruchsvolle Arme, Menschen, die sich selbst nicht nur als Arme fühlen, sondern eine Art Kult mit ihrer Armut betreiben. Sie sind der Meinung, dass alle anderen Menschen, die mehr haben, denen es besser geht, ihnen den Tribut des Mitleids und der Hilfe zu entrichten haben. Ja, es gibt ganze Gruppen und Klassen von Menschen, die der Meinung sind, sie seien immer benachteiligt, sie würden immer zurückgesetzt, sie könnten sich immer klagend und anklagend an ihre Mitmenschen wenden und ihnen sagen: Entrichtet mir, was ihr mir schuldig seid! Menschen, die durchdrungen sind, dass ihre Ansprüche viel größer sind als das, was ihnen gewährt wird.

Solche Menschen kennen nicht das Gesetz der Gnade. Sie kennen nicht das wundervolle Erlebnis des freien Schenkens und des liebenden Empfangens. Sie strecken immerfort ihre Hände aus, aber nur fordernd und drohend. Sie können nicht wirklich sich beschenken lassen, weil sie alles, was ihnen gewährt wird, als ihr gutes Recht, als ihr verbrieftes Recht ansehen. Sie empfangen immer zu wenig und viel weniger, als ihnen eigentlich zustünde. Darum haben sie auch nie Grund, ein Dankeswort zu sagen. Diese Menschen können auch nicht wieder schenken, denn sie sind immer nur fordernd; sie können weder ihre Habe noch ihre Seele, weder ihre Hand noch ihr Herz wirklich verschenken. Sie können nicht lieben. Sie sind niemals bereit, für jemand überfließend, für jemand ganz offen da zu sein; sie sind nur für sich da und die anderen für sie selbst.

Es ist klar, dass diese Menschen unter einem furchtbaren Leid stehen, nämlich dem Leid eines verkümmerten Lebens, dem Leid einer verkümmerten Seele. Es geht nur Bitterkeit und Forderung von ihnen aus; sie kennen nicht die Freude des schöpferischen, des schenkenden, des überströmenden Menschen. Und so wird ihr Menschentum immer düsterer, immer härter, immer verbitterter, immer verknöcherter.

Und nun die entgegengesetzte Haltung und Seelenverfassung. Der Mensch der Bereitschaft, der Mensch der Gebefreudigkeit, der Mensch der Hingabe, der Mensch, der alles, was ihm zuteil wird, wie ein Wunder der Gnade und der Güte empfängt. Ein Mensch, der aber auch ganze Ströme von Licht

und Wärme aussendet und dann erstaunt ist, dass soviel Güte und Liebe und Wärme auf ihn zurückströmt. Es ist leicht zu sehen, dass ein solcher Mensch wahrhaft gesund und lebendig ist, voll Kraft und voll Freude und voll von Gnade. Sogar sein Leib wird dadurch verschönt, und über das Antlitz eines alten Menschen oder über das Antlitz eines kranken Menschen, da geht ein Schimmer, da ist ein leuchtender Ausdruck, weil er alles, was man ihm tut, als Gnade und als unverdientes Glück empfindet. Diese Menschen empfangen mehr, viel mehr, als sie meinen verdient zu haben. Es geht ihnen viel besser, als sie es je erwarten konnten. Und deswegen sagen sie immer nur: „Gott vergelte es!“ Sie sagen es zu Gott, und sie sagen es zu den Menschen. Sie sagen es zu dem Brot, das sie essen, und zu dem Licht, das sie empfangen, zu den Blumen, die sie sehen, und zu dem Wasser, das ihnen wohl tut. „Vergelte es Gott!“ Alle, die sich beschenken lassen können, werden auch wirklich beschenkt, und alle, die das Wohltun empfangen und verdanken können, denen geschieht auch wirklich wohl.

Aber da erhebt sich die Frage: Wie kann man denn den verkümmerten Menschen helfen, dass sie aus ihrer Seelenhaltung herausfinden zu einer anderen, zu einer wachstumsfreudigen, zu einer dankbaren und empfänglichen Haltung? Nur ein Heilungswunder, wie es der Herr gewirkt hat, kann ihnen über diese Grenze hinüberhelfen. Wir könnten versuchen ihnen zu sagen: Geh hin und danke! Sei ein dankender Mensch! Aber ein derart verkümmerter Mensch wird eben keinen Grund zum Danken sehen. Er ist immer der Meinung, dass ihm zu wenig geschieht, „und so“, sagt er, „brauche ich mich auch nicht zu bedanken.“ Er weiß nur, dass die anderen ihm seine Rechte angeblich oder wirklich verkümmern. An die Verkümmern seiner eigenen Seele denkt er nicht. Man könnte ihm auch sagen: Geh hin und bitte! Ja, wenn ein solcher Mensch recht zu bitten verstünde, dann würde seine Seele schon geöffnet, dann würde ihm geholfen werden. Aber ein Mensch mit einer verkümmerten Seele versteht nicht zu bitten, er kann immer nur fordern. Man könnte ihm schließlich sagen: Gehe hin und schenke! Nimm dich anderer an, heile sie, mache sie lebendig, dann wird ihr Leben auf dich zurückströmen, und du wirst innerwerden, dass ein Mensch, der nur für sich selbst lebt, eben nicht lebendig ist. Im Schenken wirst du lernen zu empfangen. Denn nur, wer schon alles zu geben bereit ist, der weiß auch alles zu empfangen. Aber ein Mensch mit einer derart verkümmerten Seele kann nicht schenken, kann nichts weggeben, muss alles festhalten mit seinen Händen, denn er hat ja noch nicht genug bekommen.

Der Anfang zu einem solchen verkümmerten Leben muss einem geschenkt werden durch die zuvorkommende Gnade. Und deswegen ist auch das Höchste, was wir im Leben erfahren können, das Empfangen in der Kommunion. Da ist keine Leistung, da ist keine Forderung, da ist kein gutes Recht. Man kann nur entgegennehmen, was der Herr uns schenkt. Man sollte meinen, dass dieses reine Empfangen, wie es in der Kommunion uns zuteil wird, alle Verkümmern aufhebt, dass diejenigen, die diese Gabe empfangen, mit dem Psalm sprechen: „Wie kann ich dem Herrn vergelten, was er mir getan hat!“ Aber wir wissen es: Es gibt immer Menschen, die durch das Geschenk der Liebe in der Kommunion nicht wiederbelebt werden, denen Ströme lebendigen Wassers vom Herrn zufließen und die doch nicht aus ihrer Dürre aufwachen. Unter den zehn Aussätzigen waren neun, die das Geschenk, das ihren Leib heilte, hinnahmen, ohne dass ihre verkümmerte Seele belebt wurde. Und sind nicht auch unter den Menschen, die das Einswerden mit dem Herrn in der Kommunion erleben, allzu viele, die noch verkümmert, klein und armselig bleiben?

So scheint also das Leid des verkümmerten Herzens hoffnungslos zu sein. Alles, was wir, ja was Gott tun kann, das bleibt oft wirkungslos. Da erhebt sich die bange Frage: Ja, gibt es denn keinen Schlüssel, der in ein solches verkümmertes Herz hineinführt? Gibt es keine Berührung, die eine solche verkümmerte Seele aufwachen läßt? Was hat denn dem einen Aussätzigen geholfen? „Dein Glaube hat dir geholfen.“ Der Glaube hat ihm geholfen, dieser Wunder wirkende Glaube. Worin bestand denn dieser Wunder wirkende Glaube? Er bestand darin, dass der Mensch sich entschließt, den Schritt zu Gott zu tun, dass er in persönlicher und bedingungsloser Hingabe sich an die Persönlichkeit des göttlichen Du wendet, dass er in einem liebevollen Schenkungsakt zu Gott sagt: Dein bin ich, dir folge ich, mit dir will ich gehen, wohin immer du gehst. Dieses frohe und hingebungsvolle Schenken, das kann den Menschen befreien.

Man kann auch an einen Menschen glauben in diesem Sinne. Aber es muss ein Mensch sein, der ganz durchsichtig ist für Gott. Es muss ein Mensch sein, der ein Fenster ist, durch das man Gott er-

kennen kann. Dann kann man auch auf diese Weise an einen Menschen glauben. Und am besten können wir natürlich an den Gottmenschen glauben, weil er ganz und gar durchsichtig war für Gott. „Wer mich sieht, der sieht auch den Vater.“

Der Glaube also ist es, der wahrhaft lebendig macht, der alle Verkümmern, alle Erstarrung und Dürre heilt. Der Akt, mit dem wir uns wirklich Gott übergeben, mit dem wir uns Gott in die Arme legen, dieser Glaube befreit uns von der stolzen und törichten Selbstgenügsamkeit, von dem erstarrenden Selbstkult, von der lichtlosen und luftlosen Enge des eigenen Ich. Dieser Glaube, meine lieben Freunde, mit dem wir uns Gott und dem Sohne Gottes und den Heiligen Gottes anvertrauen, um ihnen zu gehören, ist ein wahres Hinauswachsen der Seele über sich selbst. Man könnte diese Tat auch Liebe nennen. Dieser Glaube ist alles zugleich. Er ist Liebe und Hoffnung, er ist Dank, und er ist Empfangen, er ist ein Bitten und ein Schenken. Der Glaube ist eine wirkliche Aufopferung wie eine heilige Kommunion.

Freilich, er ist nur möglich gegenüber einer Persönlichkeit, die hell und licht ist wie die Wahrheit selbst, einer Persönlichkeit gegenüber, die wahr und gut ist wie ein Heimat, einer Persönlichkeit gegenüber, die groß und stark und milde ist wie Gott. Zur Heilung eines verkümmerten Lebens ist also zweierlei notwendig, erstens ein Du, an das man glauben kann, zweitens der Mut und der Wille zu glauben, eine Hingebenshaftigkeit, eine Begeisterungskraft, eine Überschwänglichkeit, um an dieses Du wirklich zu glauben. Wenn ein Mensch aus innerster Seele dahin gelangt ist, wo er mit glühendem Herzen sagen kann und sagen darf: Mein Licht bist du, meine Heimat bist, mein Leben bist du, mein Gott bist du, dann hat er diesen Glauben, der alle Verkümmern heilt, dann fängt er an zu wachsen und zu blühen, dann ist er rein geworden und lebendig, dann hat ihm der Glaube geholfen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Ohne Glaube, Religion und Kirche geht es nicht

06.09.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Es geht auch ohne das.“ Was ist damit gemeint? Die Religion, die Kirche. „Es geht auch ohne das.“ So sagen die Menschen. Die Meinung ist heute weit verbreitet: Wir brauchen weder Religion noch Kirche. Es geht auch ohne das. Das größte Ärgernis für die Menschen ist die Kirche. Verständlich. Ohne die Kirche kann man sich über Gott eine Vorstellung machen, wie man will, und ohne die Kirche kann man sich auch über die Gebote Gottes einbilden, was immer man will. Die Kirche faßt Gott und seine Gebote in präzise Gesetze, und deswegen ist sie lästig. Sie muss verschwinden. „Es geht auch ohne das.“ Wirklich?

Meine lieben Freunde, keine geistige Bewegung, keine Idee kommt ohne eine Institution und ohne eine Organisation aus. Es braucht Menschen und Mittel, um eine Idee, eine Erfindung im Gedächtnis festzuhalten und für ihre Ausführung zu sorgen. Es gibt Akademien der Wissenschaften, die seit Jahrhunderten bestehen. Sie dienen dem Austausch der Gelehrten der verschiedenen Fachrichtungen. Es gibt eine Shakespeare-Gesellschaft. Sie sorgt dafür, dass das Werk Shakespeares lebendig bleibt. Auch die Bewegung Jesu kann nicht ohne Institution und nicht ohne Organisation bestehen. Seine Wahrheit und seine Gnade bedürfen der Becken, die sie festhalten, und der Kanäle, die sie zu den Empfängern leiten. Ohne Menschen und ohne Mittel versandet die Gnade, zerfließt der Glaube, macht sich jeder seine eigene Religion zurecht. Jesus hat selbst dafür gesorgt, dass seine Wirksamkeit nicht untergeht. Er hat Apostel berufen und Jünger bestellt, die sein Werk weitertragen sollten. Er hat eine Kirche gegründet. Wer Jesus und die Kirche trennt, der zerreißt etwas, was unbedingt zusammengehört.

Doch da höre ich den Einwand: Die Kirche von heute ist weit entfernt von der schlichten Gemeinschaft der Jünger, die mit Jesus in Galiläa und Judäa wanderten, seine Predigten hörten und Zeugen seiner Wunder waren. Ganz recht. Aber kann eine Bewegung, kann eine Gemeinde, die sich in Zeit und Raum in unerhörter Weise ausbreitet, in den Formen verharren, in denen sie gestiftet wurde? Muss sie nicht den Gesetzen der Entwicklung gehorchen? Der Eichbaum ist von der Eichel gewaltig verschieden, aber jeder Eichbaum ist aus einer Eichel entstanden.

Da sagte mir ein junger Mann: „Ja, aber die Sexualmoral der Kirche, wo ist denn die von Jesus gegeben? Wo steht sie in der Heiligen Schrift? Hat Jesus die Gebote der Sexualmoral festgelegt?“ Jesus hat viele Gebote nicht gegeben, weil er die Gebote vorfand. Er fand sie im Alten Testament. Da steht auch geschrieben, dass Homosexualität eine tödliche Sünde ist. Das brauchte Jesus nicht zu sagen. Außerdem wußte Jesus, dass es ein sittliches Naturgesetz gibt, dass der Wille Gottes durch das Gewissen in das Herz des Menschen eingeschrieben ist. Davon brauchte er nicht zu sprechen. Die Gebote, die sittlichen Gebote des Alten Bundes haben Gott zum Gesetzgeber und gelten weiter, und das Naturgesetz, das sittliche Naturgesetz gilt für alle Zeiten. An ihnen hat Jesus nie gerüttelt. Außerdem hat er Grundsätze aufgestellt, aus denen sich die Gebote ergeben. Er hat das Organ geschaffen, das Gottes Willen auslegt, ein Organ, dem er den Heiligen Geist verheißen hat. Was die Kirche über die Sexualmoral verkündet, das ist Gottes Wille!

Deswegen müssen wir sagen, Religion und Kirche, Christus und Kirche gehören untrennbar zusammen. Wer ja zu Jesus sagt, kann nicht nein zur Kirche sagen. Man weist hin auf die Priester in Irland, wo eben eine Anzahl von Priestern sich verfehlt hat. Schlimm genug. Mein Abscheu vor diesem Vergehen ist mindestens genauso groß wie die Genugtuung derer, die sich darüber freuen. Aber was besagt dieser Hinweis? Gibt es eine Einrichtung, die keine Versager kennt? Verzichtet der junge Mann, der das zu mir sagte, verzichtet er künftig auf Ärzte und Krankenhäuser, weil bei den Ärzten und in den Krankenhäusern allerlei Unredlichkeit vorkommt, weil sich Ärzte bezahlen lassen, wenn sie

Patienten in Krankenhäuser einweisen? Verzichtet er deswegen auf Krankenhäuser? Hundert Universitätsprofessoren haben Dokortitel verkauft, wie die Presse berichtet. Geht er deswegen nicht zur Universität, weil Universitätsprofessoren betrügen? Im Staat gibt es unfähige und bestechliche Politiker. Sie richten großen Schaden an für das Volk. Es gibt viele liebedienerische und feige Politiker, die vor fremden Mächten auf dem Bauche liegen und die eigenen Interessen des Volkes vergessen. Aber niemand tritt aus dem Staate aus. Jeder weiß: Ich bin mit dem Staate verbunden, auch mit den Fehlern und Versäumnissen der Politiker.

Und so ist es auch in der Kirche. Man muss an der Kirche festhalten trotz aller Schwächen und trotz allen Versagens von Menschen. „Es geht auch ohne das.“ So sagen viele, und ihr Gewissen scheint in Ruhe zu sein. Das Essen schmeckt nachher genauso wie vorher, wenn man aus der Kirche ausgetreten ist. Das Herz schlägt weiter. Aber ich stelle zwei Fragen: Wie lange kommt man ohne Gott, ohne Religion, ohne Kirche aus? Und: Wie lebt man ohne Gott, ohne Religion, ohne Kirche?

Wie lange kommt man ohne Gott, ohne Religion, ohne Kirche aus? Gewiß, Fehler der Physik machen sich rascher bemerkbar als Fehler in der Metaphysik. Wenn die Statik eines Hauses nicht stimmt, bricht es zusammen. Wenn der Mensch nicht mehr zur Kirche geht, lebt er weiter, vielleicht sogar vergnügter, vielleicht sogar billiger. Eine Zeitlang halten die alten Bindungen, denn es ist eine Tatsache: Auch die Abständigen, auch die Abgefallenen sind noch vom Christentum gezeichnet. Selbst die Gottlosen leben noch von der Offenbarung Gottes, ob sie es sich eingestehen oder nicht. Auch die Entchristlichten bewahren noch eine Erinnerung an die Kirche. Die Kräfte der Offenbarung sind es, von denen der Einzelne, von denen die Gesellschaft, von denen die Menschheit lebt. Nehmen wir die Ehe. Immer noch gilt die Ehe bei der Masse der Bevölkerung als die Verbindung eines Mannes mit einer Frau. Das ist christliches Erbe, die Einehe. Aber die Einrichtung lockert sich. Die Ehescheidung, die Ehescheidung vom Ehebande, die der Protestantismus eingeführt hat, ist im Schwange. Man kann abwechseln. Man kann von einer Frau zur anderen gehen oder von einem Mann zum anderen. Und bald wird es Männern gestattet sein, mehrere Frauen zu haben. Es gibt ja schon einschlägige Gerichtsentscheidungen, wonach es Mohammedanern in Deutschland gestattet sein soll, mehrere Frauen zu haben. Warum nur den Mohammedanern? Auch der Begriff der Ehe schmilzt dahin. Wir haben jetzt die sogenannte Homo-Ehe, die Verbindung zwischen zwei Homosexuellen, zwei Schwulen oder zwei Lesben. Man sieht, wie das christliche Erbe immer mehr dahinschmilzt. Man hält noch an der Menschenwürde fest. Dass der Mensch, jeder Mensch, einen überragenden Wert hat, das ist christliches Erbe, denn Gott hat den Menschen nach seinem Bild und Gleichnis geschaffen, und Christus hat sein Blut für die Menschheit vergossen. Daher stammt die Würde des Menschen. Aber wie lange wird dieses Verständnis von Menschenwürde noch tragen? Wird sie nicht schon dem Fötus abgesprochen, dem Embryo? Der Mangel an Nachkommenschaft in unseren Landen ist erschreckend. Die Alterspyramide ist höchst ungünstig: wenige Junge, viele Alte. Wie lange noch? Wann werden die Jungen sagen: Wir können die Last der Alten nicht mehr tragen? Der Gnadentod, die Euthanasie, ist bereits offen oder versteckt eine übliche Praxis. Alte, Kranke, Behinderte suchen den Tod oder werden von anderen dem Tode überantwortet. Noch sind es Einzelfälle. Ich fürchte, dass diese Praxis sich immer mehr ausbreiten wird, bis es eines Tages üblich sein wird, sogenannte unnütze Menschen zu beseitigen. Ohne Gott, ohne Religion, ohne Kirche sind die alten Menschen bald nur noch Friedhofsgemüse! Die Gottlosen leben von den Resten der Offenbarung, die noch im Volke vorhanden sind. Ich habe soeben ein Buch gelesen über das Zuchthaus Brandenburg in der Zeit des Dritten Reiches. In diesem Zuchthaus war auch eine kommunistische Frau, die viel gelitten hat, und diese Frau hatte den Grundsatz: Lieber Unrecht leiden als Unrecht tun. Ja, meine Freunde, das ist ja kein kommunistischer Grundsatz, das ist ein christlicher Grundsatz. Diese Kommunistin lebte vom Rest des Christentums, der auch in ihr noch war. Lieber Unrecht leiden als Unrecht tun, das ist kein kommunistisches Prinzip. Ein Stein, auf den lange die Sonne geschienen hat, bleibt noch geraume Zeit warm, auch wenn die Sonne untergegangen ist. Auch unsere Gesellschaft lebt noch von den Resten des Christentums. Es kommt nur nichts Christliches mehr nach. Aber warten Sie ab: Wenn es so weitergeht wie jetzt in 30, 40, vielleicht 100 Jahren, dann wird die furchtbare Saat aufgegangen sein, die heute gesät wird. Die Wirkungen, welche der Abfall dann zeitigt, werden sein wie ein vernichtender Orkan, verglichen mit einem Frühlingswind.



„Es geht auch ohne das.“ So sagen sie. Es geht auch ohne Religion. Man kann auch ohne Gott leben, auch ohne Kirche. Aber fragen Sie nicht, wie man lebt! Es bleibt wahr, was in dem Roman „Die Brüder Karamasow“ von Dostojewski steht: „Wenn es keinen Gott gibt, dann ist alles erlaubt.“ Selbstverständlich, denn ein Gesetz braucht einen Gesetzgeber. Wenn Gott die Gesetze der Moral nicht gibt, die menschlichen Moralgesetze sind unverbindlich. Kein Mensch kann den anderen verpflichten, moralisch zu leben, nur Gott kann es. Die Gebote „Du sollst.“ oder „Du darfst nicht...“ stammen von Gott. Ohne diese Gebote fällt alles dahin.

Vor einiger Zeit reiste ein französischer Senator von den Pyrenäen nach Paris. Er stieg ab in einem Hotel und mietete ein Hotelzimmer für den ganzen Monat. Als der Besitzer das Geld in die Hand nahm, fragte er, ob er ihm eine Quittung ausstellen solle. Der Senator antwortete: „Wozu? Gott hat es gesehen.“ „Glauben Sie an Gott?“ fragte der Besitzer den Senator. „Ja, selbstverständlich. Sie nicht?“ „Nein, Herr Senator, ich glaube nicht daran.“ „Ja dann geben Sie mir eine Quittung!“

Ohne Gott ist alles erlaubt. Da wachsen die Selbstmordziffern, da zerbrechen die Ehen, da stirbt die Treue, da hört die Liebe auf, da machen sich Brutalität, Gier und Rücksichtslosigkeit breit. Ja, wir kommen ohne Gott aus! Aber fragen Sie nicht, wie! Da verderben die Kinder. Unsere Kinder, meine lieben Freunde. Heute gibt es Kliniken, in denen sich die Geburten zu Abtreibungen wie 1 : 10 verhalten. 40 Prozent der Hortkinder einer Großstadt stammen aus geschiedenen Ehen. In einer Stadt wie Innsbruck hat sich in wenigen Jahren die Zahl der Hunde verdoppelt und die Zahl der Geburten halbiert. Es geht auch ohne Gott, aber fragen Sie nicht, wie! Welche Verheerungen richtet der Sexualkundeunterricht in unseren Kindern an! Ein Unterricht ohne Gott, ohne Kirche, ohne Religion. Im Jahre 2007 wurden 23.000 Kinder wegen Komasaufen in die Kliniken eingewiesen, 23.000 Kinder wegen Komasaufen! Der 1. Mai ist der Tag der Arbeit. Er soll ein froher Tag sein, ein Tag des Dankes. Aber wie vollzieht sich der 1. Mai in Berlin? 273 Polizisten wurden verletzt durch Ausschreitungen und Krawalle, 273 Polizisten. Die Polizeigewerkschaft hält den Verantwortlichen vor, die Polizisten zur Steinigung freigegeben zu haben. Es wird immer unerträglicher. Die Verhältnisse werden immer schlimmer. Ich sehe den Zeitpunkt gekommen, wo die Polizei nicht mehr Herr der Lage sein wird.

Sie kennen vielleicht (oder auch nicht) den bedeutenden jüdischen Professor Viktor Frankl. Er war Gefangener in drei Konzentrationslagern, hat aber überlebt und dann in Wien gewirkt und gelehrt. Viktor Frankl schreibt: „Die Insassen (der Konzentrationslager) überstanden diese Zeit nicht durch die Ideen, mit denen die Psychoanalyse die Welt überflutete, sondern durch die Suche nach dem religiösen Sinn ihrer Lage und indem sie lernten, durch Leiden Gott näher zu kommen.“ Ja, das ist es. Die Kirche lehrt leiden. Von der Kirche kann man lernen, wie man sich im Leiden verhalten soll. Und wie steht es heute? Soeben, in dieser Woche hat eine Erzieherin festgestellt: „Die Menschen heute haben keine Leidensfähigkeit mehr.“ Ja, warum denn nicht? Weil sie keinen Glauben haben!

Vor 2000 Jahren schrieb ein Mann, der vom Lichte des Evangeliums noch nicht erleuchtet war, den Satz: „Wenn die Männer die Religion verspotten und die Frauen schamlos werden, dann beginnt das Ende.“ Der Mann hieß Seneca und war der Erzieher des Kaisers Nero. Er wußte nichts von einem anderen Manne, der vor kurzem in Palästina einen grausamen Tod erlitten hatte. Er kannte ihn nicht. Aber es ist kein Zweifel: Wenn er ihn gekannt hätte, dann hätte er dem Satz, den dieser Mann gesprochen hat, zugestimmt, nämlich dem Satze: „Wenn ihr nicht umkehrt, werdet ihr alle zugrunde gehen!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Sich bekehren in der Furcht des Herrn

04.10.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Sie alle kennen die Geschichte von den beiden Räufern, die mit unserem Herrn und Heiland gekreuzigt wurden. Einer von den Missetätern, die mit Jesus gehängt wurden, lästerte ihn: „Bist du nicht der Messias? Rette dich und uns!“ Der andere aber schalt ihn und sprach: „Fürchtest auch du Gott nicht, da du die gleiche Strafe empfangen hast? Wir werden allerdings mit Recht bestraft, denn wir empfangen, was unsere Taten wert sind. Dieser aber hat nichts Unrechtes getan.“ Und er sagte: „Jesus, denke an mich, wenn du in dein Reich kommst!“ Und Jesus sprach zu ihm: „Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein.“

Geheimnis der Bosheit. Der linke Schächer hat sich nicht bekehrt, obwohl er eine einmalige Chance hatte. Selbst dem Tod geweiht, spottet er noch den Heiland aus, der neben ihm am Kreuze hängt. Wahrhaftig, man könnte denken, dass in den letzten Augenblicken vor dem Sterben der Mensch etwas anderes im Sinn hat als Spott über einen anderen, zumal wenn er auch dem Tode geweiht ist. Der Schächer war nicht dumm. Er wußte, wen er neben sich hatte. Er wußte wenigstens, was er vorgab zu sein. „Bist du nicht der Messias?“ sagte er höhrend und fügte hinzu: „Rette dich selbst und uns!“ Er glaubte nicht an Jesus; er hielt ihn für einen Narren. Kann einer in der Stunde des Todes so hart und verblendet sein? Öffnet ihm nicht der nahe Tod die Augen, dass man mehr sieht als die anderen? Beim rechten Schächer war dies der Fall, beim linken nicht. Er konnte seinen Weg nicht ändern, er war festgefahren; sein Herz hatte eine derartige Härte und Bosheit erreicht, dass selbst die Gnade sie nicht auflösen konnte. Nehmen wir an, es wäre keine Sünde gewesen, dass er an Jesus nicht glauben konnte. Da hätte er wenigstens den Menschen, den Leidensgenossen, respektieren müssen, der neben ihm hing, und hätte nicht lästern dürfen.

Was heißt das für uns? Wir dürfen unsere Bekehrung nicht leichtfertig aufschieben. Wir dürfen nicht sagen: Erst will ich das Leben genießen. Wenn ich alt bin, ist immer noch Zeit, mich Gott zuzuwenden. Später, wenn die Triebe zur Ruhe gekommen sind, kann ich mich bekehren, da werde ich ruhig und ausgeglichen meinen Lebensabend verbringen. Dann werde ich Gott die Ehre geben. Meine Freunde, darauf ist zweierlei zu erwidern. Erstens wissen wir nicht, ob uns noch soviel Zeit geschenkt wird, dass wir jenes Alter erreichen, wo man Gott näher kommt. Auf keinen Fall dürfen wir daraufhin sündigen. Aber etwas anderes ist noch viel wichtiger, nämlich: Wir wissen nicht, ob wir nicht schon vor diesem Alter einen Zustand der Seele erreicht haben, einen Grad der Verhärtung und Verstockung, den keine Gnade mehr überwinden kann. Die totale Wendung zu Gott verlangt eine Kraftanstrengung. Wie sollen wir sie am Ende noch leisten können, wenn unsere Kräfte verbraucht sind, wenn wir vielleicht die Alzheimer Krankheit haben und dement sind? Wir sind dann das weltliche und oberflächliche Leben so gewohnt, dass wir zu keinem Aufbruch mehr kommen. Man sollte meinen, das Sterben würde die Menschen wachrütteln, es hätte eine erschütternde und aufrüttelnde Kraft. Aber wer viele Menschen hat sterben sehen, weiß, dass das nicht so ist. Sie gehen hinüber, ohne richtig zu sich selbst gekommen zu sein. Sie bleiben so liegen, wie der Baum gefallen ist. Sie haben nicht mehr die Kraft, sich Gott zuzuwenden. Das Animalische in ihrem Leben war so stark und das Geistige so schwach, dass auch das Sterben entsprechend ist.

Es mußte einmal einer sterben. Was ich jetzt erzähle, ist eine wahre Geschichte. Es mußte einmal einer sterben. Man fragte ihn, ob er noch einen Wunsch habe. Ja, er hatte einen Wunsch: Er möchte noch ein Stück Leberwurst essen. Der Franziskaner Gereon Goldmann war während des Krieges Sanitäter. Er hat viele Kameraden sterben sehen. Einem bot er die heilige Kommunion an. Er lehnte ab. „Aber eine Zigarette kannst du mir noch geben“, sagte er. Das geistliche Leben will gelernt und

geübt sein, sonst ist es schwer, mit einem Schlage hineinzukommen. Wir leugnen nicht, dass es möglich ist. Wir sehen es ja an dem Bösewicht, der zur Rechten des Herrn hing. Er konnte sich im letzten Augenblick bekehren. Wir sehen aber auch die Schwierigkeit bei seinem Kollegen. Er brachte es nicht mehr zustande. So ergeht die Mahnung an uns, die Bekehrung nicht aufzuschieben. Sie ergeht an die Gesunden und an die Jungen, die unbeschwert dahinleben und die Lösung der großen Probleme hinausschieben. Wenn wir wissen, wie schwer es ist heimzufinden, dann dürfen wir nicht zögern, dann dürfen wir die Möglichkeit der Heimkehr nicht verscherzen. Wir erleben am rechten Schächer das Wunder der Gnade. Wie ist es möglich gewesen? Das ist ein Geheimnis. Wir dürfen es weniger ihm als der Gnade zuschreiben, wenn er mit dieser Entschlossenheit und Innigkeit Jesus fand. Ihm ward es gegeben, und er hat es ergriffen.

Was sehen wir bei der Bekehrung des Missetäters, und was können wir daraus lernen? Betrachten wir das erste Wort, das wir von ihm wissen. Er sagte zu seinem Kollegen, der Jesus verspottete: „Fürchtest auch du Gott nicht, obwohl du die gleiche Strafe erleidest?“ Das Unglück, das über ihn gekommen war, hat er als Strafe begriffen, als Strafe für seine Missetaten. Er sah darin die Hand Gottes, und er begann Gott zu fürchten. Da erfüllte sich das alte Wort: „Der Anfang der Weisheit ist die Furcht Gottes.“ Gottesfurcht ist der Anfang der Weisheit. Gott war ihm irgendwie zeitlebens präsent geblieben. Im Hintergrund des Lebens hatte immer Gott gestanden, und der Missetäter war ihm nur ausgewichen. Aber er hatte Gott immer in der Nähe gewußt.

Man kann Gottesfurcht haben, ohne die Konsequenzen daraus zu ziehen, und das ist schlimm. Aber manche verbannen Gott völlig aus ihrem Leben. Sie wollen ihn nicht mehr, und sie fühlen ihn nicht mehr. Es gibt ungeheure Fernen, die auch Gott nicht mehr überbrücken kann. Man kann sein Herz mit Eis panzern, um Gott nicht mehr zu fühlen. Das ist die Verlorenheit, das ist die Hölle! Gottesfurcht heißt, dass wir noch Kontakt mit ihm haben, dass wir im Grunde an ihn glauben.

Und da sehen wir noch etwas anderes an dem bekehrten Schächer, nämlich wir sehen seine soziale Einstellung. Der rechte hatte ein echtes Mitgefühl mit Jesus. Er sah das Leid des anderen und war des Mitleides fähig. Der zweite dagegen dachte nur an sich und seine Rettung. Angenommen, Jesus hätte ihn befreit, er hätte den Vorteil angenommen und wäre davongegangen, ohne sein Leben zu ändern. Konsequenzen hätte er keine gezogen. Er wäre kein anderer Mensch geworden. Er war ganz egozentrisch eingestellt. Er hatte den Blick für den anderen, die Fähigkeit des Mitleids verloren.

Wir können das gleiche zum Maßstab unserer Gottesnähe oder unserer Gottesferne nehmen. Je mehr Liebe und Hilfsbereitschaft wir für den Nächsten haben, um so näher sind wir Gott. Wenn uns der andere kalt läßt, wenn wir keinen Finger mehr für ihn rühren, dann schaut es schlimm um uns aus, dann marschieren wir geradewegs der Hölle zu. Der Teufel ist der reine Egoist, und in die Hölle kommen diejenigen, die seines Geistes sind.

Die volle Bekehrung des rechten Schächers erfolgte sturzartig. Er sah auf einmal, dass er mit Recht die Strafe empfing. Er sah sich am Ende eines schrecklichen Weges, und er wehrte sich nicht dagegen. Er sagte nicht zu Jesus: „Hol mich herab und laß mich davonlaufen!“ Das irdische Leben war für ihn abgeschlossen. Er wußte, er wird in der Hölle begraben. Aber er hatte noch eine kleine Bitte vorzubringen, er wollte ein Gedenken. Er wußte: Der in der Mitte, der kommt nicht in die Hölle, und er soll an ihn denken, und das soll ein Trost sein. Er wußte nicht, um was er bat, meine lieben Freunde, er wußte es nicht. Wenn Jesus an einen denkt, dann ist man gerettet! Wie furchtbar einfach war doch die Bekehrung und diese wunderbare Antwort Jesu: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!“ Ich weiß nicht, warum er sagte „im Paradiese“, denn wer mit ihm ist, der ist im Paradiese. Jesus verlangte nicht mehr. Die paar Worte des Schächers hatten genügt: er war gerettet. Wie herrlich wurde doch das Sterben dieses Räubers! Wir müssen ihn beneiden um dieses Wort und um diese Verheißung, die keinem von uns zuteil wird. Wir werden im letzten Augenblick noch zittern und ungewiß sein, was mit uns geschieht. Wir haben keine absolute Heilsgewißheit.

Als meine Mutter, meine leibliche Mutter, zum Sterben kam, da fragte sie: „Wird Gott mich annehmen? Wird Gott mich annehmen?“ Wir sehen so oft Bilder mit den drei Kreuzen. Wir schauen gewöhnlich nur auf das Kreuz in der Mitte. Bedenken wir, dass die beiden anderen Kreuze der Platz für uns selber sind! Jeder von uns ist an das Kreuz seines Lebens und seines Todes geschlagen. Es hängt von uns ab, ob wir dem linken oder dem rechten Schächer ähnlich hinübergehen. Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Zerstörung des Erbes Christi

11.10.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In dem Gleichnis des heutigen Evangeliums zeichnet der Herr ein Bild des Schicksals des Gottesreiches. Die Hochzeit steht für das Heilsangebot Gottes in Christus. Gott der Vater hat seinen Sohn gesandt, um alle Menschen in seinem Reiche zu sammeln und auf diese Weise zum himmlischen Hochzeitsmahle zu führen. Das Erlösungswerk ist geschehen, die gnadenvolle Vereinigung Christi mit der einzelnen Seele und die Verbindung aller mit der heiligen Kirche. Der Ruf zur Teilnahme am Hochzeitsmahle, also an dem Gnadenfeste der Menschheit, zum Eintritt in das irdische Reich Gottes erging zuerst an Israel. Das Judentum war ohne Zweifel das erstberufene. Einige aus diesem Volke haben die Botschaft des Herrn angenommen, sind zum Hochzeitsmahl gekommen. Die Apostel waren ja aus diesem Volke, und auch andere, Priester und Laien, haben sich Christus angeschlossen. Aber die Masse des Volkes und die Führer des Volkes haben sich ihm versagt. Sie sind nicht zum Hochzeitsmahl gekommen, und deswegen gilt für sie das Wort: „Sie waren des Mahles nicht wert.“

In der jüngsten Zeit wird, um den Juden einen Gefallen zu tun, immer wieder so getan, als ob der Alte Bund noch weiter gälte, als ob Israel nicht das verstoßene Volk sei. Die Tatsache, meine lieben Freunde, dass Israel in seiner Gesamtheit den Messias abgelehnt hat, ist unumstößlich, ist unbezweifelbar und läßt sich durch keine Manipulation biblischer Texte aus der Welt schaffen. Wir singen mit Recht bei der Aussetzung des Allerheiligsten: „Laßt uns tiefgebeugt verehren dieses heilige Sakrament. Dieser Bund wird ewig währen. und der Alte hat ein End.“ Durch sein am Kreuze vergossenes Blut hat Christus einen neuen Bund zwischen Gott und den Menschen gestiftet. Beim Letzten Abendmahle sagt er das: „Das ist der Neue Bund.“ Einen neuen Bund kann es nur geben, wenn der alte Bund vergangen ist. Niemand hat diesen Zusammenhang schärfer herausgearbeitet als der Apostel Paulus. Der Alte Bund ist hinfällig, der Neue Bund begründet. Mit dem Bund hat auch das Bundesvolk gewechselt. Das alte Bundesvolk war Israel, das neue Bundesvolk sind alle, die sich zu Christus dem Heiland bekennen.

Fast 2000 Jahre sind seit jener ersten Einladung vergangen. Der König hat seine Knechte, seine Sendboten, in alle Welt geschickt. Kein Erdteil ist von ihm ausgelassen worden. Überallhin wurde die Botschaft getragen: „Es ist bereit. Das Mahl ist bereitet. Kommt zur Hochzeit! Die Erlösung ist vollbracht, das Reich Gottes auf Erden begründet. Die Gnadenbrunnen sind gefüllt, die Braut Christi und ihr Bräutigam harren auf die Menschen.“ Dieser Ruf ist vom ersten Papst, Petrus, am ersten Pfingstfest der versammelten Menge verkündet worden. Viele sind dem Rufe gefolgt, Millionen haben sich in das Reich Gottes eingliedern lassen. Es gab einmal eine Zeit, die das „christliche Mittelalter“ genannt wurde. Und tatsächlich die ganze damals bekannte Welt christlich geworden war. Aber dabei ist es nicht geblieben. Es kam die mörderische Bewegung des Islam. Er hat das Licht des Glaubens in Afrika und Asien ausgelöscht. Hunderte von Diözesen verbrannten in seinem Gluthauch. Jetzt setzt er an, das christliche Abendland zu erobern. Aber nicht genug damit, auch aus dem Abendland selbst kam die Zersetzung des Glaubens. Dieselbe Christenheit, die der Herr gewonnen hatte, hat in ihrem Schoße die Keime genährt, die zu ihrem Verderben beitrugen. Viele waren des Mahles nicht wert, ganze Länder haben sich von Christus abgewandt. Der Heilige Vater war vor wenigen Wochen in Tschechien. 70 Prozent der Tschechen sind vom Christentum abgefallen – 70 Prozent!

Und ist nicht so vieles, was dem Leben der Gegenwart sein Gepräge gibt, die ganze Friedlosigkeit im Inneren und im Äußeren, die Mißachtung fundamentaler Sittengesetze, die Absage an den persönlichen Gott, die laute Propaganda des Kirchenaustritts, ist das nicht alles eine einzige große Ableh-

nung der Einladung Gottes zum Gastmahl in seinem Reiche? Während unsere Missionare sich bemühen, ferne Völker zum Glauben zu führen, wenden sich die alten christlichen Kulturvölker wieder von Christus ab - des Mahles nicht wert! 120.000 katholische Christen haben im vergangenen Jahr den Austritt aus der Kirche erklärt - 120.000! Eine ganze Großstadt ist abgefallen.

Dunkle Wolken liegen über diesen Völkern, nicht erst seit gestern. Schon seit Jahrhunderten haben ideologische Bewegungen, die vornehmlich aus Frankreich und aus England ihren Ausgang nahmen, die Menschen vom Christentum abzuführen versucht. Ich nenne nur die Bewegungen des Bolschewismus, des Marxismus, des Liberalismus, der Aufklärung, der feindlichen, der gottfeindlichen Aufklärung. Was haben die Völker des Abendlandes aus dem Erbe Christi gemacht? Und was das Schlimmste ist: Die Zerstörung kommt vielfach von innen. Die eigenen Theologen machen das Christentum madig, machen die Christen im Glauben unsicher. In unserer Kirche, in unserer deutschen Kirche gibt es Tausende von Bediensteten, welche die Dogmen der Kirche als fromme Legenden betrachten, die feindselig gegen den Papst sind, den deutschen Papst, und die Beliebigkeit des Sittlichen verkünden. Die Kirche wird geschmäht und verdächtigt. In der Kirche St. Bonifaz in Mainz wurde dieser Tage ein Musical aufgeführt, wo die Kirche madig gemacht wurde. Die ganze Kirchengeschichte wurde verdächtigt und in den Staub gezogen. Das geschieht in einer katholischen Kirche im Bistum Mainz!

Während unsere Kirche von innen her zersetzt wird, breitet sich der Islam unaufhaltsam aus. Unsere Kirche betreibt Dialog mit dem Islam. Der Islam betreibt Mission! Christen sammeln Geld, um den Mohammedanern Moscheen zu bauen. Die Mohammedaner verbieten den Christen in ihren Ländern, auch nur das Kreuzzeichen zu machen. In verbrecherischer Dummheit werden den Muslimen immer weitere Positionen eingeräumt, von denen aus sie sich ausbreiten können. Es ist nicht zuviel gesagt: Wir befinden uns in der Phase der Selbstzerstörung der Kirche.

Das sind Dinge, meine lieben Freunde, die uns zutiefst angehen; denn jeder von uns trägt mit an der Verantwortung für die Erhaltung des Christentums in der Menschheit. Jeder muss sich fragen: Was habe ich getan für die Bewahrung und Verbreitung des Glaubens? Was habe ich getan, um die Menschen meiner Umgebung in der Kirche zu halten oder zur Kirche zu führen? Keine Ausreden! Keine Ausreden! Da höre ich sagen: Man kann nichts tun als beten. Das ist falsch! Man kann mehr tun als beten, und man muss mehr tun als beten. Was können wir tun? Wir können unserer Umgebung furchtlos den Glauben bezeugen; wir können werben für unsere Kirche; wir können sie verteidigen gegen ungerechte Angriffe. Dazu braucht es freilich Wissen. Wir müssen uns Wissen aneignen. Es gibt viele Bücher, die uns dieses Wissen vermitteln können. Warum werden sie nicht erworben? Wir können Bekannten und Unbekannten gutes Schrifttum zukommen lassen. Mein verstorbener Bruder war schwer krank. Aber er hat Hunderte von Schriften versandt, um die Menschen zum Glauben zu führen. Er hat Tausende von Mark und Euro aufgewendet, um dieses Schriftenapostolat zu betreiben. Wir können Briefe schreiben an die Zeitungen, an die Rundfunkanstalten, an das Fernsehen, in denen wir fordern, dass die christlichen Belange berücksichtigt werden, in denen wir auch vernehmlich gegen die Verunglimpfung unserer Religion protestieren. Wir können mehr tun als beten. Wir müssen mehr tun.

Noch unmittelbarer bedrängt uns die Frage, wenn wir dieses Gleichnis vom Hochzeitsmahl hören: In welcher Verfassung sind wir selbst im Hochzeitssaal? Nicht nur derjenige ist des Mahles unwert, der den Ruf überhört, der die Einladung verachtet, sondern auch der, welcher das hochzeitliche Kleid von sich warf, das ihm bei seinem Eintritt in die Kirche geschenkt wurde, die heiligmachende Gnade. Gott hat uns durch die Taufe verliehen, dass wir eine lebendige Verbindung mit Christus haben. Er läßt uns teilhaben an seiner Gottesnatur. Er gibt uns Anteil an seinem Erlösungswerk und an seinen Verheißungen. Wie leichtfertig gehen wir mit dem hochzeitlichen Gewande um, wie leichtfertig mit der Hochzeitgnade, mit der heiligmachenden Gnade? Wir verträsten uns nach der Sünde und schieben die Beichte auf, statt sogleich wieder durch eine gute Beicht in den Gnadenstand zurückzukehren. Viele treiben ein frevelhaftes Spiel mit der Barmherzigkeit Gottes. Der Besitz der heiligmachenden Gnade, meine lieben Freunde, ist für dieses Leben und ist für den Tod entscheidend. Wenn wir ohne dieses Gewand in den Hochzeitssaal Christi treten wollen, dann müssen wir die Worte hören: „Bindet ihm Hände und Füße!“ Die Hände und Füße, die der Mensch nicht rühren wollte für Gott und seine Kirche.

Und dann hat Christus noch ein Wort hinzugefügt, das man nicht ohne Bangen lesen kann: „Viele sind berufen, wenige aber auserwählt.“ Auch hier versuchen sogenannte Schrifterklärer den furchtbaren Ernst dieses Wortes zu verharmlosen. Aber es läßt sich nicht verharmlosen. Die Zahl derer, an die der Ruf Jesu zum Gottesreich ergeht, ist groß, denn dieser Ruf ergeht an alle. Klein ist dagegen die Zahl der Auserwählten, nämlich die Zahl derer, die das Heil wirklich erlangen. Es sind jene, die dem Ruf Gottes Gehorsam leisten. Nur wenige folgen dem an sie ergehenden Ruf und erlangen das Heil. Wer dieses Wort entschärfen will, der sei an andere Worte erinnert, die dasselbe sagen: Eng ist die Pforte und schmal der Weg, der ins Leben führt, und wenige sind es, die es finden.“ Eng ist die Pforte und schmal der Weg, der ins Leben führt, und wenige sind es, die ihn finden. Die Straße, die zum Verderben führt, ist breit und bequem, und die Zahl derer, die auf ihr wandeln, ist groß. Die Pforte aber, durch die man ins Leben eingeht, ist eng, und der Weg zum Leben ist schmal. Das heißt: beschwerlich. Schon das Finden dieses Weges ist schwierig und gelingt nur wenigen. Es ist Sache des Glaubens, eines reifen, eines mündigen, eines lebendigen Glaubens. Nur durch den Glauben wird Jesus als der Messias erkannt, und nur durch den Glauben und die von ihm verkündeten Gebote kann man zum Leben eingeht. „Willst du zum Leben eingeht, so halte die Gebote!“ Eng ist die Pforte und schmal der Weg, der zum Leben führt. Das ist eines der düstersten Worte des ganzen Evangeliums.

Lassen wir uns, meine lieben Freunde, nicht durch die trügerische Heilsrede, nicht durch den trügerischen Heilsoptimismus der falschen Propheten einschläfern! Es ist nicht wahr, dass alle, alle, alle in den Himmel kommen. Es ist nicht wahr! Eng ist die Pforte und schmal der Weg, der zum Leben führt, und wenige sind es, die ihn finden. Mir ist, als hörte ich heute die Worte aus dem Epheserbrief des Apostels Paulus: „Wach auf, du Schläfer, steh auf von den Toten, und Christus wird dich erleuchten.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Der Verlust von Ethik und Moral

18.10.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die goldenen Jahre sind vorüber. Das ist die allgemeine Meinung der Fachleute der Wirtschaft. Die goldenen Jahre sind vorüber, die Jahre, in denen das Wachstum der Wirtschaft nicht zu bremsen schien, die Jahre, in denen der Export dauernd anwuchs, die Jahre, in denen der Konsum sich steigerte. Die Menschen meinten, es müsse immer so weitergehen, es sei kein Ende dieser Glückssträhne abzusehen. Dann aber kam zuerst die Finanzkrise. Sie wuchs sich aus zur Wirtschaftskrise, und die Fachleute sagen uns: Das Schlimmste ist noch nicht überstanden. Das dicke Ende kommt noch, vor allem die Zunahme der Arbeitslosigkeit. Ein Unternehmer, ein führender Unternehmer hat dieser Tage erklärt: „Wir brauchen viele Jahre, um diesen Absturz wieder aufzuholen.“

In diese Zeit paßt, was der Apostel Paulus in der heutigen Epistel schreibt: „Nützet die Zeit, denn die Tage sind böse!“ Sind wir gerüstet für das, was möglicherweise morgen und übermorgen auf uns zukommt? Sind wir bereit, es ohne Murren, ohne Klagen, ohne Verzweiflung zu ertragen? Wir wollen den Teufel nicht an die Wand malen, aber es ist durchaus möglich, dass die Menschheitsgeißeln Pest, Hunger und Krieg wieder über uns kommen. Es sind Sturmzeichen am Horizont zu sehen, und wir dürfen sie nicht übersehen. Die Konsequenzen, die wir daraus ziehen, die wir daraus ziehen müssen, sind nicht, dass wir uns Vorräte anlegen, dass wir auf die Belebung der Wirtschaftskonjunktur hoffen. „Brüder, nützet die Zeit, die Tage sind böse!“ Nein, sondern dass wir uns auf die echten Werte besinnen, die in den letzten Jahren vergessen worden sind. Nicht wenige Fachleute der Wirtschaft haben uns gesagt: Die Krise ist nicht nur eine Krise der Finanzen und der Wirtschaft, sie ist auch eine Krise der Ethik, eine Krise des ethischen Handelns. Und weil das ethische Handeln in letzter Linie von Gott bestimmt wird, ist diese Krise auch eine Krise des Gottesglaubens. Damit stimmen wir gänzlich überein. Wir gläubigen Christen sind überzeugt: Die Tage sind nicht deshalb böse, weil Finanzen und Wirtschaft Schaden gelitten haben, sondern weil die Macht der Gottlosigkeit überhand nimmt und gegebenenfalls bereit ist, den Ausbruch der Hölle auf der Erde zu entfesseln.

Schlechte Ärzte kurieren an den Symptomen, gute Ärzte suchen die Krankheit an der Wurzel zu fassen. Die Krankheit unserer Zeit ist die Gottlosigkeit, die theoretische und die praktische. Die theoretische Gottlosigkeit besteht in der Leugnung der Existenz Gottes. Sie geht aus von einer Handvoll Philosophen und Ideologen, die eine unbegreifliche Publizität erfahren. Ihre wissenschaftlichen Leistungen rechtfertigen die Beachtung nicht, die sie finden. Aber ihre Sympathisanten sorgen für die Verbreitung ihrer Hetztiraden. Heute fahren Busse durch die Länder mit der Aufschrift: „There's probably no God. Now stop worrying and enjoy your life. Es gibt wahrscheinlich keinen Gott. Mach dir keine Sorgen und genieße das Leben.“ Das ist die theoretische Gottlosigkeit. Die praktische besteht darin, dass die Existenz Gottes gänzlich mißachtet wird, dass man lebt, als ob es keinen Gott gäbe, dass man mit Gott nicht rechnet, dass man ihn nicht beachtet, dass man ihn nicht ehrt, dass man nicht nach seinem Willen fragt. Solange diesen grundsätzlichen Übeln nicht gesteuert wird, kann weder Friede noch Ordnung auf unserer Erde einziehen. Eine dauernde und gesicherte Ordnung ist nur möglich, wenn dem Willen Gottes gefolgt wird. Die Welt hat ihr Gleichgewicht verloren, weil sie Gott aus ihrer Mitte herausgeworfen hat, und jetzt taumelt sie hin und her.

Es gibt keine Wendung, bis nicht der Letzte begriffen hat, dass in den apokalyptischen Katastrophen, vor denen wir bangen, sich die Straferichte Gottes erfüllen für den Verrat, den der Mensch an ihm begangen hat, der Mensch, der gehöhnt hat: „Wo ist denn euer Gott?“ Der Mensch, der geschrieen hat: „Gott ist tot.“ Gott läßt seiner nicht spotten. Es ist ein ehernes Gesetz: Je gewaltiger die Stei-

ne sind, die der Mensch nach dem Himmel schleudert, um so furchtbarer sind die Gerichte, die ihn zerschmettern.

Welches sind die Auswirkungen der Gottlosigkeit? Ohne Gott gibt es keine oberste, keine unumstößliche Instanz. Da gibt es nur zeitweilige Machthaber, die jederzeit hinweggefegt werden können. Sie haben keine unanfechtbare Autorität. Was sie sagen und anordnen, dem kann jeder widersprechen. Ohne Gott gibt es auch keine Wahrheit, sondern nur Meinungen. Mit Meinungen kann man eine Welt nicht regieren. Ohne Gott gibt es keine unumstößlichen Gesetze, da gibt es nur zeitweilige Normen, die jederzeit umgestoßen werden können. Wenn eine neue Regierung kommt, wenn ein neues Parlament gewählt wird, dann werden neue Gesetze geschaffen, die die bisherigen ablösen. Der Mensch, der Zeitgeist, die parlamentarischen Mehrheiten sind außerstande, eine verbindliche Moral zu schaffen. Sie bilden eine Moral, die den Schwächen, Leidenschaften und Lüsten der Menschen entgegenkommt, aber eine Moral, die Gott herausfordert und seine Strafgerichte auf sich zieht. Denken Sie nur, meine lieben Freunde, an die Aufwertung der Homosexualität in den vergangenen Jahrzehnten! Als ich vor 60 Jahren in München studierte, gab es einen Direktor der psychiatrischen Klinik mit Namen Oswald Bumpke; ein großer, bedeutender Psychiater, der vor allen Dingen den Unsinn von Sigmund Freud zurechtgerückt hat. Von Oswald Bumpke stammt das Wort: „Die Homosexualität ist zu aller Zeit eine der bedenklichsten Entartungserscheinungen gewesen, die wir unter den Symptomen einer niedergehenden Kultur mit großer Gesetzmäßigkeit antreffen.“ Eine der bedenklichsten Entartungserscheinungen! Eine himmelschreiende Sünde, wie wir Christen sagen, eine himmelschreiende Sünde, die jetzt in die Verfassung aufgenommen werden soll und durch die Verfassung legitimiert werden soll! Heute wird den Kindern in der Schule gelehrt, dass Homosexualität eben eine andere Form der zwischenmenschlichen Liebe ist.

So mußte es kommen. Wenn die Bande einmal zerrissen sind, die den Menschen mit Gott, dem obersten Gesetzgeber und Richter verbinden, dann bleibt nichts als eine armselige bürgerliche oder, wie man sagt, unabhängige Moral, eine Moral, die sich um ewige Gesetze und Verheißungen nicht kümmert und dadurch auf schiefer Ebene in den Abgrund gleitet und den Menschen den Launen und Leidenschaften überliefert. Die sittliche Ordnung, meine lieben Freunde, hat nur Verbindlichkeit, wenn sie von Gott garantiert wird. Die sittliche Ordnung ist entweder Ausdruck des göttlichen Willens, oder sie wird zum Spielzeug der menschlichen Willkür. Eine Moral, die Menschen erfinden, ein sittliches Gebot, hinter dem kein anderes Ansehen steht als der Name eines Philosophen, hat nicht mehr Macht als der König auf der Spielkarte.

Das Weltethos, das der Schweizer Theologe Küng verkündet, ist eine Sammlung unverbindlicher Selbstverständlichkeiten und sattsam bekannter Irrtümer. Die Moral kann nicht von Menschen gemacht, sie muss von Gott empfangen werden. Wenn Gottes Gesetz mißachtet wird, zerfällt die Gesellschaft, wird die Erde friedlos. Die Leugner der göttlichen Majestätsrechte waren immer noch die Totengräber der menschlichen Gesellschaft und der Menschenliebe. Die Gottesleugnung vermag nichts aufzubauen, nur zu zerstören. Sie löst nicht ein einziger Problem der Wissenschaft, sie erklärt kein einziges Rätsel der Natur, sie bietet keine Stütze, weder dem öffentlichen noch dem privaten Leben. Sie bietet keinen Antrieb für irgendeine Tugend. „Enjoy“, so haben wir eben gehört, „enjoy your life.“ „Genieße dein Leben!“ Die Gottlosigkeit zerstört die Basis der Gerechtigkeit, das Gefühl der Verantwortlichkeit und der Pflicht. Vor wem soll ich mich verantworten, wenn es keine oberste Instanz gibt, vor der ich erscheinen muss? Die Gottlosigkeit nimmt den Leidenschaften jeden Zaum und dem Leiden jeden Trost. Sie zersetzt die Fundamente der Familie – Homosexualität! – und des sozialen Lebens. Sie läßt den Menschen ohne Wahrheit im Denken, ohne Ziel im Wollen und ohne Richtschnur im Leben. Wer sich von Gott löst, dem zerfällt die Rangordnung der Güter. Er weiß nicht mehr, was zu schätzen und zu erstreben ist vor anderen Werten. Er setzt die animalischen Güter über die geistigen. Von ihm gilt, was der Apostel Paulus von den Feinden des Kreuzes Christi sagt: „Ihr Gott ist der Bauch, ihr Ruhm besteht in ihrer Schande, ihr Sinn ist auf das Irdische gerichtet.“ Sobald einmal dem Menschen die Aussicht und die Hoffnung auf unvergängliche Güter genommen ist, stürzt er sich gierig auf die irdischen Güter und sucht von ihnen möglichst viel an sich zu reißen.

Wer sich Gott widersetzt, verliert auch den inneren Frieden. Gerade dadurch, wodurch er sich gegen seinen Schöpfer auflehnt, wirkt er seine eigene innere Verwirrung und Beschämung. Manche fra-



gen sich, warum die Gottlosen immerfort bestrebt sind, andere in die Gottlosigkeit hineinzuziehen. O, das kann man sehr gut erklären: Sie haben keine Ruhe, und in ihrer Ruhelosigkeit suchen sie andere in den Zustand hineinzuziehen, in dem sie selber sind. Die Gottesleugner können von Gott nicht schweigen, weil ihr Gewissen nicht davon schweigt. Niemand hat die Lage des Gottlosen hellstichtiger beschrieben als der Philosoph Friedrich Nietzsche: „Du wirst niemals beten, niemals anbeten, niemals in unendlichem Vertrauen ausruhen. Du versagst es dir, vor einer letzten Weisheit, letzten Güte, letzten Macht stehen zu bleiben und deine Gedanken abzuschirren. Du hast keinen Wächter, keinen Freund für deine sieben Einsamkeiten. Du lebst ohne des Ausblick auf ein Gebirge, das Schnee auf dem Haupt und Gluten in seinem Herzen trägt. Deinem Herzen steht keine Ruhestatt offen, wo es nur zu finden und nicht mehr zu suchen hat. Du wehrst dich gegen einen letzten Frieden. Mensch der Entsagung, in all dem willst du entsagen? Wer gibt dir die Kraft hinzu. Noch fand niemand diese Kraft.“ Soweit Friedrich Nietzsche.

Und das Leben schreibt den Kommentar zu diesen prophetischen Worten. Als der schwedische Dichter August Strindberg zum Sterben kam, da hielt er noch einmal ein Selbstgericht über seine Vergangenheit. Er faßte das Ergebnis in die Worte zusammen: „Ich schreibe mein ganzes Unglück der einen Ursache zu, dass ich gottlos gewesen bin. Ein Mensch, der die Verbindung mit Gott abgebrochen hat, kann keinen Segen empfangen.“ Wahrhaftig, so ist es. An ihm hat sich das Wort der Heiligen Schrift erfüllt: „Ein gottloses Geschlecht nimmt in böses Ende.“

Wie anders der Gläubige. Welcher Katholik, welcher gläubige Katholik, meine lieben Freunde, hat es je bereut, gläubig gewesen zu sein? Wer hat je vor seinem Tode es beklagt, dass er den Glauben gehabt hat? Aber wie viele Ungläubige pressen im Tode das Kreuz auf ihre sterbenden Lippen, und sie beten an, was sie geleugnet, und sie leugnen, was sie angebetet haben. Es wird nicht besser werden, wenn wir nicht umkehren und Gott zum Herrn unseres Lebens machen. Es wird nicht besser werden, wenn wir nicht seinem heiligen Willen entsprechend das Gesicht unseres Lebens und das Antlitz unserer Erde erneuern. Wie der Apostel schreibt: „Seid nicht unverständig, sondern lernet den Willen Gottes zu verstehen!“

Da höre ich die entmutigende Entgegnung: „Ja, wie viele andere, wie viele Millionen kümmern sich weiter nicht um Gott, auch wenn ich mich bekehre. Was nützt es denn, wenn ich umkehre und Millionen andere tun es nicht?“ Es nützt! Gott rechnet anders. Das Gewicht eines Heiligen wiegt tausend Sünder auf. Um der Reinen willen, die sich opfern, rettet Gott ein ganzes Volk. Abraham hat es seinerzeit von Gott gehört: „Wenn nur zehn Gerechte, nur zehn Gerechte in Sodom und Gomorrha sind, dann werde ich diese Stadt retten.“ Aber sie fanden sich nicht. Deswegen nicht verzagen, meine lieben Freunde, sondern wirken, solange es Tag ist. „Nützet die Zeit, denn die Tage sind böse!“ Gott ist in seiner Macht und in seiner Barmherzigkeit derselbe, heute wie gestern. Der starke Arm Gottes ist nicht müde. Er kann jeder Not und Gefahr Einhalt gebieten. „Warum seid ihr so kleingläubig?“ hat Jesus den Jüngern auf dem Meere gesagt. Er tadelt sie wegen ihrer Furchtsamkeit. Da sollten auch wir Vertrauen haben und uns an das schöne Wort erinnern: „Wo die Not am größten, da ist Gottes Hilfe am nächsten.“

„Brüder, nützet die Zeit aus, denn die Tage sind böse!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Den Versuchungen des Bösen widerstehen

25.10.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zum Königsfest unseres Herrn Versammelt!

„Meinet nicht, ich sei gekommen, den Frieden zu bringen. Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“ Diese Sprache redet unser Herr und Heiland Jesus Christus. Er will von vornherein ausschließen, dass diejenigen, die sich ihm anschließen, meinen, sie würden in ein ruhiges, behagliches Leben hineingeführt werden. „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“ Also nicht Lebensgenuß, nicht Behaglichkeit, nicht Bequemlichkeit sind das Los derjenigen, die in die Nachfolge Christi eintreten, sondern Kampf, Auseinandersetzung, Feindschaft, Streit. Die Versuchungen des Teufels bleiben dem Jünger Jesu ebenso wenig erspart wie der Haß und die Verfolgung der Pharisäer. Verrat und Verleugnung müssen über ihn kommen, ebenso wie Verlassenheit und Angst. Es ist ein ganz grobes Mißverständnis der Jüngerschaft Jesu, wenn jemand meint, durch den Anschluß an Christus würde er sich ein bequemes, behagliches Leben erwerben können. Das Gegenteil ist der Fall.

Das christliche Mittelalter hat es besser gewußt als unsere Gegenwart. Auf vielen Darstellungen sieht man den Kampf, den der Wüstenheilige Antonius mit den Feinden des Heiles ausficht, die Versuchungen des heiligen Antonius. Hindemith hat sie in Musik gesetzt. Die Christen des Mittelalters wußten darum, dass eine entsagungsvolle Einsamkeit ihre Bedingungen hat. Und wenn Sie die Epistel des heutigen 21. Sonntags gehört hätten – die weggefallen ist wegen des Christkönigsfestes – wenn Sie diese Epistel gehört hätten, dann hätten Sie vernommen, was der Apostel Paulus sagt: „Wir haben einen Kampf nicht gegen Fleisch und Blut“, das heißt also nicht gegen Menschen, „sondern wir kämpfen gegen die Fürsten und Mächte, gegen die Weltherrscher dieser Finsternis, gegen die Geister der Bosheit und der Schlechtigkeit.“

Welches, meine lieben Freunde, sind denn unsere Feinde? Wer sind denn die Gegner, mit denen wir zu kämpfen haben? Es sind vorzüglich drei: 1. der Satan, 2. die böse Begierlichkeit, 3. die Feinde Christi und seiner Kirche. Der Satan ist der alte Widersacher, der Erbfeind, mit dem wir zu kämpfen haben. Tausende von Jahren sind vergangen, seitdem der Teufel die Menschen bekämpft. Aber seine Arglist ist deswegen nicht geringer geworden. Satan sucht uns von Gott abzubringen. Er will uns verführen, die Gebote Gottes zu übertreten. Herodes knirscht noch heute in der Person Satans mit den Zähnen und klagt darüber, dass die Herrschaft seiner Bosheit bei denen zu Ende ist, die zu Christus übergehen. Jene läßt der Teufel unbehelligt, die er mit unbestrittenem Recht bereits als sein Eigentum ansehen kann. Wen der Teufel überwunden hat, den läßt er in Ruhe. Die furchtbarste Versuchung ist, nicht mehr versucht zu werden, weil man schon eine Beute des Bösen ist.

Wie Christus versucht wurde, so werden auch seine Jünger versucht. Warum denn? Versuchungen müssen kommen, meine lieben Freunde, denn wie soll einer gekrönt werden, wenn er nicht gekämpft hat? Wie soll er aber kämpfen, wenn kein Feind da ist, der ihn angreift? Also, weil wir eine Krone erstreben, müssen wir kämpfen. In den Versuchungen soll der Christ sich bewähren. Da soll er zeigen, dass er zu dem gehört, der von sich gesagt hat: „Ich habe die Welt überwunden.“ In den dunklen Stunden der Versuchung wird der Heilige geboren. Solange wir in dieser Welt leben, können wir nicht ohne Versuchung sein.

Der Teufel ist schlau. Er kennt die schwachen Stellen bei jedem Menschen; dort setzt er an. Er weiß gar wohl, bei wem er das Feuer der Habsucht zu entzünden hat und wem er mit den Lockungen des Gaumens beizukommen weiß. Er weiß, bei wem er den Stachel des Neides ansetzen muss und das Feuer der Sinnenlust entzünden muss. Er weiß, wen er durch Gram verwirren kann und wen er durch

Freude täuschen kann. Er weiß, wen er durch Furcht zu erdrücken vermag, und er weiß, wen er durch schmeichelnde Bewunderung zu verführen vermag. Bei allen erwägt er ihre Gewohnheiten, beschäftigt sich mit ihren Sorgen, erforscht ihre Neigungen. Und gerade in der Sache, mit der sich jeder am liebsten beschäftigt, greift er ihn besonders an, sucht er ihm zu schaden. Es heißt also kämpfen gegen den Satan.

Wir stehen in diesem Kampfe nicht allein. Mit uns, meine lieben Freunde, ist derjenige, der von sich gesagt hat: „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen.“ Mächtiger ist jener, der in uns ist als jener, der gegen uns ist. Aber den Teufel überwindet nicht der Schlaue, sondern der Entschiedene. In der Schlauheit ist er aller Meister, im guten Willen ist er der Schwächste.

Der zweite Gegner ist die böse Begierlichkeit, die in uns ist. Sie greift von innen an. Die Begierlichkeit ist nichts anderes als das niedere Streben, das der Vernunft widerstreitet. Die Begierlichkeit kommt aus der Sünde und reizt zur Sünde. „Nitimur in vetitum“, so sagten unsere Vorfahren, „Wir neigen zum Verbotenen.“ In dieser Welt leben und keine Regungen der Begierlichkeit spüren, ist ausgeschlossen. Die Begierlichkeit, mit der wir ins Leben traten, findet kein Ende bis zum letzten Tage. Auch der Greis ist von der Begierlichkeit nicht ausgeschlossen. Selbst die Taufe hat die Begierlichkeit nicht ausgerottet. Das Konzil von Trient hat gelehrt: „Die Begierlichkeit oder Empfänglichkeit für die Sünde bleibt auch in den Getauften zurück. Sie wird ihnen belassen als Gelegenheit zur Bewährung im Kampfe.“ Als Gelegenheit zur Bewährung im Kampfe. „Sie kann jenen, die nicht in ihre Regungen einwilligen und mit der Gnade Christi mannhaft Widerstand leisten, keinen Schaden zufügen. Im Gegenteil: Derjenige, der rechtmäßig gekämpft hat, wird gekrönt.“

Wie kämpft man gegen die böse Begierlichkeit? O meine lieben Freunde, ich bis seit 58 Jahren Beichtvater und weiß, wie dieser Kampf zu führen ist. Es sind vor allem drei Mittel, die wir anwenden müssen: 1. Wehre den Anfängen! Wehre den Anfängen! Zuerst kommt die Vorstellung; sie lockt und reizt. Dann kommt das Begehren; es drängt und zieht. Dann kommt der Entschluß; er reißt und stürzt. Soweit dürfen wir es nicht kommen lassen. Wir müssen die Vorstellung, die Phantasie aus dem Gedächtnis, aus dem Geiste entfernen, den Anfängen widerstehen. Wenn wir das tun, ist die Begierlichkeit ohnmächtig. 2. Meide die Gelegenheit! Geh nicht dorthin, wo du fallen kannst. Viele sagen: Ich will ja nur sehen. „Was willst du sehen, was du nicht haben kannst?“ fragt die Nachfolge Christi. Wir wissen aus Erfahrung, wie schwach wir sind. Meiden wir die Orte, die Personen, die Sachen, die uns zu Fall bringen können! Immer wieder höre ich, dass Menschen durch das Fernsehen zu Fall kommen. Das Fernsehen ist eine wunderbare Errungenschaft des menschlichen Geistes, meine lieben Freunde. Richtig benutzt, kann man daraus viel lernen. Aber wenn wir uns den bösen Filmen überlassen, dann sind wir überwunden. 3. Gebrauche die Mittel, die zur Überwindung der bösen Begierlichkeit notwendig sind! Gebrauche die Mittel! Welches sind die Mittel? Streng sein gegen sich selbst, sich nicht alles durchgehen lassen, nicht immer der Sinnenlust folgen, die Eßlust beherrschen, die Augen beherrschen, den Schlaf auf das unbedingt Notwendige verkürzen. Im Buch von der Nachfolge Christi steht der wunderbare Satz: „Gib deine Begierlichkeit auf, und du wirst Ruhe finden.“ Schiller, unser deutscher Dichter, sagt dasselbe mit anderen Worten: „Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.“ Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.

Der dritte Gegner sind die Feinde Christi und seiner Kirche. Unsere Kirche ist im Kampfe geboren, und sie wird zu kämpfen haben bis zum Tage der Wiederkunft des Herrn. Als Paulus in Rom weilte – als Gefangener, er hatte ja an den Kaiser appelliert –, da besuchten ihn in seiner Mietwohnung die vornehmen Juden. Sie erklärten ihm: „Von dieser Sekte“ (damit ist das Christentum gemeint) „ist uns bekannt, dass sie überall Widerspruch findet.“ Dass sie überall Widerspruch findet. So hat es angefangen, und so ging es weiter. Im 3. Jahrhundert schreibt der Kirchenschriftsteller Tertullian: „Bei jedem allgemeinen Unglück, bei jedem Ungemach, das die Öffentlichkeit trifft, heißt es: Die Christen sind schuld. Hat der Tiber Hochwasser, hat der Nil Niederwasser, bleibt der Regen aus, kommt ein Erdbeben, eine Hungersnot, eine Seuche – das erste Wort ist: Fort mit den Christen, werft sie den Löwen vor!“ So ist es weitergegangen bis in unsere Tage. Warum, meine lieben Christen, warum sind die Christen so verhaßt? Warum sind die Christen jene Bevölkerungsgruppe, die am meisten Opfer für die Bosheit stellt? Warum? Weil die Menschen die Wahrheit nicht ertragen und weil die Heiligkeit sie

reizt. Weil die Menschen die Wahrheit nicht ertragen und weil die Heiligkeit sie reizt. Die Menschen ertragen die Wahrheit nicht, die Wahrheit über Gott, den Schöpfer, den Gesetzgeber und den Richter, die Wahrheit über Gottes Gesetze und Gebote. Die Wahrheit ist ihnen lästig. Sie sind mit der Erde zufrieden. Sie brauchen kein Jenseits. Ihnen reichen die Menschen. Sie wollen nichts wissen von dem überweltlichen Gott. Die Gebote Gottes sind ihnen zu anspruchsvoll. Sie wollen leben, wie es ihnen paßt, nicht wie Gott es will und wie die Kirche es nach Gottes Willen vorlegt.

Gestern schrieb der Playboy, Gunter Sachs, der einmal die Brigitte Bardot geheiratet hatte für eine kurze Zeit, ein Wort von der Brigitte Bardot in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Was hat Brigitte Bardot gesagt? „Ich liebe, solange ich lieben will, und nicht, solange die Moral es vorschreibt.“ Mit der Liebe ist natürlich die Unzucht gemeint. „Ich liebe, solange ich lieben will, und nicht, solange die Moral es vorschreibt.“ „Willst du wissen, was die Welt von der Wahrheit hält, schau aufs Kreuz. Es wird dir sagen: Dort hängt sie angeschlagen.“

Die Heiligkeit reizt die Menschen, denn sie hält ihnen einen Spiegel vor, in dem sie ihre Schwächen und Leidenschaften erkennen. Die Heiligen stören die Menschen. Sie zeigen ihnen, wer Gott ist und wie ernst man ihn nehmen muss. Ich gehöre nicht zu der Priesterbruderschaft Pius' X., und ich hoffe, dass sie sich mit der Kirche versöhnt. Aber der Haß, der sie trifft, ist teilweise darauf zurückzuführen, dass ihre Mitglieder Gott ernst nehmen. Die Heiligen beunruhigen die Menschen. Ihr Leben ist ein Gericht über ihre Sitten und namentlich über ihre Unsittlichkeit. Die Christen werden nicht verfolgt, weil sie Übeltäter sind, sondern weil sie Wohltäter sind. Je heiliger ein Mensch, um so weniger wird er von den Weltmenschen verstanden.

Christsein heißt Kämpfer sein. Für die Wahrheit müssen wir Zeugnis ablegen, die Heiligkeit müssen wir in unserem Leben verwirklichen. Man muss die Wahrheit nicht nur lieben, sondern man muss sich auch für sie einsetzen. Gegen das Böse müssen wir aufstehen, und zwar ist es eine Pflicht, gegen das Böse aufzustehen, ebenso wie für das Gute einzutreten. „Wer das Schlimme einer Sache nicht anzugreifen sich getraut, verteidigt das Gute nur halb.“ Dieses Wort stammt von dem Komponisten Robert Schumann. Wer das Schlimme einer Sache nicht anzugreifen sich getraut, verteidigt das Gute nur halb. Das sei all den Leisetretern, Rückversicherern und Speichelleckern gesagt in unserer Kirche. Wer das Schlimme einer Sache nicht anzugreifen sich getraut, verteidigt das Gute nur halb. Das sei vor allem den Leuten von der Petrusbruderschaft gesagt. Unsere Generation wird eines Tages nicht nur die ätzenden Worte und schlimmen Taten der schlechten Menschen zu bereuen haben, sondern auch das furchtbare Schweigen der Guten. Feigheit hat immer tausend Gründe für sich, wo der Tapfere stillschweigend tut, was sein Gewissen ihm gebietet. Nichts macht uns feiger und gewissenloser als der Wunsch, von allen Menschen geliebt zu werden. Ich möchte den verehrten Herren Bischöfen das Wort der heiligen Theresia von Avila ins Gedächtnis rufen: „Das Wohlgefallen Gottes und das Wohlgefallen der Menschen lassen sich schwer miteinander in Einklang bringen.“ Ich wiederhole: Das Wohlgefallen Gottes und das Wohlgefallen der Menschen lassen sich schwer miteinander in Einklang bringen.

Meine lieben Freunde, Feinde sind einem Menschen geschenkt, damit er sich an ihnen bewähre, damit er an ihnen wachse und erstarke. Nicht Nichtstun und Wohlleben, sondern Leid und Gefahr haben den Heiligen die leuchtenden Kronen um die Stirn gewunden. „Mensch, in das Paradies kommt man nicht unbewehrt. Willst du hinein, du mußt durch Feuer und durch Schwert.“ So hat Angelus Silesius gedichtet. Mensch, in das Paradies kommt man nicht unbewehrt. Willst du hinein, du mußt durch Feuer und durch Schwert.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Allerheiligen – Erntetag der Kirche

01.11.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Verehrung der Heiligen Versammelt!

Der heutige Tag ist ein Erntetag. Die Kirche fährt ihre Ernte ein, die Ernte derer, die es geschafft haben, die das Ziel erreicht haben, die vollendet sind. Die Kirche, die so viel Leid trägt um ihre Kinder, um ihre irrenden und ihre treulosen Kinder, die Kirche freut sich heute der Kinder, die den Weg ins Vaterhaus gefunden haben, die die Stätte in Besitz genommen haben, die der Herr ihnen bereitet hat. Jahrhundert um Jahrhundert, zweitausend Jahr lang hat sie Menschen aus dieser Erde in die himmlische Herrlichkeit geführt. Ihr Religionsfeinde, ihr Kirchenfeinde, ihr seht immer nur die Flecken auf dem Antlitz der Kirche, ihr seht nicht ihren Glanz! Was wißt ihr von ihrer mühevollen Erziehungsarbeit, von dem Trost, den sie den Mühseligen und Beladenen spendet, von der Weisung und von dem Rat, den sie den Menschen gegeben hat? Was wißt ihr davon? Zweitausend Jahr ist ein Strom von Segen von ihr ausgegangen und hat die Menschen heimgeleitet, heim ins Vaterhaus.

Wir ehren heute die Heiligen, am Tage, da wir die Königin, die die Kirche ist, feiern. Sie hält Heerschau über ihre Getreuen. Aus allen Ständen und Berufen sind sie gekommen, Kaiser und Könige – Heinrich, Ludwig, Fürstinnen – Elisabeth und Hedwig. Aber auch einfache Menschen, Soldaten wie Georg und Sebastian, wie der Schuhmacher Crispin und wie die Dienstmagd Notburga und die heilige Christina, Bauern und Hirten wie Wendelin. Aus allen Ständen sind sie, aus jeder Höhe und Tiefe des irdischen Lebens sind Heilige emporgewachsen ins Reich der Vollendung. Da sind die Männer und Frauen, die mit ihrem Blut für Christus Zeugnis abgelegt haben, die heiligen Martyrer. Sie verachteten den Tod, weil sie der Auferstandene berührt hatte. Es siegte in ihnen, der in ihnen lebte. Da sind die Bekenner, deren Leben, Leiden und Lieben für Christus gezeugt hat. Sie haben bewiesen wie mächtig die Gnade Gottes ist, denn es gibt keine Tugend, die nicht von Gott gestiftet wäre. Zwei Gottesbeweise werden immer die besten bleiben: wenn die Christen nach ihrem Glauben leben, und wenn sie für ihren Glauben sterben. Da sind heilige Frauen, denn das Heerlager Christi ist nicht in Geschlechtern geschieden. Es gibt nur eine einzige Armee, und wenn Gott sich einem Volke gnädig erweisen will, dann schenkt er ihm heilige Frauen. In den deutschen Domen, da stehen sie: Uta in Naumburg, Kaiserin Kunigunde, Elisabeth von Thüringen. Und da ist die Schar der Jungfrauen. Die Jungfräulichkeit ist das süße und gewaltige Lied, das den Himmel und die Erde erfreut. Die heiligen Jungfrauen dürfen mit Jeanne d' Arc, der Jungfrau von Orleans, sprechen: „Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen. Von meinem Meister ward sie mir anvertraut; vor seinem Throne muss ich sie niederlegen. Ich darf sie zeigen, denn ich trug sie treu.“ Unter den Heiligen sind manche, die uns besonders nahestehen: unsere Namenspatrone, die Patrone unserer Heimat, unserer Kirche, unseres Ortes. Auch die Heiligen, die uns den Glauben gebracht haben: Bonifatius, Canisius. Und was soll ich sagen von den 14 Nothelfern, die wir jeden Tag anrufen sollten, von Georg angefangen über Blasius bis hin zu Katharina, Barbara. Die Heiligen sind die Helden im Reiche Gottes. Die Heiligengeschichte ist das Heldenlied der Kirche.

Dieses Lied singen wir nicht nur von den Heiligen, deren Vollendung wir mit Gewißheit kennen. Nein, auch die Ungezählten, die das ewige Ziel erreicht haben, sind davon erfaßt. Auch die Kirche hat ihre unbekanntenen Soldaten. Und gerade diesen gilt das Fest. Heldenverehrung entspricht einem tiefen Bedürfnis des menschlichen Herzens, und die Heiligenverehrung ist die Brücke, die von den Kämpfern zu den Siegen führt.

Andersgläubige machen uns den Vorwurf, wir Katholiken betrieben mit dem Heiligenkult eine Art Götzendienst, wir schmälerten die Ehre Gottes, indem wir so viele Heilige verehren. Ein solcher Vorwurf kann nur von dem erhoben werden, der nicht weiß, was Heiligenverehrung ist. Heiligenver-

ehrerung im Sinne der Kirche bedeutet keine Schmälerung der Ehre Gottes, sondern die Mehrung seiner Ehre. Wir verehren die Heiligen, weil Gott herrlich ist in seinen Heiligen. Die Heiligen sind das, was sie geworden sind, durch Gottes Macht und Gnade geworden. Die Heiligen sind Herolde der erbarmenden Gnade und Vaterliebe Gottes. Die Heiligen verehren heißt die Güte des Vaters preisen, das Erlösungswerk Christi loben, das Gnadenwirken des Heiligen Geistes in den Seelen verherrlichen. Heiligenverehrung ist ihrem tiefsten Wesen nach Gottesverehrung.

Wir verehren die Heiligen als unsere Fürsprecher. Wir rufen sie an. Schon in den Katakomben finden wir die Anrufung der Heiligen. Sie bitten für uns bei Gott, unserem Herrn. Diese Anrufung ist möglich, weil alle in der Gnade Gottes Stehenden durch diese Gnade zu einer Gemeinschaft verbunden sind. Der eine kann für den anderen eintreten. Diese Verbundenheit im Gnadenleben gestattet uns, nein, ruft uns auf, füreinander einzustehen, füreinander zu beten. Wir sind und bleiben eins in Christus. Darum ist unser Gebet für die Verstorbenen wirksam, und darum wird auch das Gebet der Heiligen für uns wirksam sein, sie, die viel besser beten können als wir. Das ist eine übernatürliche Gebets- und Gnadengemeinschaft, eine übernatürliche Lebens- und Hilfsgemeinschaft. Das Allerheiligenfest ist das eigentliche Gemeinschaftsfest der Kirche. Und der Allerseelentag gehört dazu, denn die Abgeschiedenen sind mit uns in dieser Gemeinschaft vereint.

Freilich, noch wichtiger als die Fürbitte der Heiligen, als die Anrufung der Heiligen ist die Nachahmung der Heiligen. Sie sind uns Vorbilder und Vorkämpfer. Das Wesen der Heiligkeit besteht ja nicht in außergewöhnlichen Zuständen, Erscheinungen und Handlungen. Die Heiligen waren keine anderen Menschen als wir. Durch das Zusammenwirken von Gnade und eigenem Bemühen sind sie heilig geworden. Es gibt keine Tugend, die nicht durch harten Kampf erworben würde, und es gibt erst recht keine Vollendung in der Heiligkeit ohne Mühe und Kampf. Die Heiligen mußten genauso gegen den Satan kämpfen, die Begierlichkeit überwinden und die Sinnlichkeit niederzwingen wie wir. Den Heiligen hat es noch nicht gegeben, dem Schmerz nicht weh- und Lust nicht wohlgetan hätte.

Vor wenigen Wochen hat der Heilige Vater den Belgier Damian de Veuster heiliggesprochen. Damian de Veuster war ein Dickkopf. Er hatte einen schwierigen Charakter. Er war kantig, schlampig und nachlässig, ungehobelt. Das alles hat sein eigener Bischof bei der Feier zur Heiligsprechung uns gesagt. Aber er war auch heilig. Warum? Weil seine Fehler im Feuer der Liebe verzehrt wurden. Die Liebe läuterte und reinigte alles in ihm.

Die Nachfolgung der Heiligen besteht nicht in der Nachahmung des äußeren Lebens. Das ist ausgeschlossen. Die Umstände des Lebens und die Zeitverhältnisse waren ganz andere. Wenn man heute so leben wollte wie der heilige Franz von Assisi, dann würde man wegen Landstreicherei eingesperrt oder ins Irrenhaus gebracht werden. Nein, die Überspanntheiten, die wir bei Heiligen beobachten können, haben einen doppelten Grund: Sie wollten einmal ihre Sinnlichkeit besiegen, und sie wollten zum anderen ihren Zeitgenossen das Beispiel des Triumphes der Seele über den Leib vorzeigen, die Sinnlichkeit besiegen und die Seele über den Leib triumphieren lassen, den Vorrang der Seele vor dem Leibe lehren. Deswegen haben sie die Körperpflege vernachlässigt und ihre Gesundheit geschädigt, in der besten Absicht, aus Gottesliebe. Aber das ist nicht das, was wir nachahmen sollen. Was wir nachahmen sollen, ist ihre hingebende Gottesliebe, ihren heldenmütigen Willen, nach bestem Wissen und Können Gott zu dienen. Die Liebe war die Kraft, in der sie sich selbst besiegt haben, alles Gottwidrige überwunden haben. Wie sie in dieser Kraft gearbeitet, gekämpft und gelitten haben, das sollen wir nachahmen. Denn das ist das Geheimnis ihrer Heiligkeit: Mitten in der Welt waren sie nicht von der Welt. Die übernatürliche Lebensauffassung war es, die all ihrem Arbeiten, Kämpfen und Leiden einen Ewigkeitswert gegeben hat.

Manche Gegner des Christentums machen uns den Vorwurf, dass wir mit unserer übernatürlichen Lebensauffassung das Leben verneinen, dass die Kirche, die Religion, das Christentum lebensfremd, ja lebensfeindlich seien, weil wir eben immer wieder auf das Jenseits und auf den Tod hingewiesen werden. Diese Menschen folgen dem atheistischen Philosophen Feuerbach, der den schönen Spruch geschrieben hat: „Sind wir für den Himmel geboren, dann sind wir für die Erde verloren.“ Meine lieben Freunde, das ist ein großer Irrtum; denn gerade das Leben der Heiligen beweist, dass es darauf ankommt, das ewige Glück im Jenseits durch die diesseitige Lebenserfüllung zu erwerben. Dieses Glück können wir nur dadurch erreichen, dass wir es auf Erden verdienen, dass wir unsere Diesseitsaufga-

ben, die uns nach dem Willen Gottes zugewiesen sind, in heiliger Treue, Hingabe und Opferbereitschaft erfüllen. Gewiß glauben wir, dass ein guter Tod für uns von ausschlaggebender Bedeutung ist. Aber wir wissen auch, dass ein guter Tod nur die Frucht eines guten Lebens ist. In Gott hinein sterben ist genauso leicht oder so schwer wie in Gott hinein zu leben. Wer in Gott hinein lebt, wird auch die Kraft finden, in Gott hinein zu sterben.

Deswegen fassen wir unser Leben so auf, wie es die Heiligen aufgefaßt haben, nämlich: Machen wir unser Leben zu einem einzigen großen Gottesdienst! Erkennen wir in der Pflicht, die uns auferlegt ist, den Willen Gottes, und suchen wir durch Treue im Kleinen alles auf Gott zu beziehen! Folgen wir ihrer Lebensweisheit, ihrem Glücksrezept! Und was war dieses Glücksrezept? Es ist uns soeben im Evangelium des heutigen Tages vorgetragen worden. Sie waren arm im Geiste, und deswegen besitzen sie jetzt das Reich Gottes. Sie waren friedfertig, und deswegen fanden sie heim zum ewigen Frieden. Sie waren barmherzig, und deswegen haben sie Barmherzigkeit erlangt. Sie waren reinen Herzens, und deswegen dürfen sie jetzt Gott schauen. Sie haben gelitten und gekämpft, geduldet und getragen, und deswegen haben sie den verheißenen Lohn gefunden. Sie rufen uns zu: Diesen Weg müßt auch ihr gehen. Ist es auch kein leichter Weg, fordert er auch Entsagung und Überwindung, es ist der einzige Weg, der sicher, todsicher zur letzten Erfüllung des Menschenlebens führt. „Freut euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß im Himmel.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Prägung des Lebens durch die Religion

08.11.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Ein Mensch, der religiös ist, ist es am Morgen, am Mittag, am Abend und in der Nacht; denn seine Religion ist ein Charakteristikum seiner Persönlichkeit, eine Form, die ihn prägt, die ihn innerlich durchseelt. Man sieht Gott in allem, und alles wird in Gott geschaut. Religion und Leben stehen nicht unverbunden nebeneinander. Die Religion will das Leben gestalten, sie will das Leben prägen, sie will das Leben durchseelen. Der Mensch ist erst vollendet, wenn er religiös ist, und die Religion ist erst vollendet, wenn sie das Leben durchherrscht.

Andere Weltansichten vermögen das Leben nicht zu bestimmen. Die Lebensmittelchemie oder die Radiotechnik bleiben äußerlich, sie beschäftigen den Verstand. Die Religion nimmt nicht nur den Verstand in Besitz, sondern auch den Willen und das Gemüt. Sie schlägt den ganzen Menschen in ihren Bann. Und sie hat keine Ruhe, bis sie nicht alle seine Äußerungen durchwirkt hat. Ich meine, es sind vier Eigenschaften, die wir als religiöse Menschen an uns tragen müssen: Wir müssen ganz gläubig, ganz treu, ganz froh und ganz gütig werden.

Ganz gläubig. Nicht halbgläubig, nicht viertelgläubig, nicht gläubig mit Auslassungen, kein Auswahlchristentum, ganz gläubig müssen wir sein, d.h. Gott muss der Zentralgedanke unseres Lebens und unseres Denkens sein. Und die ganze Wahrheit, die er seiner Kirche anvertraut hat, muss uns zum Besitz geworden sein. Es gibt unter den Glaubenslehren, welche die Kirche vorlegt, keine, die überflüssig, die unnütz wäre, die man von sich fernhalten könnte. Alle haben ihre Stelle in unserem Leben, alle dienen dazu, unser Leben zu durchwirken. Ganz gläubig sein heißt Gott als den Herrn anerkennen. Alle Götzen müssen von uns fernbleiben. Gewiß, in unserem Land stehen keine Götzentempel mehr wie bei den alten Germanen. Aber es stehen noch viele Götzentempel in den Herzen der Menschen. Wer einen Gegenstand, einen Menschen, eine Leidenschaft so verehrt, wie man nur Gott verehren kann, ist ein Götzendiener. Der heilige Paulus sagt, dass die Habsucht ein Götzendienst ist. Um wie viel mehr noch andere Leidenschaften. Wir müssen also prüfen, ob wir in unserem Herzen noch Götzenaltäre aufgerichtet haben, und zwar ist der häufigste Götzenaltar derjenige, den man der eigenen Person errichtet. Daneben aber stehen viele andere Götzenaltäre unter den Menschen. „Tötet das irdische Gelüste eurer Glieder“, sagt der heilige Paulus im Kolosserbrief, „Unzucht, Unkeuschheit, Leidenschaft, böses Begehren und Habsucht, die Götzendienst ist. Um solcher Dinge willen kommt der Zorn Gottes über die Kinder des Ungehorsams.“ Ganz gläubig müssen wir sein, wenn die Religion der innerste Besitz unseres Herzens geworden ist.

Ganz treu müssen wir sein. Es gibt so viele Verführungen zur Untreue. Satan ruht nicht, bis er uns von Gott abgebracht hat. Erst wird der Mensch lau, und dann fällt er ganz ab. Heute heißt untreu werden sich mit dem falschen Ökumenismus einlassen. Meine lieben Freunde, wir haben Ehrfurcht vor allen, die einen anderen Glauben haben, aber wir dürfen unseren Glauben nicht auf dem Altare einer scheinbaren Gemeinschaft opfern. Ich fürchte, dass der Ökumenismus die Schmierseife ist auf der Rutschbahn des Abfalls von unserer Kirche! Wir müssen an manchen Wegkreuzungen vorbei, und hier ruft uns jedesmal Gott zur Entscheidung, dass wir treu sind unserem Herrn und Heiland, der ja nicht nur der „liebe Jesus“ ist, sondern auch der Weltenherrscher und der Weltenrichter, der Christuskönig; ein solcher gewaltiger Herrscher verlangt unbedingte und unentwegte Gefolgschaft.

Die Älteren von uns können sich vielleicht noch erinnern, wie in den 20er und 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Mexiko eine riesige Christenverfolgung tobte. Der Staat, der von Freimaurern, Sozialisten und Liberalen beherrscht war, verfolgte die katholische Kirche grausam. Da wurden eines



Tages zwei Brüder festgenommen. Man suchte sie zu erpressen. Sie sollten angeben, wo sich ihre beiden Priesterbrüder versteckt hielten. Sie weigerten sich, das Versteck anzugeben. Sie sagten kein Wort. Um Mitternacht führte man sie zur Hinrichtung. Einer von ihnen erbat sich eine Kerze. Da nahm er die Kerze, riß sich das Hemd auf und wies auf sein Herz und sagte: „Hier ist das Herz, das bereit ist, für seinen Gott und Heiland zu sterben.“ Um 2 Uhr nachts wurden sie erschossen. Das ist Treue. Wir beweisen, dass wir an Gott glauben, wenn wir ihm treu sind, treu sind bis zum Ende. In der Offenbarung des Johannes heißt es: „Sei getreu bis in den Tod, und ich will dir die Krone des Lebens geben.“ Ganz treu müssen wir sein.

Ganz froh müssen wir sein, denn das Christentum ist eine Religion der Freude. *Συαγγελιον* heißt ja Frohbotschaft, Freudenbotschaft, Heilsbotschaft. Die Verkündigung des Glaubens will uns froh machen, froh machen, dass ein Vater im Himmel über uns wacht. „Brüder, überm Sternenzelt muss ein lieber Vater wohnen“, heißt es in der Ode an die Freude von Friedrich Schiller, die Beethoven vertont hat. „Brüder, überm Sternenzelt muss ein lieber Vater wohnen.“ Das ist ein Grund, der tiefste Grund unserer Freude, dass wir Kinder des himmlischen Vaters sind, dass er unser Geschick in seinen Händen hält und dass wir ihm vertrauen dürfen. Vor allem müssen wir auch daran denken, dass dieser Vater uns eine Heimstatt bereitet hat. Er will uns bei sich haben, doch in einer ganz anderen Weise als hier auf Erden, wo Gott mit der Gnade und mit der heiligen Kommunion bei uns ist. Er hat uns eine Heimstatt bereitet. Es geht weiter, das Leben hört nicht auf, wenn der Leib zerfällt. Wir kehren heim, wir kehren heim zu Gott, und dieser Gedanke soll uns tröstlich sein. Wir sind ja keine Verbannten, die nach Sibirien geführt werden, sondern wir gehen ins Vaterhaus.

Im Amphitheater von Pergamon wurde der Bischof Carpus an einen Pfahl gebunden und zum Feuertode verurteilt. Als er an dem Pfahle festgebunden war, da lächelte er. Da lächelte er! Die Umstehenden fragten ihn: „Warum lächelst du?“ Carpus antwortete: „Ich sah die Herrlichkeit des Herrn und freute mich.“ Auch wir müssen diese Freude in uns tragen. Eine Frömmigkeit, die niemals heiter sein kann, ist keine rechte Frömmigkeit. Wir wissen, welche Gefahren, welche Bedrohungen uns jeden Tag begegnen. Wir wissen, wie viel Unglück über uns kommen kann oder vielleicht schon gekommen ist. Und nicht jeder Mensch ist von Natur aus heiter. Mancher neigt zum Pessimismus, zur Depression, zu Ängsten. Man kann eine solche Naturanlage schlecht überwinden, aber man kann sich mit Gleichmut und Gefäßtheit darüber hinwegsetzen. Gleichmütig bleiben auch im Unglück, gefaßt sein auch in Gefahr! Es ist schon viel, wenn man durch Beherrschung zu einer gewissen Gelassenheit gelangt ist und so den Menschen ein Beispiel gibt, dass sie in Unglück und Gefahren nicht zu verzweifeln brauchen. „Brüder, überm Sternenzelt muss ein lieber Vater wohnen.“

Ganz gütig müssen wir sein. Die Religion muss ausstrahlen auf die Menschen. Es ist ganz falsch, wenn jemand meint: Ich will nur Gott gefallen. Nein, wir müssen auch nach Möglichkeit den Menschen sympathisch sein. Die Religion soll uns Gott angenehm machen, aber möglichst auch, soweit es an uns liegt, den Menschen. Der Dienst am Nebenmenschen ist der Religion wesentlich. Religion ohne Menschenliebe ist keine Religion. Diejenigen, die ernst machen mit dieser Güte, werden frohe Menschen, denn das Gute, das wir anderen tun, strahlt auf uns zurück. Das Wohlwollen, das wir anderen erweisen, wird uns in irgendeiner Weise erwidert. Je mehr ein Mensch sich verschenkt, um so reicher wird er von Gott belohnt. „Wenn die Gottlosen euch fragen: Wo ist Gott?, dann sagt ihnen: Hier, und tut eine gute Tat“, hat Franz Herweg einmal geschrieben. Die meisten Menschen zerbrechen erst dann an Gott, wenn sie an den Mitmenschen zerbrochen sind. Und wenn sie an Gott wieder glauben sollen, müssen sie erst an die Menschen wieder glauben lernen. Viele müssen zuerst den Glauben an die Menschen wiederfinden, bevor sie den Heimweg zu Gott wieder finden. Also, ganz gütig müssen wir sein, barmherzige Liebe erweisen, Wohlwollen auch gegenüber denen, die uns nicht wohl wollen, geduldig auch mit denen, die nicht geduldig mit uns sind. Unser Herz muss offen sein für das Leid und den Kummer der Mitmenschen. Soviel wir auch zu tragen haben, wir dürfen nicht gleichgültig sein gegen das Unglück und die Not von Angehörigen, Nachbarn und Bekannten. Wir können sie trösten und aufrichten. Schon wenn wir sie anhören, ist es für viele Menschen ein Trost. Wir können ihnen ein Zeichen der Zuneigung und der Liebe schenken.

Wie können wir das alles erreichen, ganz gläubig, ganz treu, ganz froh und ganz gütig zu sein? Wie können wir das erreichen? Indem wir uns erinnern, dass Christus uns gegenwärtig ist. Seine übermen-

schliche Persönlichkeit, seine überirdische Größe, sein unendlicher Reichtum sind uns nahe. Wenn wir wahren Glauben besitzen, erinnern wir uns daran, dass wir Jesus in uns haben. Wir sind Christusträger geworden durch die heiligmachende Gnade, durch die heilige Kommunion. Wenn unsere Religion wirksam werden will, dann muss sie den Alltag durchdringen, unser Denken, unser Wollen, unser Handeln beherrschen. Der treu durchlebte Alltag ist die Probe auf die Echtheit der Religion. Ein Mensch kann nicht in Wahrheit eine Stunde religiös und die andere nicht religiös sein. Wir könnten ebenso gut sagen. Er ist eine Stunde gesund und die andere Stunde krank. Nein. Gott mit der Zunge verherrlichen kann man nicht immer, aber mit dem Leben verherrlichen, das kann man immer. Des Katholiken charakteristisches Zeichen soll sein, dass er die Religion lebt, nicht dass er von ihr spricht. Wenn wir Gott in das Leben tragen, dann trägt uns das Leben zu Gott. Darum erinnern wir uns an die Mahnung der Apokalypse: „Halte fest, was du hast, damit niemand dir deine Krone raube!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Barmherzigkeit – die Krone der Nächstenliebe

15.11.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am kommenden Donnerstag begehen wir das Fest der heiligen Elisabeth. Wenn von Elisabeth die Rede ist, dann klingt ein Lied auf, so süß wie die Liebe und so tief wie das Menschenleid, nämlich das Lied von einer Frau, die eine Fürstenkrone trug, die aber auch eine Dornenkrone auf sich nehmen mußte und die schließlich mit einer Herrscherkrone geschmückt wurde, nämlich mit der Krone der Königin Caritas – Liebe. Ihr Leben vollzog sich von 1207 bis 1231, 24 Jahre. Mit 1 Jahr, 1208, hat man sie verlobt mit dem Landgrafen von Thüringen. Mit 4 Jahren verbrachte man das Kind nach Thüringen, damit es am dortigen Hofe aufwüchse. Mit 14 Jahren wurde sie verheiratet. Es war eine glückliche Ehe; sie schenkte ihrem Mann in ihrer kurzen Ehe drei Kinder. Die Ehe war kurz, weil ihr Mann auf einem Kreuzzug starb. Mit 20 Jahren war sie Witwe, und mit 24 Jahren starb sie. Elisabeth ist die Fürstin der Barmherzigkeit. Barmherzigkeit übte sie als Kind, als Jungfrau, als Gattin, als Mutter, als Witwe. Barmherzigkeit war der Grundakkord ihres Lebens. Barmherzigkeit zeigte sie in der Nachfolge des heiligen Franz von Assisi. Barmherzigkeit übte sie im Glück und im Unglück.

Wenn wir die Heiligenverehrung nach dem Sinne der Kirche betreiben, dann wissen wir, die Heiligen sollen unsere Vorbilder sein; wir sollen sie nachahmen. Das Wesen der Heiligenverehrung ist die Nachahmung der Heiligen. Gewiß, wir werden nicht die Höhe erreichen können wie Elisabeth. Die Höhe, die sie erreicht hat, wird uns nicht vergönnt sein, aber wir können den Weg einschlagen, den sie gegangen ist. Wir können uns von dem Geist leiten lassen, in dem sie ihr Leben verbracht hat, diesen Geist der Barmherzigkeit. Wir bewundern die Heiligen, aber wir werden auch von ihnen aufgerufen: „Wir waren, was ihr seid. Werdet das, was wir sind!“

Barmherzigkeit ist eine besondere Art der Liebe, es ist nämlich die Liebe zu der gefallenen Kreatur, also die Liebe zu den Verunglückten. Barmherzigkeit im Sinne der heiligen Elisabeth ist nicht ein aufwallendes Gefühl oder eine aus Mitleid gespendete Gabe, sondern eine bleibende Gesinnung, die Gesinnung, die Willensrichtung, die auf praktisches Tun gerichtet ist. Denn wir wissen: Barmherzigkeit ist eine Pflicht. Der Herr hat sie uns auferlegt in seiner Bergpredigt: „Selig die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“ Und er hat sie in seiner letzten Stunde im Abschied uns empfohlen: „Ein neues Gebot gebe ich euch: Liebet einander, wie ich euch geliebt habe!“ Und wie hat er uns geliebt? Mit einer hingebenden, mit einer sich aufopfernden, mit einer erlösenden Liebe, mit der Liebe der Barmherzigkeit.

Welches ist der tiefste Grund dieser Liebe? Es ist die Gemeinschaft der Heiligen. Es sind alle verbunden durch die Gnade mit unserem Herrn und Heiland; er ist unser Bruder. Christus steht zu allen Gliedern des Gottesreiches in einer engen Verbindung, und so ist der sichtbare Mitmensch, der sichtbare Nebenmensch nichts anderes als ein Stellvertreter Christi. Er steht an der Stelle Christi, und es ist uns aufgegeben, in ihm Christus zu lieben. Das ist auch der Sinn jener Legende, die aus dem Leben der heiligen Elisabeth erzählt wird. Es wird berichtet, dass die heilige Elisabeth in das Bett ihres Mannes einen armen Aussätzigen legte. Ihre Schwiegermutter war voll Zorn und rief den Mann herbei, aber als der Mann in das Zimmer trat, da fand er in seinem Bett Jesus. Er sah Jesus in dem Armen. Das ist also der tiefe Sinn dieser Legende – es ist eine Legende –: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“

Wenn wir das barmherzige Tun der heiligen Elisabeth betrachten, dann mutet es uns oft an wie moderne Caritasarbeit; denn Elisabeth hat ihre Barmherzigkeit durchaus nach rationalen Gesichtspunkten betrieben. Wenn sie Arbeitsfähige fand, verschaffte sie ihnen Arbeit; wenn sie Arbeits-

scheue sah, munterte sie sie auf, zu arbeiten; wenn sie Arbeitsunfähige traf, reichte sie ihnen ihre Gaben. Die wirksamste Bekämpfung menschlicher Not ist immer die Beseitigung ihrer Ursachen. Vorbeugen ist besser als Helfen. Das vermag der Einzelne aus sich selbst kaum. Es muss die Caritas, es muss die Liebestätigkeit organisiert werden. Wir haben in Deutschland seit vielen Jahrzehnten Organisationen der Caritas: Vinzenzvereine, Elisabethvereine; wir haben den großen Caritasverband, und es sind in den letzten Jahren Hilfswerke entstanden für die lateinamerikanische Bevölkerung – Adveniat und für die Menschen im Osten – Renovabis, für die Menschen in Afrika und Asien – Misereor. Alle diese Werke sind notwendig, und wir sollen ihnen helfen, ihre Tätigkeit zu erfüllen. Wir sollen sie unterstützen mit unseren Gaben, soweit es uns möglich ist.

Aber mit dieser Beteiligung an der organisierten Caritas hört die Pflicht der persönlichen Barmherzigkeit nicht auf. Sie läßt sich überhaupt nicht mit bestimmten Gaben und Zahlen umgrenzen. Es gibt ja unendliche viele Taten der Barmherzigkeit, die nicht in äußeren Gaben bestehen. In solchen Taten aber zeigt sich der wahre Christ, zu solchen Taten ruft uns jeder Tag. Zunächst einmal müssen wir die Not sehen. Dazu bedarf es einer Genialität der Nächstenliebe: die Not sehen! Wir begegnen so viel verschwiegenem Leid. Und wir sehen und hören nichts davon, weil wir ganz erfüllt sind von eigenen Sorgen und Wünschen, Mühen und Hoffnungen. Also die Hellsichtigkeit der Liebe tut uns not. Dann aber, wenn wir die Not sehen, sind wir aufgerufen, ihr abzuhelpen. Die Kirche leitet uns dazu an. Sie hat aus der Offenbarung die Werke der leiblichen und der geistigen Barmherzigkeit aufgestellt. Die Werke der leiblichen Barmherzigkeit: Hungrige speisen, Durstige tränken, Nackte bekleiden, Fremde beherbergen, Gefangene befreien, Kranke besuchen, Tote begraben. Das sind die Werke der leiblichen Barmherzigkeit. Ihr zur Seite die Werke der geistigen Barmherzigkeit: Sünder zurechtweisen, Unwissende belehren, Zweifelnden recht raten, Betrübte trösten, Unrecht geduldig leiden, Beleidigern gern vergeben, für Lebende und Tote beten. Ich finde, dass die Werke der geistigen Barmherzigkeit noch schwerer zu verrichten sind als die der leiblichen, denn sie setzen eben ein ganz anderes Engagement voraus, sie verlangen, dass man sich mit den anderen solidarisiert. Gewiß, wir können nicht unaufhörlich alle Werke der Barmherzigkeit verrichten. Wir haben unseren Beruf, wir haben unsere Pflichten, wir haben unsere Aufgaben, denen wir nachkommen müssen. Aber was wir nicht selbst tun können, das suchen wir eben durch andere tun zu lassen. Und vor allem wollen wir uns die Aufgeschlossenheit der Seele bewahren, die Aufgeschlossenheit für fremde Not, das Mitleiden. Einzig die liebende Teilnahme bietet das Mittel, die Menschen zu verstehen. Wer einen anderen trösten will, ohne seinen Schmerz zu teilen, richtet ihn nicht auf. Das Mitleid ist die Brücke zur Not des anderen.

Das Mitleid ist auch keineswegs ein bloßes Gefühl. Es ist nicht ohnmächtig, es ist nicht tatenlos. Als ich ein Knabe war, wurden wir angeleitet, ein Poesiealbum zu führen, also ein Büchlein, in das Bekannte, Verwandte Sprüche, Merkworte hineinschrieben, die uns galten. Ich gab dieses Büchlein einmal einem meiner Lehrer, und was schrieb er hinein: „Der Krieg und der Mut haben mehr große Dinge getan als die Nächstenliebe. Nicht euer Mitleiden, sondern die Tapferkeit rettete bisher die Verunglückten“ – Friedrich Nietzsche. Dieses Wort ist ganz falsch. Mitleid und Tapferkeit schließen sich nicht aus. Mitleid und Tapferkeit gehören zusammen. Das Mitleid weckt ja die Tapferkeit. Weil mir der andere nahe steht, weil mir an ihm etwas liegt, deswegen siege ich über meine Trägheit, über meine Bequemlichkeit. Das Mitleid ritzt das Gewissen, auf dass wir uns unserer Pflicht erinnern, Barmherzigkeit zu üben. Gerade diese Aufgeschlossenheit fehlt uns aber oft. Deswegen haben wir so viele Entschuldigungen, wenn wir Not sehen, wenn die Forderung der barmherzigen Tat an uns herantritt: Ich muss mich selber so einschränken; ich kann nicht allen helfen; es kommen so viele; man verlangt so oft eine Spende. Stimmt alles. Und trotzdem, aus diesen Entschuldigungen klingt im Grunde immer dieses Wort des ersten Brudermörders: „Bin ich denn der Hüter meines Bruders?“ Ja, du bist es!

Wir dürfen vor fremder Not nicht fliehen, meine lieben Freunde, damit sie unsere Tage und unsere Nächte nicht störe. Wir müssen daran denken, dass Christus sagt: „Ich war es, der hungerte; ich war es, der nackt vor der Tür stand.“ Erst da, wo die Helfertat zum persönlichen Opfer wird, ist wahre christliche Caritas. Immer wenn uns die Bequemlichkeit, das Ruheverlangen, das Ungestörtseinwollen von einer Tat der Barmherzigkeit abhalten will, dann schlägt die Stunde der Bewährung. Strohfeuer

der Nächstenliebe brennen auf allen Herden, die ewige Lampe der Liebestätigkeit brennt nur im Heiligtum des Glaubens.

Das ist ja das Wundervolle an dem Bild der heiligen Elisabeth, dass die Barmherzigkeit sie durch alle Höhen und Tiefen des Lebens begleitet. Als sie selbst alles verloren hatte und in bitterster Not war, als sie umherwanderte, von Tür zu Tür bettelnd, da suchte und fand sie immer noch die Möglichkeit, Barmherzigkeit zu üben. Und die großen Werke der Landgräfin Elisabeth erscheinen klein im Vergleich zu den stillen Opfern der Bettlerin Elisabeth. Es ist eine alte Erfahrung: Die Armen sind gewöhnlich freigebiger als die Reichen. Die selber in Not sind, haben auch noch einen Blick für fremde Not.

Im Jahre 1235, also vier Jahre nach dem Tode Elisabeths, sah man in Marburg ein merkwürdiges Schauspiel. Es wurde nämlich der Leib der heiligen Elisabeth in feierlichem Zuge in den Dom von Marburg gebracht. Der Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen trug im Bußgewand auf seinen eigenen Schultern den Schrein mit den Gebeinen der heiligen Elisabeth. Das war vielleicht die adeligste Tat, die jener Kaiser in seinem kampferfüllten Leben vollbracht hatte. Der mächtigste Mann der Christenheit, den die ganze Pracht und Herrlichkeit des mittelalterlichen Kaisertums umstrahlte, neigte sein gekröntes Haupt vor der stillen Frau, vor der armen, verlassenen Magd, die aus Barmherzigkeit gegen die Menschenbrüder alles aufgegeben hatte. Denn er wußte: Diese Frau hatte alles hingegeben aus Liebe. Sie trug eine unsichtbare Krone, so herrlich und leuchtend, dass auch der stolzesten Erdenkrone Glanz darüber verblassen mußte. Sie trug die Krone der Königin Caritas.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

„Himmel und Erde werden vergehen...“

22.11.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir begehen heute den 24., den letzten Sonntag nach Pfingsten. Mit diesem Sonntag endet das Kirchenjahr, das liturgische Jahr. Am kommenden Sonntag begehen wir dann schon den ersten Sonntag der Erwartung, des Advents. Im Laufe dieses Jahres haben wir viele Evangelien gehört, in denen die Wahrheit Gottes zu uns spricht. Aber von allen Evangelien gibt es wohl keines, das so erschütternd wäre wie das vom heutigen Sonntag, das Evangelium vom Weltgericht. „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen!“ „Wir bauen hier so feste, und sind doch arme Gäste, und wo wir sollen ewig sein, da bauen wir so wenig ein“, heißt ein alter Spruch. Die Menschen – und das ist ja ihr Auftrag – machen sich die Erde unertan, bauen Tunnel durch ganze Berge, errichten Wolkenkratzer immer höher, 600 Meter hoch jetzt, sie graben Kanäle, sie erfinden immer gewaltigere Schiffe. Es gibt jetzt Dampfer, die 6000 Passagiere fassen. Die Raumfahrt trägt uns in unerhörte Weiten, auf den Mond und vielleicht auch bald auf den Mars. Das alles ist nicht verwerflich. Das alles ist Schöpfungsauftrag, den Gott uns gegeben hat, und wir müssen die Kraft des Geistes, den Gott in die Menschen gelegt hat, bewundern, der all das zustande gebracht hat.

Freilich darf man darüber nicht übersehen, dass all diese Herrlichkeiten einmal zusammenfallen werden. Es gibt ein Ende der Welt, es gibt ein Ende aller menschlichen Schöpfungen. Der Turmbau von Babel war schon ein warnendes Zeichen für die Vergänglichkeit alles Irdischen. Himmel und Erde werden vergehen. Die Mahnung des Herrn zu diesem Ereignis lautet: „Mensch, bedenke das Ende!“ Die Worte des Herrn sind das einzige, was nicht vergehen wird. Die Worte des Herrn, also seine Lehre und seine Gesetze. Christi Lehre, welche die Menschen mißachten, Fußballspiel und Boxkämpfe sind ihnen wichtiger als Religion, Gebet und Kirche. Christi Gesetz, das sie umdeuten, abschwächen, mit der sogenannten Exegese ihres eigentlichen Inhalts berauben. Lehre und Gesetz des Herrn werden nicht vergehen, nein, sie werden der Maßstab sein, nach dem Gott das Weltgericht vollzieht.

Dieses letzte, endgültige Gericht, in dem der Gottmensch die Menschheit richten wird, nicht mehr in der Demut seines Erdenlebens, nicht mehr in der Langmut seines eucharistischen Lebens, nicht mehr in der Verborgenheit seines Leben in der Kirche, sondern „sie werden den Menschensohn auf den Wolken des Himmels kommen sehen in großer Macht und Herrlichkeit“. Der Apokalyptiker Johannes hat dieses Sehen noch besonders unterstrichen. Er schreibt in seiner Apokalypse: „Alle werden ihn sehen, alle. Auch jene, die ihn durchbohrt haben.“ Auch jene, die ihn durchbohrt haben! Seine Feinde, seine Widersacher, seine Gegner, sie werden ihn sehen, auch die höhnten: „Wo ist denn euer Gott?“ Auch, die zu uns sagten: „Wir haben gesündigt, und was ist uns geschehen? Nichts.“ Alle werden ihn sehen. Da senken sich die stolzen Blicke der Menschen, da wird der Hochmut der Männer gebeugt, denn der Herr allein ist erhaben an jenem Tage. Die Propheten haben dieses Gericht angekündigt, vorausgesagt, beschrieben in grellen Farben, vor allem der Prophet Isaias: „Siehe, der Tag des Herrn kommt ohne Erbarmen, voll Grimm und Zornglut die Erde zur Wüste zu machen, die Sünde auf ihr zu vertilgen. Ein Tag des Zornes, ein Tag der Drangsal und der Angst, ein Tag des Jammers und des Elends, ein Tag der Finsternis und der Dunkelheit, ein Tag des Gewölkes und des Wetters. Dann deckt die Erde ihre Blutschuld auf und bedeckt nicht länger ihre Erschlagenen.“

Die Apostel nehmen die Verkündigung der Propheten auf. Auf dem Areopag in Athen hat Paulus den staunenden Zuhörern gesagt: „Gott hat einen Tag festgesetzt, an dem er die Welt richten wird durch einen Mann, den er dazu bestimmt hat und den er dafür beglaubigt hat durch die Auferweckung von den Toten.“

Es wird ein Weltgericht kommen. Wir bereiten uns vor auf das persönliche Gericht, und das ist richtig. Ein jeder wird als Einzelner nach dem Tode, unmittelbar nach dem Tode von Gott gerichtet. Im Weltgericht werden die Völker gerichtet; da werden die Institutionen gerichtet, also die Gewerkschaften und die Arbeitgeberverbände, die Staaten und die Staatenverbindungen, die Europäische Union und das Gericht in Straßburg, das das Kreuz verbieten will, das wird auch gerichtet werden. Das Papsttum wird gerichtet werden, das Bischofskollegium und der Klerus. Im persönlichen Gericht stehen wir allein vor Gott, aber im allgemeinen Gericht steht die ganze Menschheit vor Gott. Da werden die einen bestaunt und bewundert werden wegen ihres Wandels, und die anderen beklagt und bedauert werden wegen ihres Verhaltens. Da wird das persönliche Gericht über den Einzelmenschen allen Menschen kundgemacht. Was über den Einzelmenschen ergangen ist, das wird nun in der ganzen Welt offenbar gemacht. Da erfüllt sich das Wort des Herrn: „Was ihr ins Ohr geflüstert habt, das wird verkündet werden von den Dächern.“ Es werden nicht nur die Guten ihren Lohn und die Bösen ihre Strafe erhalten, sondern dieser Entscheid wird in einem allgemeinen, öffentlichen Gericht gefällt werden und so für alle erkennbar und eindrucksvoll sein. Es wird das Finstere ans Licht gebracht werden. Es wird einem jeden vergolten werden nach seinen Werken. Der Richter wird sein Urteil kundmachen über die Großen und über die Kleinen, über Präsidenten und über Feldherren, über Börsengewaltige und über Erfinder, über Vorstandsvorsitzende und Gewerkschaftsführer. Er wird sein Gericht kundmachen über die Verlassenen, über die Stillen im Lande, über die man hinwegging und die man als nichts erachtet hat. Da werden die Urteile der Menschen vor aller Augen korrigiert werden. Da werden die Gerechten jubeln über die Offenbarung der Herrlichkeit Gottes, denn für sie erscheint die Sonne der Gerechtigkeit. Mit großer Zuversicht werden sie denen entgegentreten, die sie einst bedrängt und der Frucht ihrer Mühen beraubt haben. Jetzt empfangen sie den Lohn für ihre Arbeit, für ihre Mühen, für ihre Leiden. Die Bösen dagegen werden zitternd herankommen, wenn ihre Sünden zusammengerechnet und offenkundig gemacht, und wenn ihre Missetaten gegen sie aufstehen. Da heißt es dann nicht mehr: Es kommt nur auf das öffentliche Leben an, auf das politische Leben, das Privatleben ist jedermanns eigene Sache. Nein, das Privatleben wird im Gericht vor aller Augen ausgebreitet werden; also nicht bloß die Ostpolitik des Herrn Brandt, sondern auch sein Eheleben.

Und schließlich noch ein Letztes. Das allgemeine Gericht am Ende der Tage hat noch einen anderen Zweck. Es wird nämlich Gott als den weisen Lenker aller Geschicke erweisen. Es wird sich zeigen, dass Gott allem Anschein zum Trotz die Fäden des Weltgeschehens in der Hand hielt. Es wird offenbar werden, dass Christus wirklich ein König ist, nicht ein König auf der Spielkarte, nicht ein Schattenkönig, sondern ein wirklicher König. Alle werden erkennen, dass wir zu Recht angebetet, dass wir zu Recht auf Christus gehofft und gebaut haben, dass wir zu Recht Gott gefürchtet haben. Zugleich wird der Gerechtigkeit und Vorsehung Gottes von allen Anerkennung gezollt werden zum Ersatz für jene ungerechtfertigten Klagen, die auch aus dem Munde von Frommen zuweilen kommen, wenn sie sehen müssen, wie das Unrecht auf dieser Erde triumphiert. Der Herr wird richten, der Herr wird Gerechtigkeit verschaffen, der Herr wird den Ausgleich herbeibringen.

Er wird auch als Richter über uns kommen, über dich und über mich. Und er wird uns nicht fragen, was wir auf Erden genossen haben, sondern was wir auf Erden geleistet haben. Er wird fragen, was wir gelitten und getragen haben. Er wird fragen, was wir für andere getan haben, nicht nur für unser Wohlergehen. Das Weltgericht wird von solcher Art sein, dass wir verstehen, was wir in jeder Totenmesse beten: „Welch ein Grauen wird sein und Zagen, wenn der Richter kommt mit Fragen, streng zu prüfen alle Klagen? Weh, was werd' ich Armer sagen, welchen Anwalt mir erfragen, wenn Gerechte selbst verzagen?“

Die Verkündigung des Weltgerichtes ist eine Mahnung und ein Trost. Eine Mahnung, nämlich dass wir so durch das Leben gehen, dass wir das irdische Leben benutzen, um das ewige Leben zu gewinnen, dass wir uns nicht nur an das hängen, was vergeht, sondern dass wir das Unvergängliche anstreben. Ein versprengtes Jesuswort, das nicht im Evangelium steht, aber höchstwahrscheinlich auf Jesus zurückgeht, sagt: „Die Welt ist eine Brücke. Geh hinüber, aber baue nicht dein Haus auf ihr!“ Die Welt ist eine Brücke. Geh hinüber, aber baue nicht dein Haus auf ihr.

Die Wahrheit vom Weltgericht ist auch ein Trost. Es ist ja nicht leicht, ein wirklicher Jünger Jesu zu sein. Auch uns fällt immer wieder die Versuchung an, es uns bequem zu machen, ein gemütliches Leben zu führen. Aber Jesus wird alles, worauf wir hier verzichten, alles, was wir hier niedergerungen haben, die Unholde in der eigenen Brust, Jesus wird alles, was wir hier an Entsagung vollbracht haben, belohnen. Es gibt eine Gerechtigkeit, es gibt eine Vergeltung, es gibt eine Abrechnung, es gibt einen Ausgleich, es gibt eine Entschädigung. Es wird sich zeigen, meine lieben Freunde, dass kein Opfer umsonst gebracht war, keine Träne nutzlos geweint wurde, keine Mühe vergeblich war.

Dieser letzte Sonntag des Kirchenjahres gehört zu den schönsten, die ich kenne. Er mahnt uns an das, was unvergänglich ist, und er erinnert uns an das, was vergänglich ist. Er erinnert uns an die Wahrheit: Wozu sind wir auf Erden? Wir sind auf Erden, um Gott zu lieben, Gott zu dienen und dadurch in den Himmel zu kommen.

Das Weltgericht wird so sein, wie unser Sterbetag uns findet. Und unser Sterbetag wird so sein, wie unser ganzes Leben war. Auf Gottes Barmherzigkeit vertrauen, ohne zugleich auch seine Gerechtigkeit zu fürchten, ist Vermessenheit. Tiefste christliche Lebensweisheit spricht aus dem Wort der Heiligen Schrift: „Bei allen deinen Werken denke an die Letzten Dinge, dann wirst du in Ewigkeit nicht sündigen.“

Amen.



Prof. Dr. Georg May

„Es ist Zeit, vom Schlafe aufzustehen“

29.11.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Mit dem ersten Adventssonntag beginnt das Kirchenjahr, nicht das bürgerliche, sondern das kirchliche Jahr. Die Adventszeit ist die Zeit der Erwartung, und das in einem doppelten Sinne. Advent besagt einmal Ankunft des Herrn als kleines Kindlein in der Krippe zu Bethlehem. Aber Advent besagt auch Ankunft des Herrn als Richter und Rächer am Ende der Tage.

Die Kirche lenkt am heutigen Sonntag unsere Blicke nicht auf die erste Ankunft des Herrn im Lande der Juden, nein, sie zeigt uns den Herrn, wenn er kommt, zu richten die Lebenden und die Toten. Und das mit Absicht. Denn das ganze Kirchenjahr ist umsonst gelebt, wenn wir uns nicht ausrichten auf den Herrn, auf die Rechenschaft, die wir vor ihm zu leisten haben, auf sein Gericht, das er über uns und die ganze Welt abhalten wird. Alle Gefühlsseligkeit des Advents und der Weihnacht sind umsonst, wenn wir uns nicht bekehren. Und deswegen die Mahnung der heutigen Epistel: „Brüder, es ist Zeit, vom Schlafe aufzustehen.“ Der Schlaf ist ein Bild. Er ist ein Bild für die Gottvergessenheit der Menschen, für ihre Taubheit gegenüber den göttlichen Einsprechungen. Die Menschen sollen wach sein, um ihren Herrn zu erwarten, auch wenn er in der dritten oder in der vierten Nachtwache kommt; denn der Herr kommt „wie ein Dieb in der Nacht. Er kommt dann, wenn ihr es am wenigsten erwartet.“

Ankunft eines Monarchen, eines Präsidenten setzt immer eine ganze Stadt oder ein ganzes Land in Bewegung. Da werden viele Vorbereitungen getroffen; da werden die Menschen aufgerufen, sich zu rüsten für diesen Besuch. Wenn der Herr der Welt kommt, wenn unser Gott und Heiland kommt, dann gerät nicht nur eine Stadt in Bewegung, dann gerät das Weltall in Bewegung. Die Sterne, die uns so fest scheinen, zu denen wir aufblicken in jammervollen Nächten, die Sterne werden in Bewegung geraten, sie werden ihre gewohnte Bahn verlassen. Wir erleben ja jetzt schon Sonnenfinsternisse, Mondfinsternisse, besondere Konstellationen der Sterne. Aber das ist ein Kinderspiel gegenüber dem, was sich ereignen wird, wenn der Herr kommt. Die Sterne, die so fest am Himmel zu stehen scheinen, werden ihre gewohnten Bahnen aufgeben; sie werden vom Himmel fallen. Die Sonne, meine lieben Freunde, die Sonne, die unsere Erde erhellt und erwärmt, die Sonne, ohne die wir kein Leben haben könnten, die Sonne wird ihren Schein nicht mehr geben. Und der Mond, der doch auch unser treuer Gefährte ist, an dem wir die Jahreszeiten und die Monate ablesen, der Mond wird vom Himmel fallen. Ein gewaltiger Aufruhr wird sich in der Sternenwelt ereignen.

Diese Ereignisse an den Gestirnen lösen natürlich ein schauriges Echo auf der Erde aus. Die Menschen werden verwundert, nein, sie werden erschreckt sein, wenn das alles seinen Anfang nimmt, wenn das Meer braust und die Orkane toben. Keine Märchenerzählungen, meine lieben Freunde, denn wir wissen ja schon, was sich an Stürmen und was sich an Erschütterungen auf der Erde zutragen kann. Denken wir an die Hurricans und Tornados, denken wir an die Tsunamis, die Hunderttausende von Menschen in Südostasien in den Tod gerissen haben. Das scheinen Vorentwürfe der Schrecken zu sein, die einmal über die Erde kommen werden. Und dann werden sich die Menschen zusammendrängen in Angst und Furcht. Auch das haben wir schon erlebt. Die Älteren, die unter uns sind, haben die Bombenangriffe mitgemacht. Und wie haben sich da die Menschen kleingemacht und zusammengekauert in den Kellern und in den Unterständen! Da ist ihnen der Atem ausgeblieben, wenn das Zischen der Bomben ihr Ohr erreichte.

So wird es ähnlich-unähnlich sein, wenn der Herr kommt, zu richten. Die Angst wird die Menschen ergreifen, der Atem wird ihnen wegbleiben, das Herz droht zu zerspringen. Aber der Herr

mahnt uns als Christen: „Erhebt euer Haupt, denn es naht eure Erlösung.“ Wir Christen sollen nicht voll Furcht und Schrecken auf das Wiederkommen des Herrn schauen, wir sollen in Freude den Herrn erwarten, in Sicherheit, denn der, auf den wir Christen so lange gewartet haben, er naht jetzt endlich: er kommt in unverhüllter Herrlichkeit. Jetzt wird unser Glaube gerechtfertigt, jetzt wird unsere Treue belohnt, jetzt wird unser Gehorsam vergolten. Wenn er kommt, dann erhebet euer Haupt, denn es naht eure Erlösung. Dann tritt das ein, worum wir jeden Tag beten: „Zu uns komme dein Reich, dein Wille geschehe wie im Himmel, so auch auf Erden.“ Sollen wir diesen Tag verwünschen, den wir so herbeigesehnt haben? Nein. Wenn das Weltgericht kommt, dann beginnt die endgültige und die offenbare Erlösung der Welt. Dann sitzt der Richter, zu richten, und da „wird ein Buch aufgeschlagen, in dem eingetragen alle Schuld aus Erdentagen“. Dann werden die Frevler das noch viel schlimmere Urteil des Herrn hören: „Weicht, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das dem Satan bereitet ist und seinen Engeln!“ Die Getreuen des Herrn aber werden in die Seligkeit des Himmels aufgenommen; dann werden sie den sehen, an den sie geglaubt haben. Sie werden ihn von Angesicht zu Angesicht schauen, und es wird eine Seligkeit ohne Maß und ohne Ende sie erfüllen. Da wird das Glück aus den Augen der Frommen leuchten, weil sie den besitzen, auf den sie geharrt haben.

Der Gedanke an das Letzte Gericht dürfte eigentlich in uns keine Schrecken und keine Ängste wecken. Es ist das ja gewissermaßen die Erfüllung des Ostertages. Der Herr hat an seinem Ostertag das neue Leben gewonnen, und an jenem Ostertage, da die Welt im Feuer verbrennen wird, wird uns das neue Leben geschenkt. Und deswegen haben die Christen der alten Zeit den Ruf, den hebräischen Ruf, oft gebetet: „Maranatha“ – Unser Herr, komm! Sie haben ihn ersehnt, den Tag. Im 2. Jahrhundert lebte und wirkte der heilige Martyrer Justinus. Er schrieb in einer seiner Apologien (Verteidigungsschriften für die Christen): „Wir, die aus allen Völkern durch den Glauben an Christus gottesfürchtig und gerecht geworden sind, warten auf seine Wiederkunft.“ Wir warten auf seine Wiederkunft. Wir spähen die grauen Horizonte ab nach dem ersten Schimmer seines Lichtes. Die Irrlehrer unter den Theologen – und ihrer sind viele! – sprechen von der fehlgeschlagenen Naherwartung. Sie erzählen uns, die ersten Christen hätten das baldige Kommen Jesu erwartet, aber ihre Erwartung sei enttäuscht worden. Auch Paulus, der diese Erwartung geteilt hat, sei getäuscht worden, habe sich selbst getäuscht. O, meine Christen, das ist völlig falsch! Die ersten Christen haben das getan, was die Christen aller Zeiten tun müssen, nämlich warten auf den Herrn, warten auf seine Wiederkunft. Jede Epoche hat das Recht und die Pflicht, mit dem Kommen des Herrn zu rechnen, denn was jederzeit eintreten kann, das ist immer nahe.

Wer nicht mit der Wiederkunft des Herrn rechnet, der ist ein Träumer. Aber wer mit der Wiederkunft rechnet, der ist ein Realist. Die Evangelisten haben die Wiederkunft des Herrn mit der Zerstörung Jerusalems verknüpft. Das sind zwei verschiedene Ereignisse, aber in der prophetischen Schau sieht man die Ereignisse in einer Linie, so wie man, wenn man auf einem Berge steht, die Bergkuppen hintereinander aufragen sieht, obwohl zwischen ihnen gewaltige Klüfte klaffen. So ist es bei der prophetischen Sicht. Der Untergang Jerusalems war eine Vorankündigung der Schrecken der Endzeit. Der römische Feldherr Titus hat mit seinem Heere Jerusalem belagert, und dann haben seine Soldaten die Stadt gestürmt. Sie haben tatsächlich keinen Stein auf dem anderen gelassen. In einem entsetzlichen Massaker und im Feuer ging Jerusalem zugrunde, „weil es die Zeit seiner Heimsuchung nicht erkannt hat“. Der Herr hat es vorhergesagt, und seine Vorhersage ist eingetroffen. So wird auch am Ende der Tage die Voraussagung des Herrn eintreffen, dass die Welt im Feuer zugrunde gehen wird. Denn Gott, unser Heiland, deutet nicht nur die Zukunft, er schafft sie. Er wirkt die Geschichte, er erzählt sie nicht nur.

Wir beten im Glaubensbekenntnis: „Ich glaube an Jesus Christus, der sitzt zur Rechten Gottes, des Vaters, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebenden und die Toten.“ Er wird kommen, wie das Schicksal kommt, denn er ist das Schicksal. Er wird kommen, anders als beim ersten Mal. Damals kam er verborgen, um sich richten zu lassen. Dann wird er kommen, um selbst zu richten. Er hat bei der ersten Ankunft in seinem Leiden geschwiegen; dereinst bei der Vergeltung wird er nicht schweigen. Denken wir, meine lieben Freunde, daran, uns für die Wiederkunft des Herrn zu richten! Wir Priester lesen am heutigen Sonntag in unserem Gebetbuch, dem Brevier, dass im 5. Jahrhundert der Papst Leo der Große die Wiederkunft des Herrn erwartet hat. Wir lesen, dass im 6. Jahrhundert

Papst Gregor der Große die Wiederkunft des Herrn erwartet hat. Sie haben sich nicht getäuscht, sie waren nur gerüstet. Sie waren nur gerüstet auf den Tag, an dem der Herr kommen wird, die Welt mit Feuer zu richten.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Johannes – Freude aus der erfüllten Pflicht

06.12.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In die Adventszeit gehört die Gestalt Johannes des Täuflers. Wir hören seine Bußpredigt: „Bekehret euch, bringt würdige Früchte der Buße!“ Und auch seine Drohungen: „Ein jeder Baum, der keine gute Frucht bringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen.“ Es besteht kein Zweifel: Die Predigt des Johannes war klar, hart und scharf. Von ihm gehen Anklagen und Vorwürfe aus. Er bezeichnet seine Zeitgenossen als „Natterngezücht“. Er vergleicht sie also mit den gefährlichen Schlangen. Am Fest des heiligen Johannes, am 24. Juni, klingt ein ganz anderer Ton auf, nämlich da betet die Kirche in der Oration um die „Gnade geistlicher Freuden“. Ausgerechnet am Feste des heiligen Johannes betet sie um die Gnade geistlicher Freuden. Wie kommt die Freudenbitte hier herein? Ist Johannes nicht eine düstere Asketengestalt, hager, ernst, abgezehrt? In rauhem Bußgewand steht er vor uns. Hat man jemals in seiner Gegenwart lachen können? Gewiß, seine Lebensweise war streng, seine Rede war hart. Er brannte vor Eifer, um seine Aufgabe zu erfüllen. Und doch war Johannes ein Freudenspender, eine geliebte und umschwärmte Persönlichkeit, von dem eine friedvolle Heiterkeit ausging.

Woher kam die Freude im Leben des heiligen Johannes? Das Leben des heiligen Johannes war deswegen voll Freude, weil so viel Ernst darin war. Weil Johannes seine Aufgabe ernst genommen hat, deswegen konnte er Freude erleben. Das ist ein Gesetz im menschlichen Leben: Erfüllte Pflicht ist eine Freudenquelle. Die Pflicht des Johannes war, das Volk zur Umkehr zu rufen, es für den Messias zu bereiten. Der Ruf zur Buße ist immer eine harte Pflicht, denn die Menschen wollen nicht zur Buße, sondern zum Genuß gerufen werden. Johannes sprach zu seinem Landesherrn das Wort: „Es ist dir nicht erlaubt, die Frau deines Bruders zu haben.“ Das bezahlte er mit dem Kerker. Er warnte und mahnte: „Die Axt ist an die Wurzel des Baumes gelegt. Ein jeder Baum, der keine gute Frucht bringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen.“ Das war der Auftrag des Johannes. Er hat ihn angenommen und erfüllt. Und diesem Auftrag ist er zum Opfer gefallen.

Johannes war ganz der Pflicht hingegeben, und wie er es gehalten hat, haben es alle Asketen der Kirchengeschichte getan, ob Franz von Assisi oder Ignatius von Loyola. Sie waren alle Brunnen der Freude, weil sie strenge Pflichterfüllung in ihrem Leben bewiesen. Die strenge Pflichterfüllung trägt ihren Lohn in sich selbst. Treue zu Gott, Treue zu den Geboten schenkt einen tiefen Frieden und ein stilles Glück. Man ist nie glücklicher, als wenn man eine Zeit treu erfüllter Pflicht hinter sich gebracht hat. Die Pflicht ist kein Freudenkiller, die Pflicht ist eine Freudenquelle. Nicht die Minderung der Pflicht bringt Freude, sondern die Erfüllung.

Die Welt ist heute so voll Verwirrung, voll Trauer, voll Durcheinander, weil sie so wenig ernst ist. Die Welt ist so traurig, weil sie das Leben als ein Spiel begreifen möchte. Das Leben ist aber kein Spiel, sondern ein Ernst. Es ist einmalig und unwiederholbar. Die Menschheit ist keine Spaßgesellschaft, sondern sie ist das pilgernde Gottesvolk. Das Christentum ist eine ernste Angelegenheit. Hier geht es um Gut und Böse, um Gott und Satan, um Himmel und Hölle, um Heil und Unheil. Der Ernst des Christentums ist die Folge seiner Erhabenheit und seiner Unentbehrlichkeit.

Sie alle wissen, dass der Ernst des Christentums in der nachkonziliaren Kirche weitgehend ausgetrieben worden ist. So ist es nicht zu verwundern, dass es wenig Freude an der Religion, am Gottesdienst, an der heiligen Beicht gibt, dass man die Freude in Geselligkeit und in buntem Schmaus sucht. „Umtrunk“ und „Imbiß“, das sind die Worte, die Sie in Badenheim so oft hören können, Umtrunk und Imbiß, aber nicht heilige Beicht und Anbetung des Allerheiligsten. Im Buch von der Nachfolge Christi steht der bedenkenswerte Satz: „Du kannst nun einmal nicht doppelte Freude haben, dich auf dieser Erde ergötzen und drüben dich mit Christus freuen.“ Und vom heiligen Petrus Chrysologus,

den wir ja am 4. Dezember gefeiert haben, stammt das Wort: „Wer Spaß haben will mit dem Teufel, kann nicht Freude haben mit Christus.“

Der Ernst des Christentums ist weitgehend verschwunden; die ernstesten Wahrheiten werden unterschlagen. So auch die Unterscheidungslehren zwischen den christlichen Konfessionen. In der Gottesdienstordnung dieser Gemeinde, die ich hier vor mir habe, steht der Satz: „Alle Punkte, die zur Kirchenspaltung in der Reformation führten, sind heute aufgearbeitet und nicht mehr kirchentrennend.“ Ich wiederhole noch einmal diesen Satz: „Alle Punkte, die zur Kirchenspaltung in der Reformation führten, sind heute aufgearbeitet und nicht mehr kirchentrennend.“ Ja, meine lieben Freunde, haben die Protestanten den Heiligen Vater als Oberhaupt der Kirche anerkannt? Gibt es nicht immer noch die Schrift von Martin Luther: „Das Papsttum in Rom, vom Teufel gestiftet“? Haben die Protestanten statt zwei Sakramenten jetzt plötzlich sieben wie die katholische Kirche? Haben sie die Ehescheidung aufgegeben? Wie kann man einen solchen Satz schreiben: „Alle Punkte, die zur Kirchenspaltung in der Reformation führten, sind heute aufgearbeitet und nicht mehr kirchentrennend“? Das ist eine Spielerei und verletzt den Ernst, den wir der Wahrheit schulden.

Das Leben des heiligen Johannes war so voll Freude, weil er so ernst war. Eine weitere Freudenquelle war, dass er so viel verlassen hatte. Er war ein Asket. Er lebte in der Wüste, er hatte kein behagliches Heim, er hatte kein warmes Lager, er ernährte sich kümmerlich von Heuschrecken und wildem Honig. Er trug keine Maßanzug, sondern ein Kleid aus Kamelhaaren und einen ledernen Gürtel. In seinem Leben fehlte jede Behaglichkeit, jede Bequemlichkeit, jede Wohligkeit. Und dennoch war er voller Freude. Denn die Freude stellt sich dort ein, wo der Mensch sich unabhängig macht von Bedürfnissen. Nicht der ist voll Freude, der alles besitzt, sondern jener, der nichts verlangt. Die Freude kommt nicht vom Genießen, sondern vom Überwinden. Wer auf Genießen aus ist, findet keine Ruhe. Warum nicht? Weil der Genußtrieb immer noch mehr und anderen Genuß verlangt. Auch vom Genußtrieb gilt das Wort des heiligen Hieronymus: „Numquam satiatur – usu crescit“ – Er wird niemals satt, er wächst, indem man ihm nachgibt. *Usu crescit – numquam satiatur.* Die Freude wird geradezu ausgetrieben durch den Genuß. Von dem Genießer Goethe stammt das schöne Wort: „Genießen macht gemein.“

Die laute Lust ist oft nur durch eine dünne Wand von der stummen Verzweiflung geschieden. Alle Lebemänner der Geschichte und der Literatur sind Zeugen dafür, dass der Satz wahr ist: „Wer der Lust, wer dem Vergnügen nachjagt, dem entflieht die Freude.“ Man müßte annehmen, dass die meisten Selbstmordkandidaten unter den Ausgestoßenen, unter den Verlassenen, unter den Elenden dieser Erde zu finden sind. Aber das Gegenteil ist der Fall. Die meisten Selbstmorde begehen Lebemänner und Lebefrauen, die von Begierde zu Genuß ziehen und, wie es im Faust heißt, „im Genuß verschmachten nach Begierde“. Sie kennen alle, zuletzt aus dem eben aufgeführten Film, die Schauspielerinnen Romy Schneider. Sie hatte zahlreiche Filmrollen gespielt, in ihnen gegläntzt, Anerkennung gefunden, in Paris ein mondänes Leben geführt. Ein Journalist schrieb von ihr: „Sie wechselt ihre Liebhaber wie ihre Höschchen.“ Und sie endete mit 43 Jahren durch eine Überdosis Tabletten. Viele Menschen sind auf der Jagd nach der Freude. Sie haben geradezu Angst, dass sie eine Freude versäumen könnten. Und deswegen wird Mißtrauen gegen die Kirche und gegen die „Pfaffen“ gesät. Die sind es angeblich, die den Menschen die Freude nicht gönnen. Der Schauspieler Till Schweiger, ein Unzüchtiger, dieser Schauspieler Till Schweiger hat vor wenigen Tagen gesagt: „Die Treue hat sich die Kirche ausgedacht.“ Meine lieben Freunde, die Treue hat sich Gott ausgedacht, und die Kirche verkündet sie auf Anruf, auch wenn sie noch so sehr geschmäht wird. Dauernd gesuchte Freude und unerlaubt gesuchte Freude wird langweilig, so langweilig, dass sich ein reicher junger Engländer in der Schweiz eine Felswand hinabstürzte. Auf einem zurückgelassenen Zettel fand man die Worte: „Mir war es zu langweilig.“

Und dann die Marter des bösen Gewissens. Da sagt man mir: Der moderne Mensch hat kein böses Gewissen, wenn er das tut, was die Christen Sünde nennen. Ich glaube das nicht. Mag sein, dass der Rausch eine Zeitlang vorhält, dass die große Masse derer, die ebenfalls auf diesem verderblichen Wege gehen, ihn einigermaßen zu beruhigen vermag. Es mag sein, dass die Flucht vor dem Alleinsein die Stimme des besseren Ich überschreit. Aber eben diese Flucht ist ein Zeugnis für die Existenz des Gewissens. In dem Versuch, das Gewissen zu ersticken, sehe ich seinen rächenden Arm. Das Gewissen scheint zu schlafen, aber eines Tages wird es aufwachen. Früher oder später werden es streitende und

anklagende Gedanken sein, die aus dem Gewissen hervorgehen, und sie werden beim Gericht ein furchtbarer Zeuge sein. Ich glaube nicht, dass der moderne Mensch kein Gewissen hat. Ich glaube nur, dass er versucht, es zu ersticken. So absurd es klingt: Beherrschung, Beschränkung, Bescheidenheit, Enthaltensamkeit bringen Freude, die Freude eines ruhigen, eines sicheren Gewissens.

Von den ersten Jüngern des heiligen Franz von Assisi, die ein sehr frohes Leben führten, heißt es in einer Biografie: „Sie konnten sich so sehr freuen, weil sie so viel verlassen hatten.“ Ein scheinbar absurder Satz, in Wirklichkeit eine ganz tiefe Weisheit: Sie konnten sich so sehr freuen, weil sie so viel verlassen hatten.

Die letzte, dritte Freudenquelle des heiligen Johannes war der Messias. Ihn hatte er anzukündigen, für ihn hatte er Bereitungsarbeit zu leisten. „Bereitet den Weg des Herrn, machet gerade seine Pfade. Alles, was krumm ist, soll ebener Weg werden.“ Das war seine Lebensaufgabe: der Dienst für den, der größer war als er selbst. Und das ist immer so: Aus dem willigen Dienen erwächst Freude. Wer sich einer großen Idee, einer großen Persönlichkeit dienend unterordnet, der wird froh in seinem Dienst; denn er hat den Inhalt seines Lebens gefunden. Wir Christen wissen, welches der Inhalt unseres Lebens ist: „Ich bin auf Erden, um Gott zu lieben, Gott zu dienen und dadurch in den Himmel zu kommen.“ Der Dienst Gottes ist unsere Auszeichnung, unsere Würde, unser Glück. Im Buch von der Nachfolge Christi steht zu lesen: „Ist es etwas Großes, dass ich dir diene? Das darf mir nicht groß dünken, dass ich dir diene, sondern es scheint mir vielmehr groß und staunenswert, dass du dich würdigst – dass du dich würdigst! – einen Armen und Unwürdigen zu deinem Dienst anzunehmen.“

Der Dienst Gottes muss selbstlos sein. Wer Gott dient, darf nicht seine Befriedigung oder seinen Vorteil suchen, sondern allein das Wohlgefallen Gottes. Johannes hat selbstlos gedient. „Er muss wachsen, ich muss abnehmen.“ Das ist der Grundsatz des heiligen Johannes gewesen. Und das mahnt uns: Mache aus der Religion kein Geschäft! Betrachte den allherrscherlichen Gott nicht als Versicherung für Gesundheit, Besitz und Leben! Wage nicht zu denken, du könntest Gott verpflichten oder gar zwingen! Religion ist keine Magie. Gottes Barmherzigkeit ist keine kindische Ohnmacht, seine Erhörungs-willigkeit ist keine Abhängigkeit vom Menschen. Johannes mahnt uns: „Sei lauter in deinem Dienst, du hochmütiger Staub!“

Liebe verträgt keine Selbstsucht. Je mehr die Liebe wächst, um so selbstloser muss der Mensch werden. Und wer in der Liebe seine Befriedigung sucht, dem entflieht die Freude. Gewiß, keine selbstlose Tat bleibt ohne Lohn, aber diesen Lohn darf man nicht suchen. Es ist durchaus möglich, dass die größere Nähe bei Gott mit dem Verlust von Gnadentröstungen bezahlt werden muss. Wer war näher bei Gott als die heilige Theresia von Avila? Und wer hat jahrelang weniger Gnadentröstungen empfangen als sie, diese große spanische Heilige? Aber freilich, das Glück hat ihr nicht gefehlt, denn sie war glücklich, weil ihr Gott gewährte, mehr lieben zu dürfen. Im Himmel werden wir unendlich lieben und deswegen auch unendlich glücklich sein.

Aus Demut und Gehorsam wächst die Freude. Wer sich willig den Fügungen und Führungen Gottes anvertraut, in den ziehen Freude und Gelassenheit ein. Er weiß sich geborgen in der Hand Gottes. Wie sagt doch so schön das Buch von der Nachfolge Christi: „Was du mit mir tust, das kann nicht anders als gut sein.“

Johannes ist Lehrer zu wahrer Freude. Er ist es, weil er so ernst war in seinem Leben, weil er so vielem entsagt hatte und weil er den Messias als den Inhalt seines Lebens ansah. Je mehr wir uns, meine lieben Freunde, an Gott verschenken, um so mehr wächst die Freude in unserem Herzen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

„Mitten unter euch steht der, den ihr nicht kennt“

13.12.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Mitten unter euch steht der, den ihr nicht kennt.“ So spricht Johannes zu den Abgesandten aus Jerusalem. „Mitten unter euch steht der, den ihr nicht kennt.“ Das ist gesagt zu den führenden Leuten der Zeitgenossen Jesu. Sie waren gläubige und fromme Männer, aber sie verpassten den entscheidenden Augenblick, auf den es ankam, nämlich wo der Messias, der von Gott gesandte Erlöser, zu ihnen kommen wollte. Und deswegen die traurige Feststellung des Johannes: „Mitten unter euch steht der, den ihr nicht kennt.“

Die Zeitgenossen Jesu meinten ihn zu kennen. „Ist das nicht der Zimmermann, der Sohn der Maria? Sind nicht seine Brüder Joses und Jakobus, Judas und Simon unter uns? Und leben nicht seine Schwestern bei uns? Woher hat er dies alles?“ So fragten sie. Sie kannten ihn, aber sie kannten nur seine irdische Gestalt. Sie kannten nicht seine himmlische Wesensart, und deswegen nahmen sie Anstoß an ihm. Der Herr hat die traurige Verblendung seiner Zeitgenossen wiederholt ausgesprochen. „Wenn es Abend wird, dann sagt ihr: Es wird schönes Wetter, denn der Himmel ist rot. Und wenn es Morgen ist, sagt ihr: Heute wird es stürmisch, denn es rötet sich trübe. Das Aussehen des Himmels wißt ihr zu deuten, aber in die Zeichen der Zeit könnt ihr euch nicht finden.“

Immer noch spricht Johannes zu den Juden von heute: „Ihr lest in eurem Talmud, Jesus sei von Maria im Ehebruch mit dem Pandera gezeugt. Das lest ihr in eurem Talmud. Darin lest ihr, Jesus habe Zauber ausgeübt und das Volk Israel aufgehetzt und verführt. Das lest ihr in eurem Talmud. Ihr kennt ihn nicht, der mitten unter euch steht.“ Das müßte Johannes den Juden von heute sagen. Noch immer gilt von ihnen das Wort: „Er kam in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf.“

Und was müßte er zu den Heiden sagen? Als Paulus nach Athen kam und die Stadt durchwanderte, da fand er einen Altar, auf dem stand geschrieben: „Dem unbekanntem Gott.“ Die Athener waren gottgläubige Menschen oder besser götzengläubige Menschen. Sie hatten viele Götter. Sie ahnten, dass das Göttliche so reich ist, dass man es schwerlich in einem einzigen Namen ausdrücken kann. Und so hatten sie viele Götter erfunden, und eben auch einen unbekanntem Gott, damit keiner ausgelassen würde. Aber auch von ihnen müßte Johannes sagen: „Mitten unter euch steht der, den ihr nicht kennt.“

Die Atheisten von heute schicken einen Bus aus, auf dem geschrieben steht: „Es gibt wahrscheinlich keinen Gott.“ Aber es ist nicht wahr, dass die Atheisten Gottlose wären. Sie haben ihre Götter; es sind nur falsche Götter. Es sind die Geschlechtlichkeit oder das Geld oder die Macht. Das sind die Götter, hinter denen sie herlaufen. Auch von ihnen gilt das Wort: „Mitten unter euch steht der, den ihr nicht kennt.“

Die Muslime geben vor, Gott zu kennen. Sie verehren ihn auf ihre Weise. Aber das Bild von Gott, das sie sich machen, ist unzulänglich und einseitig. Es ist eben ein von Menschen gemachtes Bild, und deswegen muss auch von ihnen gesagt werden: „Mitten unter euch steht der, den ihr nicht kennt.“ In Bosnien leben Katholiken und Muslime zusammen. In Bosnien unterhielten sich ein Muslim und ein Christ über die Religion. Der Muslim spottete über den Christen, dass er die Hostie anbete. Der Christ gab ihm zur Antwort: „Ihr Muslime kennt nur Gottes Macht, ihr kennt nicht seine Liebe.“ Wahrhaftig, von ihnen gilt: „Mitten unter euch steht der, den ihr nicht kennt.“ Die Muslime wissen von Christus, denn schließlich hat ja Mohammed auch aus christlichen Elementen seine Religion zusammengebastelt. Sie reden von Christus als dem Propheten, aber sie bestreiten seine göttliche Natur, sie

leugnen seinen Sühnetod. Am Kreuze habe Simon von Cyrene gehangen, nicht Christus. Wenn Johannes heute käme, müßte er den Muslimen sagen: „Mitten unter euch steht der, den ihr nicht kennt.“

Aber wie steht es um die Christen, meine lieben Freunde? Wie steht es mit denen, die sich nach Christus benennen? Wie steht es um die berufenen Kündler des christlichen Glaubens, um die katholischen und protestantischen Theologen? Was lehren sie von Christus in ihrer Christologie? Immer wieder sind Christen der Versuchung erlegen, sich selbst ein Bild von Christus zu machen. Es kamen die Arianer. Sie sprachen Jesus, dem Gottessohn, das göttliche Wesen und die göttlichen Eigenschaften ab. Sie machten ihn zu einem Geschöpf Gottes, zu einem Hero, zu einer Art Halbgott. Ihnen mußte der römische Bischof sagen: „Ihr kennt den nicht, der mitten unter euch steht.“ Es kamen die Nestorianer. Sie nahmen zwei Personen in Christus an, eine menschliche und eine göttliche. Maria habe einen Menschen geboren, in dem Gott wohnt wie in einem Tempel. Ihnen mußte der römische Bischof sagen: „Mitten unter euch steht der, den ihr nicht kennt.“

Und heute? Unter den Theologen gibt es eine breite Schicht, die vom geschichtlichen Jesus von Nazareth nichts wissen will. Ihnen ist es, wie sie sagen, nur um das Kerygma zu tun, um die Verkündigung. Die geschichtliche Gestalt Jesu interessiert sie nicht. „Christus dem Fleische nach geht uns nichts an. Wie es im Herzen Jesu ausgesehen hat, weiß ich nicht und will ich nicht wissen,“ sagt einer der berühmtesten evangelischen Theologen. Der amerikanische Theologe Burton Mack wurde gefragt: „Sie sind am historischen Christus nicht interessiert?“ Er antwortete: „Das stimmt. Wichtig ist für mich das frühe Christentum.“ Wir wissen schon, was er damit meint. Herr Mack interessiert sich nicht für den Heiland der Welt, sondern nur für jene Gemeinden, die nach seiner Meinung das Christentum zusammengestellt haben. Von diesen Theologen gilt wahrlich das Wort: „Mitten unter euch steht der, den ihr nicht kennt.“

Die Verkündigung von Jesus hängt in der Luft, wenn sie nicht durch das geschichtliche Wesen Jesu gedeckt ist. Die ersten Jünger Jesu, die Evangelisten, legten den größten Wert darauf, dass das, was sie verkündigen, wirklich geschehen ist. Im zweiten Petrusbrief heißt es: „Wir haben uns nicht an ausgeklügelte Fabeln gehalten, als wir euch die machtvolle Ankunft unseres Herrn Jesus verkündeten, sondern wir sind Augenzeugen seiner Herrlichkeit gewesen.“ Und der Apostel Johannes schreibt in seinem ersten Briefe: „Was wir gehört und mit eigenen Augen gesehen, was wir geschaut und was unsere Hände betastet haben, das bezeugen wir.“ Jesus, sein Leben, Reden und Wirken ist an bestimmtem Ort und zu bestimmter Zeit vor den Augen vieler Menschen geschehen. Geschichtlich sind seine Worte. Er hat am Gestade des Sees Genesareth, in der Synagoge von Nazareth, im Tempel von Jerusalem gelehrt. Geschichtlich sind seine Wunder, alle Wunder, nicht nur die Heilung des Gichtbrüchigen und der blutflüssigen Frau, sondern auch seine Totenerweckungen, auch seine Verwandlung von Wasser in Wein und seine Stillung des Seesturms. Geschichtlich ist das bittere Leiden und Sterben des Herrn, angefangen vom Ringen am Ölberg bis zum letzten Seufzer am Kreuze. Geschichtlich ist seine wunderbare Auferstehung. Der Evangelist Markus hebt mit Nachdruck die Worte hervor, die der Engel an die Frauen im Grabe Jesu richtete: „Erschreckt euch nicht! Ihr sucht Jesus von Nazareth, den Gekreuzigten. Er ist auferstanden. Er ist nicht hier.“ Mit anderen Worten: Jener Mensch, der vor 48 Stunden am Kreuze gestorben ist, den ihr hier bestattet habt, er ist auferstanden, er ist nicht mehr hier.

Wenn Johannes der Täufer heute käme, müßte er vielen Theologen sagen: „Mitten unter euch steht der, den ihr nicht kennt.“ Ihr gebt euch als Exegeten, als Erklärer der Heiligen Schrift, aus. Aber ihr versteht die Schrift nicht. Ihr betrachtet sie wie jedes andere Buch, wie einen Herodot oder wie Tacitus. Ihr tut so, als sei es ein Buch wie jedes andere und nicht das irrumsfreie Zeugnis von dem, was Gott in Christus zu unserem Heil getan hat. Ihr bezeichnet euch als Dogmatiker, also als Lehrer des Glaubens. Aber ihr versteht nicht die Dogmen von Nizäa und von Chalcedon. Ihr behauptet, die Wahrheit sei durch die griechische Philosophie verfälscht worden, statt zu begreifen, dass nach dem Plane Gottes griechische Philosophen die Begriffe bereitgestellt hatten, die geeignet waren, das Wesen Jesu annähernd zu beschreiben, das Unsagbare einigermaßen aussagbar zu machen. Ihr nennt euch Pastoraltheologen, also Lehrer der Seelsorge. Aber ihr kennt nicht den obersten der Seelsorger, den Guten Hirten, der sein Leben gab für seine Schafe. Ihr begreift nicht, dass Seelsorge nur in der Wahr-



heit, nur im unverfälschten Glauben betrieben werden kann. Auch von ihnen gilt das Wort: „Mitten unter euch steht der, den ihr nicht kennt.“

Es gibt ein versprengtes Jesuswort, meine lieben Freunde, ein Wort, das höchstwahrscheinlich von Jesus stammt, aber nicht in die Evangelien aufgenommen wurde, und dieses Wort lautet: „Die mit mir sind, haben mich nicht verstanden.“ Die mit mir sind, haben mich nicht verstanden. Nur der kennt Jesus, der sich von der Offenbarung Gottes, wie sie vom Lehramt der Kirche vorgelegt wird, belehren läßt. Man kann in einem richtigen Sinne sagen: Wir glauben an den römischen Christus, an den Christus, den uns der römische Bischof vorlegt.

Die Wahrheit des Christentums besteht darin, dass Jesus, der sich Messias nannte, wirklich der Messias gewesen ist, der Sohn Gottes, geboren vor aller Zeit, Träger des ewigen Lebens, das er jeden mitteilt, der an ihn glaubt. Ohne den Vater zu verlassen, kam Christus zu uns. Er trank an der Mutterbrust und trug das Weltall. Er lag in der Krippe und war die Himmelsspeise der Engel. Er war Gott und Mensch. Er nahm an, was er nicht hatte, und blieb, was er war. Er, der allen Nahrung gibt, hungerte. Er, der alle trinkt, durstete. Er ward auf seiner Erdenwanderung müde, der sich selbst zum Weg zum Himmel gemacht hat. Die leibliche Geburt hat Jesus nichts von seiner Majestät entzogen, aber auch nichts hinzugefügt. Er blieb, was er war, aber er nahm an, was er nicht hatte. Genau so war es, genau so mußte es sein, denn war er nicht wahrer Gott, so brachte er keine Erlösung. War er nicht wahrer Mensch, so bot er uns kein Beispiel. Wir könnten seiner Gottheit nicht teilhaftig werden, wenn er sich nicht teilhaftig gemacht hätte unserer Sterblichkeit. In seiner sterblichen Schwäche, in seiner leiblichen Schwäche wurde er gekreuzigt, starb er und wurde ins Grab gelegt. In seiner göttlichen Kraft stand er auf am dritten Tage, fuhr gen Himmel und sitzt zur Rechten Gottes.

Es ist nicht wahr, meine lieben Freunde, was man so manchmal hört, dass es nur darauf ankommt, irgendwie religiös zu sein. Es kommt darauf an, richtig religiös zu sein. Es ist auch nicht wahr, dass es genügt, irgendeinen Glauben zu haben; man muss den rechten Glauben haben. Wenn Gott auf Erden erscheint, fallen alle von Menschen gemachten Religionen dahin. Die christliche Religion ist konkurrenzlos. „Fürwahr, kein anderes Volk“, so heißt es in der Nachfolge Christi, „ist so groß, dass es Götter hätte, die ihm so nahe sind, wie uns nahe ist unser Gott.“

Was wir begreifen können, kann nicht Gott sein. Gott muss anders sein, als unser Verstand es fassen kann. Seine Göttlichkeit ist nur gewahrt, wenn er für den Menschen unbegreiflich ist. Gott muss von einer Hülle von Geheimnissen umgeben sein, wenn er seine göttliche Herrlichkeit bewahren will. Und diesen großen, verborgenen Gott beten wir an, ihn verehren wir, diesen unendlichen Gott dürfen wir einst schauen, wie wir überzeugt sind. Die Hüllen werden einmal fallen. Jetzt sehen wir wie durch einen Spiegel in Rätseln, aber dann werden wir ihn von Angesicht zu Angesicht schauen. Jetzt ist unser Erkennen Stückwerk, dann aber werden wir ihn erkennen, wie auch wir von ihm erkannt sind.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Dem Herrn die Wege bereiten

20.12.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Sie werden vielleicht gedacht haben: Was sind das alles für Namen, die der Evangelist Lukas uns heute zumutet, bevor er zur Sache kommt? Ist das nicht überflüssig? Da ist die Rede vom Kaiser Tiberius, und zwar von seinem 15. Jahre. Das ist die erste und einzige genaue chronologische Bestimmung im Evangelium, die einzige. Das 15. Jahr des Kaisers Tiberius wird aber nun auf zweifache Weise berechnet. Nach der einen Berechnungsweise ist es vom 19. August 28 bis 18. August 29. n. Chr. Nach der anderen Zählweise ist es vom 1. Oktober 27 bis 30. September 28. Welche von den beiden Zählweisen ist richtig? Wir geben der zweiten mehr Wahrscheinlichkeit. Warum? Weil sie übereinstimmt mit einer Angabe aus dem Johannesevangelium. Dort heißt es nämlich, als Jesus zum ersten Mal in Jerusalem war, dass 46 Jahre seit dem Bau des Herodianischen Tempels vergangen seien, und diese Zahl stimmt genau überein mit der zweiten Zählweise der Regierung des Kaisers Tiberius.

Nicht genug mit dem Kaiser, erwähnt Lukas auch den Prokurator, den Statthalter. Die Römer hatten nämlich im Jahre 6 nach Christus den jüdischen Herrscher Archelaus abgesetzt und sein Land, Judäa und Samaria, zu einer römischen Provinz gemacht, zu der prokuratorischen Provinz Judäa, die dem Oberstatthalter in Syrien unterstand. Der Prokurator, Landpfleger, wie wir es übersetzen, Statthalter, hieß Pontius Pilatus. Das ist ein bekannter Mann. Von ihm wissen wir, dass er mit eiserner Faust das Land regierte. Herodes Agrippa I. nennt ihn in einem Brief an den Kaiser Caligula „unbeugsam und rücksichtslos hart“. Er wirft ihm Bestechlichkeit, Gewalttaten, Mißhandlungen, Hinrichtungen ohne Urteil, endlose und unerträgliche Grausamkeit vor. Wir kennen diesen Pilatus.

Dann folgen drei Landesfürsten. Ihre Herrschaft übten sie von Roms Gnaden aus. Der erste ist Herodes Antipas. Er war ein Sohn Herodes' des Großen. Herodes der Große ist derjenige, unter dem der Heiland geboren ist. Sein Sohn also, Herodes Antipas, regierte von 4 vor bis 39 nach Christus. Er war der Landesherr von Galiläa, also der Vorgesetzte unseres Heilands. Wir wissen, dass er ihm ein Spottkleid anziehen ließ während seiner Passion, und wir wissen auch, dass er Johannes den Täufer hinrichten ließ. Das ist Herodes Antipas. Philippus, der andere, war ebenfalls ein Sohn des Herodes, aber von einer anderen Frau; er war also der Stiefbruder des Herodes Antipas. Seine Gattin hieß Salome; sie war seine Nichte, also eine nahe Verwandte. Dieser Philippus war eine wahre Ausnahme unter den Kindern des Herodes. Er war tüchtig, er war sympathisch, er war gütig und gerecht. Sein Herrschaftsgebiet war Ituräa am Libanon, von dem wir ja heute immer in der Zeitung lesen, und von Trachonitis. Das Gebiet lag im Norden und Nordosten von Galiläa. Er regierte von 4 vor bis 34 nach Christus. Lysanias gehörte nicht zur Familie des Herodes. Er regierte Abilene, das ist das Gebiet um die Stadt Abila. Dieses Land liegt nordwestlich von Damaskus, gehörte also eigentlich nicht mehr zu Palästina. Aber Lukas erwähnt es, weil es zu seiner Zeit eben zu diesem Gebiet gehörte. Da sieht man die historische Genauigkeit, mit der er berichtet.

Neben diesen weltlichen Herrschern erwähnt der Evangelist zwei Geistliche, nämlich die beiden Hohenpriester Kaiphas und Annas. Kaiphas war der amtierende Hohepriester. Wir kennen ihn. Er war am Prozeß Jesu beteiligt. Er zerriß seine Kleider und hat dadurch das Todesurteil über Jesus vorbereitet. Annas war sein Schwiegervater. Er war früher Hohepriester gewesen, aber hatte den Titel und den Einfluß bewahrt. Fünf seiner Söhne waren ebenfalls Hohepriester.

Warum diese sechsfache Angabe von Personen, die zur Zeit des Auftretens Johannes' des Täufers lebten und regierten? Warum? Dadurch wird dieses Ereignis in die Weltgeschichte eingefügt. Die

Weltgeschichte ist an einem Wendepunkt angekommen, und deswegen bezeichnet diesen Wendepunkt Lukas mit den Daten, die ihm zur Verfügung standen.

Diese Daten eröffnen uns aber auch einen Blick auf die Not des Volkes Israel. Einst war ein Bund des Volkes mit Gott abgeschlossen worden. Er sollte ihr Gott, und sie sollten sein Volk sein. Aber es war ganz anders gekommen. Nicht ein jüdischer König von Gottes Gnaden regierte das Land, sondern der römische Statthalter. Mit grausamer Hand hielt er das Volk nieder. Die Kasernen seiner Söldner waren über das Land verstreut. Die weltlichen Herrscher aus dem jüdischen Stamme waren unter sich zerstritten. Sie regierten, wie ich schon sagte, von Roms Gnaden. Sie buhlten um die Gunst der Römer, und sie ließen auch den heidnischen Einfluß in das Land gelangen, heidnische Kunst, heidnische Götter. Und die beiden Hohenpriester waren auch nicht nach dem Ideal, das ihnen gesetzt war. Das Hohepriesteramt war käuflich. Der bekam das Amt, der den Römern am meisten Geld bezahlte. Es war ein wahres Elend. Aus den Angaben über die politischen Verhältnisse in Palästina zur Zeit des Auftretens des Täufers spricht die Not des alten Gottesvolkes.

Und diese Not können wir begreifen. Auch unser Volk war einmal groß. Ich denke an das Mittelalter, wo wir einen Kaiser hatten, der von der Ostsee bis zur Adria regierte, einen Kaiser, der die weltliche Herrschaft trug, und einen Papst, dem die geistliche Gewalt zustand. Sie beide waren über das Heilige Römische Reich Deutscher Nation gesetzt. Das war die große Zeit unseres Volkes. Dummes Gerede vom finsternen Mittelalter. Nein, meine lieben Freunde, das war die Hoch-Zeit unseres Volkes. Dann aber ist es anders gekommen. Zunächst riß der Herr aus Wittenberg einen großen Teil unseres Volkes vom römischen Papst los, von der Kirche, bildete eine eigene Religionsgemeinschaft. Es ging dann weiter. Im 17. und 18. Jahrhundert kam die religionsfeindliche Aufklärung. Sie riß unserem Heiland den Königspurpur, die göttliche Würde von der Schulter. Damit war das Christentum erledigt. Wenn Christus nicht der Gottessohn ist, dann ist es eine Religion wie andere auch. Und schließlich im 19. und 20. Jahrhundert der platte Materialismus, der auch noch Gott leugnete. Die Folgen haben wir alle erlebt und erleben wir fortwährend: Keine Verantwortung vor dem ewigen Richter, keine Schranken des Gewissens, keine Achtung vor den Rechten Gottes und des Menschen.

Damals, vor 2000 Jahren, erweckte Gott Johannes. Er ist es, der das Volk zur Umkehr rufen sollte, der den Weg des Herrn bereiten sollte. Wir dürfen einen Johannes nicht erwarten. Das war ein einmaliges Ereignis, das sich nicht wiederholt. Aber wir sind nicht verlassen von Gott. Wir haben das Wort der Heiligen Schrift, wir haben das Lehramt der Kirche, wir haben die Predigt gläubiger Priester, wir erfahren durch die Ereignisse des eigenen Lebens und durch die Geschehnisse in der großen Welt, wie Gott über die Welt denkt. Wenn wir die Zeichen der Zeit verstehen, dann wissen wir, wie Gott über unsere Zeit denkt. Soeben hat der Herr Erzbischof Zollitsch seine Weisheit kundgegeben, dass die Finanzkrise und die Wirtschaftskrise keine Strafe Gottes sei. Woher weiß er das? Ist diese Krise nicht von Menschen gemacht, und ist sie nicht durch menschliche Schuld entstanden? Und muss nicht Gott trauern und zornig sein über die Schuld der Menschen? Womit man sündigt, damit wird man auch gestraft.

Johannes begann seine Predigt in der Wüste. Warum in der Wüste? Die Wüste ist von den Ausschweifungen und den Unzuträglichkeiten des weltlichen, des städtischen Lebens entfernt. Durch die Wüste ist das Volk in das gelobte Land gelangt. In der Wüste hat man den Blick frei nach oben zu den Sternen. In der Wüste dehnt sich das weite Land, und in der Wüste spricht das Gewissen. Deswegen predigt Johannes in der Wüste; das ist die Gegend um den Jordan nördlich den Toten Meeres. Dort ist er aufgetreten, dort hat er Gottes Stimme vernehmlich gemacht.

Man könnte fragen: Hatte denn das Judenvolk einen solchen Bußprediger nötig? Brannten nicht täglich seine Opfer im Tempel? Waren nicht die Gebote vom Sinai das anerkannte Grundgesetz des Volkes? Hat man nicht gefastet und gebetet, den Zehnten gegeben und Almosen gespendet? Gewiß, das alles fehlte nicht. Aber man hat sich zu sehr auf die äußeren Werke der Frömmigkeit verlassen. Man war von dem erfüllt, wovon die ganze nachkonziliare Kirche erfüllt ist, nämlich von dem übertriebenen Heilsoptimismus, von der Meinung, Gott werde uns den Himmel geben, auch wenn wir uns nicht anstrengen. Das war der Fehler des jüdischen Volkes. Deswegen trat Johannes der Täufer auf. Die überhebliche Heilsgewißheit war es, die er bekämpfte, dass man sagte: Ja, wir sind vom Geschlechte Abrahams, wir gehren durch die Beschneidung zum auserwählten Volke, wir haben das

Gesetz des Moses; deswegen ist uns das Heil sicher. Nein, sagt Johannes, das Heil ist nur sicher, wenn du tust, was Gott von dir will. Johannes fordert die Umkehr zu sittlichen Taten, vor allem zu sittlichen Taten gegenüber dem Nächsten. „Bereitet den Weg des Herrn, machet gerade seine Pfade!“ Er fordert sittliche Leistungen, Gebotserfüllungen, Liebeswerke. Recht und Erbarmen sind nach ihm die Früchte der Umkehr: „Bringet würdige Früchte der Bekehrung!“ Die Zuhörer haben diesen Zusammenhang begriffen. Dreimal, dreimal taucht im Evangelium nach Lukas ihre Frage auf: „Was sollen wir tun?“ Sie haben verstanden, dass man etwas tun muss.

Auch für uns, meine lieben Freunde, ist das Tun entscheidend, dass wir aus Müdigkeit, Gleichgültigkeit und Eigennutz aufstehen und anfangen, Gutes zu tun. Was sollen wir tun? Wir müssen das tun, was uns schwerfällt, aber notwendig ist, nichts das, was bequem und angenehm ist, sondern was hart, aber unentbehrlich ist. Im Buch von der Nachfolge Christi steht der wunderbare Satz: „Du mußt tun, was du nicht willst, und aufgeben, was du gerne möchtest.“ Ein goldenes Wort! Du mußt tun, was du nicht willst – nämlich was dir schwerfällt – und aufgeben, was du gern möchtest –nämlich das Bequeme.

Über den innerlich gewandelten Menschen kommt das Heil. „Und alles Volk wird schauen das Heil Gottes“, sagt der Täufer. Alle Menschen, die sich innerlich erneuern, werden das Heil erfahren. Für alle Menschen kommt das Heil, wenn sie sich bekehren, wenn sie bereuen und bekennen, wenn sie sich dem Messias, dem göttlichen Heiland, anschließen. Auch für uns, meine lieben Freunde, wird Weihnacht werden, wenn wir uns von Herzen bekehren. „Ach, könnte doch dein Herz zu einer Krippe werden, Gott würde noch einmal ein Kind auf dieser Erden“, hat Angelus Silesius wunderbar gedichtet. Ach, könnte doch dein Herz zu einer Krippe werden, Gott würde noch einmal ein Mensch auf dieser Erden.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

„Seht, ich verkünde euch eine große Freude“

25.12.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Christgeburt Versammelt!

„Seht, ich verkünde euch eine große Freude: Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.“ So lautet die Botschaft des Engels, so lautet die Botschaft der Weihnacht. Seht, ich verkünde euch eine große Freude: Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr. In dieser Botschaft des Engels ist das gesamte Evangelium zusammengefaßt. Jedes Wort dieser Botschaft ist von hohem Gewicht. „Heute“. Das Wort bringt zum Ausdruck, dass nun die Heilszeit, der Höhepunkt, der Zielpunkt der ganzen Geschichte Israels angebrochen ist. Was vorher war, das war Hoffnung, Erwartung, Vorbereitung. Was jetzt kommt, ist Verwirklichung, Besitz, Aneignung. Das Heute bezeichnet einen bestimmten Tag, einen bestimmten Monat, ein bestimmtes Jahr in unserer Zeitrechnung. Es war die Zeit, als in Rom Kaiser Augustus auf dem Throne saß, und als in Palästina König Herodes der Große regierte. Mit der Geburt unseres Heilands verhält es sich anders als mit den angeblichen Geburten von Göttern. Auch von ihnen wird erzählt, dass sie geboren werden, aber in Wahrheit sind sie niemals geboren worden, denn sie sind Ausgeburten der Phantasie ihrer Verehrer. Sie stellen Bilder vom Entstehen und Vergehen der Natur dar. Es sind Naturbilder. Anders die Geburt Jesu. In bestimmter Stunde, zu bestimmter Zeit ist er redlich und wirklich aus dem Leib einer irdischen Mutter zur Welt gekommen. Die Geburt Jesu ist nicht Mythos, sondern Geschichte.

Die Geburt Jesu liegt nicht nur nach der Zeit, sondern auch nach dem Orte fest. Die Geburten der heidnischen Götter sind ortlos. Man kann nicht angeben, wo sie das Licht der Welt erblickten, denn sie sind mythische Gestalten, Ausgeburten der menschlichen Vorstellungskraft. Bei der Geburt Jesu ist es anders. Er ist geboren an einem bestimmten geographischen Ort: zu Bethlehem im Lande Juda, 9 Kilometer von der Hauptstadt Jerusalem entfernt. Bethlehem heißt die Stadt Davids, weil der König David dort geboren wurde. Der Ort entspricht damit der alten Weissagung. Nach ihr sollte nämlich der Erlöser in Bethlehem, der Davidsstadt, zur Welt kommen. So ist es geschehen. Die Christenheit hat immer das Gedächtnis an diesen Geburtsort Jesu bewahrt. Dort hat man eine der frühesten christlichen Kirchen gebaut. Die heutige Geburtskirche ist für den Anfang des 2. Jahrhunderts bezeugt. Der römische Kaiser Hadrian suchte den Ort nach dem jüdischen Aufstand zu profanieren. Er ließ dort im Jahre 135 einen Hain des Adonis errichten. Aber gerade dadurch bewahrte er das Gedächtnis der Geburt Jesu.

Gewisse Erklärer der Heiligen Schrift wollen dem Bericht von der Geburt Jesu in Bethlechem die mehrfach bezeugte Herkunft Jesu aus Nazareth entgegensetzen. Sie sagen: Jesus ist in Wirklichkeit in Nazareth geboren, Bethlechem ist nur der theologische Ort seiner Geburt. Er entspringt einer theologischen Geographie, einer theologischen Konklusion, was nichts anderes heißt, als dass die Evangelisten Matthäus und Lukas die Geschichte zugunsten der Ideologie verfälscht haben. Meine lieben Freunde, gegen diese freche Behauptung ist zu sagen, dass die beiden Texte von Matthäus und Lukas unabhängig voneinander auf eine Tradition von der Geburt Jesu in Bethlechem zurückgehen. Diese Tradition wird nicht durch eine bodenlose Spekulation ausgehebelt. Es ist kein Widerspruch, wenn man Jesus den Nazarener nennt, dort ist er eben aufgewachsen in Nazareth, und das ist eine übliche Weise, jemanden zu kennzeichnen, dass man ihn nach dem Orte bezeichnet, wo er viele Jahre verbracht hat. Jesus ist nicht in Nazareth geboren, wie Kardinal Kasper meint, er ist in Bethlechem geboren.

„Seht, ich verkündige euch eine große Freude, die allem Volke zuteil werden soll.“ Die Botschaft von der Geburt Jesu ist eine freudige Nachricht. Jetzt ist er da, den die Propheten verheißen haben. Jetzt ist die Wende angebrochen, jetzt sieht das Volk im Todesschatten ein Licht. Diese Freude ist

nicht von der Erde, diese Freude ist vom Himmel. Sie stammt von Gott. Gott ist ein Mensch geworden, und seit dieser Verkündigung der Engel ist die christliche Offenbarung eine Freudenbotschaft, eine Frohbotschaft, eine Heilsbotschaft, ein Euangelion. Die Grundstimmung des Christen, soweit sie den Glauben betrifft, muss deswegen die Freude sein. Als Ausdruck des objektiven Heilszustandes gehört die Freude zum Wesen des Christseins. Jetzt ist die Verheißung eingetroffen, die im Alten Bunde so oft wiederholt wurde. Gott hat Wort gehalten, er hat Freude geschenkt durch die Geburt seines Heilandes. Weil die Freude, die der Christ empfindet, in der Bezogenheit auf ein wirkliches göttliches Ereignis besteht, kann sie durch keine irdische Not untergehen. Weltliche Not ist mannigfaltig und hat viele Gesichter. Aber wer sich den Glauben bewahrt, hat auch in der größten Not einen Anlaß zur Freude.

Vor 59 Jahren, meine lieben Freunde, hatte ich Kinder vor mir sitzen, denen ich den Glauben erklärte; ich gab Religionsunterricht. Eines der Kinder war mir besonders ans Herz gewachsen, ein Mädchen, das aus einem guten Elternhause stammte, das fromm war, gläubig, regelmäßig die heilige Beicht empfing. Sie ist jetzt eine Mutter und eine Großmutter. Aber was hat sie mir zu Weihnachten geschrieben? „Danach mußte ich ins Krankenhaus, weil mir dauernd Übelkeit zu schaffen machte und die Leberwerte immer schlechter wurden. Die Diagnostik dauerte fast vier Wochen und war eine einzige Quälerei. Das Ergebnis: niederschmetternd. Es ergab bösartige Tumore an Bauchspeicheldrüse, an Gallengang, Lymphgefäßen und einen inoperablen Tumor, der die Hauptblutgefäße im Bauchraum umschließt. Die zehnstündige Operation habe ich wie durch ein Wunder überlebt, dabei mußte auch noch die Milz entfernt werden. Den Rest soll jetzt die Chemotherapie schaffen, die seit September läuft und noch bis Februar weitergeht. Die Nebenwirkungen können einen fast umbringen, und trotzdem klammere ich mich an jedes Fünkchen Hoffnung. Ich kann Sie jetzt nur um Ihr Gebet bitten.“ So schreibt diese Mutter, diese Großmutter in ihrem Briefe, und als Motto über ihren Weihnachtsbrief hat sie das Wort gesetzt: „Von allen Seiten umgibst du mich, Herr, und hältst deine Hand über mir.“ Sie hat sich den Glauben bewahrt, und sie ist selbst in diesem unmeßbaren Leid noch von der Freude über den Glauben, über das, was der Glaube lehrt, erfüllt. Die Freude, die uns Weihnachten zuteil geworden ist, kann durch keine innerweltliche Not untergehen. Wir singen zu Recht: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit. Welt ging verloren, Christ war geboren. Freue dich, freue dich, o Christenheit.“

Mit „Euch“ werden die Hirten, die zu den Letzten, zu den Verachtetsten im Judentum gehörten, als die Repräsentanten des ganzen Volkes angesprochen. Was ihnen mitgeteilt wird, sollen sie weitertragen. Was sie hören, ist für alle bestimmt. Eine Freude, die dem ganzen Volke verheißt ist. Das Volk, von dem hier die Rede ist, ist natürlich zuerst das Volk Israel, denn aus ihm stammt ja der Erlöser. Aber hinter dem Volke Israel steht die ganze Menschheit. Die Geburt Christi ist kein partikuläres Ereignis. Jesus ist kein Stammesgott, er ist der Heiland der Welt.

Der Name „Heiland“ oder „Retter“ bezeichnet den eben Geborenen als den Bringer der Heilszeit. Das griechische Wort dafür ist „Soter“. Lukas schrieb ja sein Evangelium für Christen aus dem Heidentum, und er kannte deswegen den Ausdruck „Soter“, Heiland, Retter. Er erinnerte ihn an die Heilandsgestalten der hellenistischen Welt. Da wurden angebliche göttliche Heilande vorgestellt, Asklepios, Sarapios, Zeus, oder auch politische Heilbringer wie die vergöttlichten Herrscher des Ostens oder die römischen Kaiser, deren Geburt oder Thronbesteigung man in der damaligen Terminologie als Frohbotschaft, als Evangelium bezeichnete. Manche Erklärer der Heiligen Schrift meinen, weil das Wort Retter oder Heiland zur Zeit Jesu auch irdischen Herrschern beigelegt wurde, wende sich diese Stelle gegen den Kaiserkult. Das ist denkbar, das ist möglich. Dem Heiland Augustus wird nach dieser Erklärung Jesus als der Heiland Gottes entgegengestellt.

Das Alte Testament weiß, dass Gott der Retter, der Heiland ist. So oft in den Prophetenbüchern und in den Psalmen wird Gott als Retter, als Heiland bezeichnet. Gott selbst sorgt dafür, dass kein Mißverständnis über den Heiland, der in Bethlehem geboren ist, aufkommt; denn der Pflegevater Jesu, Joseph, erhält den Befehl, diesen Sohn, den Sohn Mariens, Jesus zu nennen. Warum? „Er wird sein Volk von seinen Sünden erlösen.“ Der Name Jesus, also ein hebräisches Wort, bedeutet nämlich „Jahwe“, also Gott, „hilft.“ „Jahwe, Gott, hilft.“ Er hilft durch diesen Jesus. Dieser ist der Befreier von der Sünde. Gott hilft durch den Heiland Jesus Christus. Als solcher hat er sich in seinem ganzen

Leben erwiesen, und gerade das Lukasevangelium ist in besonderer Weise auf diese Funktion Jesu, nämlich Heiland zu sein, Retter zu sein, ausgerichtet. Er wird von Lukas dargestellt als der mitleidsvolle Helfer und Arzt, der Sünderheiland, der Anwalt der Armen, der die Frauen ehrt und die Mächtigen nicht fürchtet, gütig, fromm, geduldig im Leiden, kurz: der Retter.

Als die ersten Missionare nach Grönland kamen und das Evangelium verkünden wollten, da fanden sie in der Sprache der Grönländer keinen passenden Ausdruck für das Wort Heiland. Lange gaben sie sich Mühe, den Grönländern den Begriff Heiland, Retter, klarzumachen. Vergebens. Endlich schien einem der heidnischen Männer das Verständnis aufzugehen, und er fragte den Missionar: „Meinst du vielleicht einen Mann, der, wenn das Boot umkippt, in die Fluten springt, um den Ertrinkenden ans Land zu ziehen?“ „Ja“, sagte freudig der Missionar, „das paßt.“ Jetzt hatte er den Anknüpfungspunkt gefunden, um den Grönländern zu erklären, was der Heiland ist. Wie alle Menschen in Gefahr waren, ewig zugrunde zu gehen, wie aber Jesus in die Fluten des Leidens stieg, um sie zu retten und an die Gestade der Ewigkeit zu führen. Fortan hieß in der Sprache der Grönländer Heiland soviel wie „einer der in die Fluten geht und die Ertrinkenden rettet.“

Das Wort Heiland kommt auch noch an anderen Stellen der Heiligen Schrift vor. Vor dem Hohen Räte bekannte sich Petrus zu Jesus. „Der Jesus, den ihr ans Kreuz gehängt und getötet habet, den hat Gott zum Herrscher und Heiland erhöht durch seine Rechte.“ Und auch Paulus bezeugt in Antiochien: „Aus den Nachkommen Davids ließ Gott nach seiner Verheißung Jesus als Heiland hervorgehen.“ Und selbst die Männer in Samaria, bei denen Jesus ja nur kurze Zeit geweilt hatte, selbst diese Männer waren sich gewiß, wer er ist. „Er ist wahrhaft der Heiland der Welt.“

Aber nicht genug. Die Engel bezeichnen den Neugeborenen nicht nur als Heiland, sie nennen ihn auch den „Christus“, den Messias. Das Wort Messias ist hebräisch, das Wort Christus ist griechisch bzw. lateinisch, besagt also dasselbe. Messias, Christus, ist der von Gott Gesalbte, der von den Propheten geweissagte Bringer des Heils. Nach der herrschenden jüdischen Erwartung sollte er aus dem Geschlechte Davids hervorgehen und das Königtum Davids in höchstem Glanze erneuern und Israel für immer von seinen Feinden befreien. Der Evangelist Matthäus führt den Nachweis, dass die Weissagungen des Alten Testaments über den Messias in Jesus von Nazareth erfüllt sind. Jesus ist der in der Heiligen Schrift verheißene davidische, alle Gerechtigkeit erfüllende, unschuldig leidende Messias. Das erste und früheste Bekenntnis der christlichen Kirche lautet deswegen: „Jesus ist der Christus. Jesus ist der Messias.“ Christus war damals eine Amtsbezeichnung, nicht ein Name. Jesus ist der Gesalbte. Seine Messianität ist aufgeblitzt in seinem irdischen Leben, in seiner zeitlichen Wirklichkeit. Er war gewiß anders, als die zeitgenössischen Juden ihn erwarteten. Gott überbietet immer die Erwartungen der Menschen. Jesus war ein religiöser, nicht ein politischer Messias, und es war ihm sehr viel daran gelegen, dass die Menschen sein Wesen erfaßten, dass sie sich nicht trügerische Hoffnungen machten, und deswegen war er vorsichtig mit dem Ausdruck Messias. Man spricht vom Messiasgeheimnis, das er gewahrt wissen wollte. Er verbot manchen, die ihn als Messias erkannt hatten, davon zu reden. Jesus wollte vermeiden, dass er als politischer Messias verstanden wird. Er kam nicht, um die Besatzer aus dem Lande zu treiben, sondern um die Herrschaft des Satans zu brechen. Und doch blitzte seine Messianität immer wieder auf. Ein Besessener, ein Besessener in der Synagoge von Kapharnaum, schrie: „Was haben wir mit dir zu schaffen, Jesus von Nazareth. Du bist gekommen, uns zu verderben. Ich weiß, wer du bist: Du bist der Heilige Gottes!“ Zwei Blinde, zwei Blinde, die ihm folgten, schrien: „Erbarme dich unser, Sohn Davids“, also Messias. Als Jesus in Jerusalem einzog, begrüßten ihn die begeisterten Volksscharen als den Messias: „Hosanna dem Sohne Davids.“

Der volle Glanz seiner Messianität brach freilich erst an am Ostertage. Die Auferstehung Jesu ist durch seine Einsetzung in die himmlische Macht, seine Erhöhung zur Rechten Gottes. Durch sie wurde Jesus zum Herrn und Messias im Vollsinne gemacht. So hat es Petrus in seiner Pfingstpredigt erklärt: „Israel soll erkennen, dass Gott diesen Jesus, den ihr gekreuzigt habt, zum Herrn und Messias gemacht hat.“ Und wiederum stimmt ihm Paulus bei. In der Synagoge von Damaskus, da sagt er den Juden: „Jesus ist der Messias.“ In der Synagoge von Saloniki, da zeigt er ihnen auf, dass Jesus, den er verkündet, der Messias ist, der Christus.

Jesus, der Heiland, Jesus, der Messias, Jesus aber auch nach der Engelsbotschaft der Herr. Die Engel bezeichnen den neugeborenen Knaben als den Herrn, griechisch Kyrios. Das ist ein Name für

Gott. Der dem Moses geoffenbarte Gottesname Jahwe wird in der griechischen Übersetzung des Alten Testaments über sechstausend Mal mit Kyrios übersetzt. Wer also Gott den Kyrios nennt, der meint damit Jahwe, und wer von Jahwe spricht, der meint den Kyrios, den Herrn, Gott. Und dieser Gottesname, Kyrios, wird nun von Gott durch die Engel auf Jesus übertragen. Seitdem bekennt die Kirche: Jesus ist der Herr. Dieser Ausdruck zeigt, dass Gott selbst auf die Erde gekommen ist. Weihnachten ist nicht mehr und nicht weniger als die Menschwerdung Gottes. Der griechische Name Kyrios, auf Jesus angewandt, bezeichnet seine gottgleiche Würde.

Im Neuen Testament wird Jesus fortwährend als der Herr bezeichnet, im Matthäusevangelium 80 mal, im Markusevangelium 18 mal, im Lukasevangelium 103 mal, im Johannesevangelium 43 mal, in der Apostelgeschichte 69 mal und in den Paulusschriften 247 mal. Von Paulus haben wir auch die schönsten Aussagen über Jesus als den Herrn. „Keiner, der im Geiste Gottes spricht, sagt: Verflucht sei Jesus. Ebenso kann niemand sagen, Herr ist Jesus, als wer im Heilige Geiste redet.“ Mit dem Worte Herr ist natürlich zuerst die herrscherliche Stellung Jesu im All ausgesagt. Der Herr Jesus steht den in der Welt verehrten Göttern und Herrn gegenüber. Er ist derjenige, auf dessen Schultern Weltherrschaft ruht. Aber dann ist er natürlich auch der Heilschaffende für jene, die sich zu ihm bekennen. Wiederum hat Paulus die schönste Formulierung gefunden: „Wenn du mit dem Munde den Herrn Jesus bekennt und mit dem Herzen glaubst, dass Gott ihn von den Toten erweckt hat, so wirst du selig werden.“ Noch einmal dieses schöne, wunderbare Wort: „Wenn du mit dem Munde den Herrn Jesus bekennt und in deinem Herzen glaubst, dass Gott ihn von den Toten erweckt hat, so wirst du selig werden.“ Sein Herrentum haben die Jünger Jesu erfahren. Schon in seinem unbedingten Nachfolgeanspruch erkennt man ihn als den Herrn. Einer, den er aufforderte, mit ihm zu gehen, sagte: „Herr, laß mich zuvor hingehen und meinen Vater begraben.“ Jesus antwortete ihm: „Folge mir nach und laß die Toten ihre Toten begraben!“ Ein anderer sagte: „Ich will dir folgen, Herr, aber erlaube zuerst, dass ich Abschied nehme von meinen Hausgenossen.“ Jesus entgegnete ihm: „Keiner, der seine Hand an den Pflug legt und zurückschaut, ist tauglich für das Reich Gottes.“ Die Jünger erfuhren seine Herrschaft über die Natur. Dem Gichtbrüchigen befahl Jesus: „Steh auf, nimm dein Bett und geh nach Hause.“ Und der Gichtbrüchige stand auf, nahm sein Bett und ging nach Hause. Da gerieten alle außer sich. Sie priesen Gott und sprachen: „So etwas haben wir noch nie gesehen.“ Er besiegte die Dämonen. „Wenn ich die bösen Geister durch den Finger Gottes austreibe, so ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen.“ Er gebietet dem Tod. Als er die Tochter des Jairus vom Tode erweckt, da waren die Eltern außer sich. Er befiehlt dem Winde und den tobenden Wellen, und es tritt auf dem galiläischen Meere eine große Stille ein. Da sprachen die Zeugen zueinander: „Was ist denn das für einer, dass er sogar dem Wind und dem Wasser gebietet, so dass sie ihm gehorchen?“ Er starb am Kreuze, aber sein Tod war ein Sühnetod für andere, kein Straftod für eigene Vergehen, ein Sühnetod für andere. Er ward geopfert, weil er selbst es wollte. Der Tod konnte ihn daher nicht festhalten. Er entstieg dem Grabe. Mächtig über den Tod ist nur einer, nämlich Gott. So hat die Auferstehung Jesu von den Toten den Glauben der Jünger an Jesus als den himmlischen Herrn für immer befestigt. Der Gekreuzigte und Auferweckte ist in die himmlische Herrlichkeit erhöht worden. Vom Throne Gottes her sendet er seinen Heiligen Geist. Bei seiner Wiederkunft wird er sich als den Herrn vor aller Augen erweisen. An ihn richten sich die Flehrufe der Christen. Die Christen wurden zuerst als solche bezeichnet, die den Herrn Jesus anrufen. Wie glücklich ist das, diese Bezeichnung! Die Christen sind jene, die den Herrn Jesus anrufen. Sie flehen um seine Hilfe und um sein baldiges Kommen: „Maranatha“, Komm, Herr Jesus.

Der Engel verkündet Weihnachten: „Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.“ Gott ist ein Mensch geworden, damit die Menschen vergöttlicht würden. „Der aller Welt das Dasein gab, in Knechtsgestalt kam er herab, das Fleisch im Fleische zu befreien, Heil den Gefallenen zu verleihen.“

Wahrlich, meine lieben Freunde, es ist stille Nacht, es ist heilige Nacht. Hirten erst kundgemacht durch der Engel Halleluja, tönt es laut von fern und nah: „Christ, der Retter, ist da. Christ, der Retter ist da!“

Amen.



Prof. Dr. Georg May

## Ehre Gott und Friede den Menschen

26.12.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Als Konrad Adenauer Bundeskanzler war, hielt er die Ansprache zum Ausgang des alten und zum Beginn des neuen Jahres. Er sprach auch von den Menschen, die guten Willens sind. Da fiel ein protestantischer Geistlicher über ihn her und sagte: „Er verfälscht das Evangelium.“ Gestern hörten wir die Botschaft des Verkündigungsendels: „Seht, ich verkündige euch eine große Freude: Euch ist heute in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.“ Heute sammelt sich eine ganze Schar von Engeln und stimmt den Lobgesang an: „Ehre Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden des Wohlgefallens.“ Die Botschaft des Engels hat einen tiefen Sinn. Wer die Erde ist, das wissen wir; die Höhe, von der die Rede ist, ist der Himmel, der Gott vorbehaltene Ort, die Gott vorbehaltene Wirklichkeit. Gottes Herrlichkeit wird gepriesen, wie sie im Himmel offenbar ist, und sein Werk, wie Er es auf Erden tut. Dass Gott die Herrlichkeit gehört, kennzeichnet auch sein Wirken auf der Erde.

Der Lobpreis der Engel gilt dem Messias. Er ist eine messianische Akklamation, ein lobender Zuruf. Die Eigenart dieser Akklamation liegt darin, dass sie den Messias nicht persönlich anredet, sondern Gott: „Ehre Gott in der Höhe!“ Die Verherrlichung Gottes, die Ehre Gottes, liegt darin, dass er durch die Sendung des Messias im Himmel, das heißt vor dem Hofstaat seiner Engel, seinen Namen verherrlicht, d.h. seine Macht und sein Erbarmen kundtut. Der Sinn des ursprünglichen Textes ist: Durch die Geburt des Messias ist Gott in den Himmelshöhen verherrlicht und auf Erden den Menschen des göttlichen Wohlgefallens Heil widerfahren. Achten Sie bitte darauf, die Worte der Engel sind nicht ein Wunsch. Es heißt nicht: „Ehre sei Gott in der Höhe“, sondern „Ehre Gott in der Höhe“, und das heißt: Gott ist Ehre in der Höhe. Die Ehre ist eine Tatsache. Es ist also die Verkündigung eines göttlichen Geschehens, nicht eines Wunsches. Die Worte der Engel beschreiben eine heilsgeschichtliche Stunde, nämlich Gott wird Verherrlichung dargebracht durch die Sendung des Messias.

Ehre Gottes ist die Anerkennung der Selbstoffenbarung Gottes durch die Menschen in Wort und Werk. Der Mensch kann und soll das umfassende Wirken Gottes in der Welt anerkennen. Gott ist der Schöpfer, der Erhalter, der Herr der Natur. Er ist auch der Herr des Lebens. Er soll aber auch gepriesen werden wegen seines gütigen und machtvollen Handelns. Der Mensch soll Gott preisen, weil er die Geschichte und die Geschehnisse der Menschen in seiner Hand hält. Gott selbst wirkt diese Ehre. Er verbürgt machtvoll sein Wort im geschichtlichen Handeln.

Ehre ist aufs engste verbunden mit der Herrlichkeit Gottes. Diese Herrlichkeit leuchtet in allem Geschaffenen auf. „Die Himmel erzählen Gottes Herrlichkeit, vom Werke seiner Hände kündigt das Firmament“, so heißt es im 18. Psalm. Und: „Heilig, heilig ist der Herr der Heerscharen. Die ganze Erde ist voll seiner Herrlichkeit“, so lesen wir beim Propheten Isaias. In alles überstrahlender Weise zeigt sich freilich die Herrlichkeit Gottes in seinem Messias, in Christus Jesus. „Er ist der Abglanz seiner Herrlichkeit, das Ebenbild seines Wesens“, wie es in wunderbarer Weise im Brief an die Hebräer heißt. Durch nichts und durch niemanden wird Gott so viel Ehre erwiesen wie durch den Messias. Seine Sendung durch den Vater, seine Offenbarung des himmlischen Vaters, seine unbedingte Hingabe an den Willen des Vaters sind die größtmögliche Verherrlichung Gottes. Mögen die Menschen Gott die Ehre zu entziehen trachten, mögen sie Gott mißachten und verhöhnen, mögen sie ihn lästern und schmähen, die Verherrlichung Gottes durch seinen Sohn überstrahlt alle Versuche, Gott die Ehre zu rauben.

Der Messias hat Gott verherrlicht durch seine Person und durch sein Wirken. Jesus sagt von sich selbst: „Ich ehre meinen Vater.“ Er ehrt ihn, indem er die Sendung, die der Vater ihm aufgetragen hat, erfüllt, indem er verkündigt, was der Vater ihm anvertraut hat. Er ehrt auch den himmlischen Vater, indem er den Widersacher Gottes bekämpft, den Satan. „Er ist ja erschienen“, sagt der heilige Johannes, „um die Bollwerke des Teufels zu zerstören.“ Und er hat seinen Kampf erfolgreich geführt. Einmal, da jubelt er selbst, unser Heiland: „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen.“

Jesus hat den Vater verherrlicht durch seine Wunder. Der Blindgeborene, den er geheilt hatte, sagte zu seinen Widersachern: „Solange die Welt steht, hat man noch nicht gehört, dass einmal einem Blindgeborenen die Augen geöffnet wurden. Wenn dieser nicht aus Gott wäre, vermöchte er so etwas nicht.“ Als Jesus das Wunder der Verwandlung von Wasser in Wein wirkte, da offenbarte er seine Herrlichkeit, „und seine Jünger glaubten an ihn.“ Der Evangelist Johannes faßt deswegen die Wirksamkeit Jesu in die Worte zusammen: „Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit.“

Die Ehrung Gottes ist freilich nicht auf den Messias beschränkt. Er ruft alle Menschen auf, in die von ihm ausgehende Verherrlichung des himmlischen Vaters einzustimmen. Wir sollen mit ihm, durch ihn und in ihm den Vater im Himmel preisen. Wir verherrlichen ihn an erster Stelle durch die Anbetung. Indem wir uns hier ehrfurchtsvoll versammeln und das Opfer des Sohnes darbringen, wird Gott die größte Ehre erwiesen. Aber wir sollen ihn auch verherrlichen durch die Gestaltung unseres Lebens, durch ein Leben nach Gottes Geboten, durch ein Leben, in dem wir unsere Kräfte entfalten, durch ein Leben, in dem wir Leistungen vollbringen, Leistungen für uns selbst, für die uns Anvertrauten, für unser Volk. Glauben ist notwendig, aber Leben aus dem Glauben nicht minder. Das Reich Gottes besteht nicht in Schall und Rauch, sondern in Tat und Kraft. Ein Glaube, der nur Überzeugungen, aber keine Taten zur Folge hat, hat nichts von der Kraft Gottes an sich. Wir müssen Gott mit der Arbeit unserer Hände und mit dem Werke unseres Geistes verherrlichen.

Ehre ist Gott in der Höhe. Friede den Menschen seines Wohlgefallens. Die Ehre Gottes ist mit dem Frieden verknüpft. Wo Gott Ehre erwiesen wird, da erblüht den Menschen der Friede. Der Geburtstag des Heilands ist der Geburtstag des Friedens. Friede meint in der Heiligen Schrift die Fülle des messianischen Heils. Friede ist also nicht nur Freiheit von Haß und Feindschaft, Friede ist auch Verständigung und Versöhnung, Zufriedenheit, Wohlwollen, Wohlergehen, Heilsein des ganzen Menschen und der Gemeinschaft. Die Propheten des Alten Bundes hatten das messianische Heil angekündigt unter dem Begriff des Friedens. Immer wenn sie vom Frieden sprechen, meinen sie das messianische Heil. Beim Propheten Isaias beispielsweise heißt es: „Ich bin es, der die Verheißung gibt: Friede, Friede, den Armen und den Reichen, den Fernen und den Nahen. Ich werde sie heilen.“ So trägt der Messias den Namen Friedensfürst. Er bringt den vollkommenen und wahren Frieden. In seinen Tagen erblüht das Recht und der Friede.

Ohne Gott oder gar gegen Gott gibt es keinen Frieden. Wiederholt steht beim Propheten Isaias der Satz: „Es gibt keinen Frieden für die Frevler.“ Wer mit Gott im Unfrieden ist, kann nicht mit den Menschen im Frieden sein. Wer im Frieden mit Gott ist, vermag den Menschen Frieden zu bringen. Friede ist Gabe von Gott und Christus. Aber der Mensch, der den Frieden von Gott nicht annimmt, ist außerstande, ihn Menschen zu vermitteln. „Reich an Frieden sind die, die deine Gebote lieben“, heißt es im Psalm 118. Reich an Frieden sind die, die deine Gebote lieben.

Ich frage mich, meine lieben Freunde, wie Männer und Frauen in den Parlamenten und in den Regierungen Frieden schaffen wollen, die selbst im Unfrieden mit Gott sind. Wie können Regierende, die in der Todsünde leben, einem Volke den Frieden verschaffen? In einer Strafanstalt fragte der Anstaltsgeistliche vor einiger Zeit einen der langjährigen Gefangenen: „Wie geht es Ihnen?“ Er antwortete: „Besser als draußen.“ „Ja, hatten Sie Not draußen, hatten Sie nichts zu essen?“ „Not? Nein, ich hatte immer zu essen und zu trinken, ich war ja in fideler Gesellschaft.“ „Warum sind Sie dann im Gefängnis glücklicher als draußen?“ Da sagte der Gefangene ruhig und ernst: „Ich habe viel Zeit zum Nachdenken. Wissen Sie, was Gott ist? Gott ist der Friede. Je weiter man von unserem Herrgott entfernt ist, desto weiter ist man vom Frieden entfernt. Und der innere Friede ist das einzige wahre

Glück. Sehen Sie, ich habe mit Gott Ordnung gemacht, und ich habe wieder meinen Herrgott, den Frieden und das innere Glück gefunden.“

Der Friede ist für Gott so charakteristisch, dass Paulus immer wieder vom Gott des Friedens spricht. Ebenso sagt er freilich auch, dass Christus unser Friede ist, und er spricht vom „Frieden Christi“. Man kann das vielleicht so einteilen und unterscheiden, dass Urheber des Friedens Gott ist, der Vater, und der Vermittler des Friedens Christus. Deswegen heißt die neutestamentliche Offenbarung „Evangelium des Friedens“. Christus kam und verkündete den Frieden allen von nah und fern. Er hat die zwischen den Menschen und Gott bestehende Feindschaft beseitigt und Versöhnung geschaffen. Er hat den Schuldschein, der gegen uns lautete, zerrissen und ans Kreuz geheftet. Deswegen sagte der greise Simeon, als er den Jesusknaben im Tempel auf seine Arme nahm: „Nun entlässest du, Herr, deinen Diener nach deinem Wort in Frieden, denn meine Augen haben das Heil geschaut, das du bereitet hast im Angesichte aller Völker.“

Der Herr hat auch den Frieden weiterzutragen befohlen. Als er die Jünger aussandte, um die Heilsbotschaft zu verbreiten, da trug er ihnen auf: „Kommt ihr in ein Haus, so saget zuerst: ‚Friede diesem Hause!‘“ Als er in die Nacht des Leidens einging, da sprach er noch einmal zu den Jüngern: „Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch.“ Und als er über Jerusalem weinen mußte, da kam es aus ihm heraus: „Wenn doch auch du an deinem Tage erkannt hättest, was dir zum Frieden dient!“ Der Friede gründet im Rechtsein und im Rechttun, im Heilsein, das der Mensch von Gott empfängt. Aus dem Frieden zwischen Gott und den Menschen folgt der Friede von Mensch zu Mensch.

Und der Friede ist auch eine Aufgabe für den Menschen. In den Briefen der Apostel wird immer wieder gemahnt: „Haltet Frieden mit allen Menschen, soviel an euch liegt! Lebt in Frieden miteinander!“ Und der Herr hat die Friedensstifter seliggepriesen. Der Münchner Erzbischof Faulhaber war im Ersten Weltkrieg Militärbischof, und er berichtet von einem Frontabschnitt im Westen, wo ein Trompeter am Heiligen Abend in die Nacht hineinblies: „Stille Nacht, heilige Nacht“. Ohne Kommando hörte das Gewehrfeuer auf beiden Seiten auf. Der religiöse Gedanke, der Friedensgedanke, hatte wenigstens für eine Stunde Frieden geschaffen.

Der Frieden unter Menschen lebt von Geduld und Nachsicht. Er lebt von Vergeben und Verzeihen. Nur wer die Fehler und Schwächen des Nächsten erträgt, ertragen will, wird Frieden haben und Frieden halten. Soeben lesen wir, der italienische Ministerpräsident Berlusconi hat dem Manne, der ihn verletzt hat, verziehen. „Ihr wißt, dass ich nicht nachtragend bin“, hat er gesagt. Das war eine weihnachtliche Geste. Nur wer Unrecht und Ungerechtigkeit, die er erfährt, hinzunehmen vermag, der kann als Friedensstifter auftreten.

Nun aber kommt die wichtige Frage: Wie konnte Konrad Adenauer von den Menschen guten Willens sprechen? Er sprach so, wie er es in der heiligen Messe gehört hat. „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen, die guten Willens sind.“ Diese Aussage der Kirche ist durchaus berechtigt. Die Liturgie braucht sich nicht wörtlich an Texte des Neuen Testaments zu halten. Sie verwendet sie nach ihrem Sinne und nach ihrem Bedarf. Aber das ändert nichts daran, dass der griechische Text der Engelsbotschaft anders lautet. Ich habe hier vor mir das griechische Neue Testament, und da heißt es in Lk 2,14, ich übersetze: „Ehre in den Höhen Gott, und auf Erden Friede bei den Menschen des Wohlgefallens. Das entscheidende Wort ist Eudokia, und dieses griechische Wort, daran kommt kein Mensch vorbei, dieses griechische Wort heißt nun einmal „Wohlgefallen“, „Huld“. Damit ist das göttliche Erbarmen gemeint. Und die Menschen, die von Gott das Wohlgefallen empfangen, die empfangen eben Frieden. Hat sich Konrad Adenauer verfehlt? Hat er das Evangelium verfälscht, wie dieser protestantische Pfarrer ihm vorwarf? Meine lieben Freunde, Gottes Wohlgefallen kann man nicht gewinnen, wenn man nicht guten Willens ist. Ohne guten Willen ist nichts von Gott zu erwarten. Wer nicht wenigstens einen Funken guten Willens hat, der ist verloren. Wie immer man auch das Verhältnis von Gnade Gottes und Freiheit des Menschen bestimmt, eines ist sicher: Wer in das Wohlgefallen Gottes nicht einstimmt, empfängt nicht den Frieden Gottes.

Die Übersetzung aus dem griechischen Text „bonae voluntatis“ – guten Willens kann, wenn man will, auch im Sinne des griechischen Wortes Eudokia verstanden werden, nämlich der gute Wille Gottes, der eben sich dem Menschen zuneigt und ihm das Erbarmen zuspricht. Gottes Sache ist es, die Gnade zu verleihen, die Sache des Menschen ist es, sie willig aufzunehmen und zu bewahren. Das

Reich Gottes wird nicht den Schlafenden zuteil, sondern denen, die arbeiten und wachen im Dienst Gottes. Gott hilft dem Schiffer, aber er muss rudern. Gott hat die Quelle geschaffen, aber nicht den Eimer. „Es ist zwar wahr, dass Gott dich selig machen will, glaubst du, er will es ohne dich, so glaubest du zuviel“, sagt unser Dichter Angelus Silesius. „Es ist zwar wahr, dass Gott dich selig machen will, glaubst du, er will es ohne dich, so glaubest du zuviel,“

Konrad Adenauer hat also keineswegs Unrecht getan, wenn er sagte, Friede soll allen Menschen guten Willens sein. Das Wohlgefallen Gottes weckt ja in den Menschen den guten Willen auf, aber wenn der Mensch nicht willig ist, ihn zu erbringen, dann geht das Wohlgefallen Gottes an ihm vorüber. Die Ehre Gottes und der Friede des Menschen gehören zusammen. Anders kann nicht Frieden auf Erden sein, als indem Gott die Ehre gegeben wird. Ehre Gottes und den Frieden der Menschen kann auch niemand auseinanderreißen. Wenn die Welt friedlos ist, dann deswegen, weil sie Gott die Ehre versagt.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Das Heilswirken Gottes in der Geschichte

27.12.2009

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die beiden wesentlichen Kennzeichen des biblischen Gottes sind Schöpfung und Offenbarung. Beides gehört untrennbar zusammen. Offenbarung kann nur heilend und rettend sein, weil alles – nach der Schöpfung – Gottes ist. Heute gibt es bei aller Lobpreisung der Materie einen neuen Gnostizismus, also eine Erscheinung, die Gott die Materie wegnimmt. Gott wird letztlich auf die Innerlichkeit, auf die Subjektivität oder – Sie können auch sagen – auf die Phantasie der Menschen beschränkt. Die Religion gehört nach der Masse der heute Schreibenden in die Sphäre der Subjektivität. Da kann jeder damit halten, wie er will. Aber die Welt der Materie, so sagen diese Schreiberlinge, die Welt der Materie, die objektive Welt gehorcht anderen Gesetzen. Da hat Gott nichts zu suchen.

Ein solcher Gott, meine lieben Freunde, ist kein Gott, sondern nur ein Element der Psychologie und der Vertröstung. Deswegen ist die Empfängnis Jesu aus der Jungfrau so wichtig. Gottes Macht, Gottes Geist kann Neues schaffen in der leibhaftigen Welt, in der Welt des Leibes. Und deswegen ist so wichtig seine Auferstehung. Sie ist nicht ein Interpretament, das heißt also eine gedankliche Konstruktion, um etwas anderes zu erklären. Nein, sie ist wahrhaft und wirklich ein Geschehen am Leibe. Der Leib Jesu ist nicht verwest, denn die Materie ist Gottes.

Am Anfang des 20. Jahrhunderts gab es in der Berliner evangelischen Fakultät zwei Theologen, die sich scharf gegenüberstanden. Der eine war der liberale Harnack, der andere war der konservative Schlatter. Harnack sagte eines Tages zu Schlatter: „Im wesentlichen sind wir uns doch einig. Zwischen uns steht eigentlich nur eine Kleinigkeit, die Wunderfrage.“ „Nein“, sagte Schlatter, „uns trennt die Gottesfrage.“ Es kommt darauf an, ob Gott wirklich Gott ist oder ob er in den Bereich der Subjektivität gehört.

Da steht zunächst die Frage im Raume: Kann uns der Glaube Gewißheit über historisches Geschehen geben? Oder kann man Historisches, also geschichtliche Dinge, nur auf historische Weise durch historische Forschung wissen? Wenn Letzteres der Fall wäre, dann bliebe alles hypothetisch, den die Geschichtswissenschaft vermag über Hypothesen nicht hinauszukommen. Dem biblischen Glauben dagegen ist es wesentlich, dass er sich auf ein Handeln Gottes in der Geschichte bezieht. Ein der Geschichte beraubter Glaube wäre ohne Grundlage, er wäre Gnosis, eine menschliche Fiktion. Dem biblischen Glauben ist es eigen, dass er von dem geschichtlich handelnden Gott handelt, und deswegen einige grundlegende geschichtliche Fakten zum Glauben gehören. Es ist eine Gewißheit, die vom Glauben kommt, auf die man sein Leben gründen und für die man sterben kann. Wenn Jesus nicht gelebt hätte und nicht am Kreuze gestorben wäre, wäre unser Glaube eitel. Wenn seine Verkündigung nicht geschichtlich bezeugt wäre, wäre unser Glaube eitel. Wenn er nicht am Abend vor seinem Leiden Brot und Wein in seine heiligen Hände genommen und sich selbst damit den Menschen überantwortet hätte, dann wäre die Eucharistiefeier der Kirche eine leere Fiktion.

Zu diesen grundlegenden Artikeln des Glaubens gehört auch die Jungfrauengeburt. Sie gehört zum Glaubenskern. Die Kirche hat von Anfang an gewußt, dass die Empfängnis Jesu nicht einem männlichen Prinzip zu verdanken ist, sondern einem wunderbaren Eingreifen Gottes. Gott selbst hat den zweiten Adam geschaffen. Er ist der Sohn, der wirkliche Sohn einer menschlichen Mutter, aber er ist auch der Anfang einer neuen Schöpfung, die Gott bewirkt. Desgleichen gehört es zu den geschichtlichen Tatsachen, die uns der Glaube verbürgt, dass Jesus nicht im Grabe geblieben ist, dass er nicht der Verwesung verfallen ist, sondern dass er in eine neue Leiblichkeit umgewandelt wurde. Dem apolischen Zeugnis ist es wesentlich, dass Jesu Leib die Verwesung nicht geschaut hat. Das ist der

Kern der Pfingstpredigt des Apostels Petrus. Er sagt, der Psalm, der davon spricht, dass der Leib die Verwesung nicht schaut, geht nicht auf David; denn der David ist verwest, man kann an sein Grab hingehen und es nachweisen. Was da im Psalm 15 gesagt ist, das geht auf Jesus, dessen Leib die Verwesung nicht schauen durfte. Es ist ein zentraler Artikel des katholischen, des christlichen Glaubens, dass der Leib Jesu von der Verwesung gerettet wurde und dass er leiblich, wirklich leiblich auferstanden ist. Gottes Handeln reicht eben in den Leib hinein. Empfängnis und Auferstehung entsprechen sich. Sie gehören zusammen. Der Begriff der Inkarnation als das Eintreten Gottes in die Materie empfängt erst durch die Auferstehung und Verwandlung Jesu seinen vollen Sinn. In beiden Aussagen geht es nicht um theologische Interpretation, sondern um Glaubensgewißheit, um eine Gewißheit, die uns Gott selber schenkt.

Da höre ich den Einwand: Ja, aber das moderne Weltbild, sagt man, das moderne Weltbild, das ist doch ganz anders und durch das moderne Weltbild ist das alles ausgeschlossen. Einer, meine lieben Freunde, den man als den bedeutendsten evangelischen Theologen des 20. Jahrhunderts erklärte, hat geschrieben: „Man kann nicht elektrisches Licht und Radioapparat benutzen und gleichzeitig an die Geister- und Wunderwelt des Neuen Testaments glauben.“ Donnerwetter. Warum kann man das nicht? Ich benutze nicht nur elektrisches Licht und Radioapparat, ich habe auch einen Tauchsieder und einen elektrischen Rasierer und glaube dennoch an die Geister- und Wunderwelt des Neuen Testaments. Ich verstehe nicht, was es mit der Menschwerdung Gottes oder mit der Auferstehung Christi zu tun hat, dass wir heute die Nachrichten nicht mehr durch einen Mann ausrufen lassen, der mit der Klingel durch die Straßen geht, sondern dass wir die Nachrichten vom Radio empfangen. Was hat das mit der Menschwerdung Gottes und mit der Auferstehung Jesu zu tun?

Unter Weltbild versteht man eine einheitliche Gesamtauffassung der Welt, in der alles seinen Platz hat. Weltbilder wollen das Ganze der Welt, wie der Name sagt, zusammenfassend in den Blick bringen. Man spricht vom ptolemäischen Weltbild, nach dem die Erde im Mittelpunkt steht. Man spricht vom kopernikanischen Weltbild, nach dem die Sonne im Mittelpunkt steht. Das Weltbild ergibt sich aus Beobachtungen, aus Überlegungen und aus Vermutungen. Der Glaube, der Inhalt des Glaubens ist vom Weltbild völlig unabhängig. Über die Wirklichkeit Gottes und über die Werke Gottes entscheidet nicht ein vorgefaßtes, ein konstruiertes Weltbild, sondern die Tatsächlichkeit, das Geschehen. Man darf nur den Inhalt des Glaubens nicht mit der Vorstellung verwechseln, die wir uns von den Geschehnissen des Glaubens machen. Ein Beispiel. Wir glauben an die Himmelfahrt Jesu. Wir können uns dabei schwer von der Vorstellung lösen, dass Jesus nach oben gefahren ist und dass eben der Himmel oben ist. Der Inhalt der Himmelfahrt ist ein ganz anderer. Ihn gibt der Apostel Petrus an, wenn er sagt: „Gott hat Jesus von Nazareth, den ihr gekreuzigt habt, zum Herrn und Messias gemacht.“ Das ist der Inhalt, der historische Inhalt, der wirkliche Inhalt der Himmelfahrt. „Gott hat Jesus, den ihr gekreuzigt habt, zum Herrn und Messias gemacht.“

Nein, meine lieben Freunde, nicht das Weltbild hebt den Glauben aus den Angeln, sondern der Glaube weist die Weltbildkonstrukteure in ihre Schranken. Entscheidend ist die Frage: Gibt es Gott? Und: Wer ist Gott? Und: Wie ist Gott? Unser Gott, der biblische Gott, der Gott der Offenbarung ist ein lebendiger Gott, d.h. er handelt, er redet, er hört. Er ist ein Schöpfer. Das All kommt von ihm. Aber er hat auch in der menschlichen Geschichte gehandelt und darin sein Gesicht gezeigt, bis zu dem Punkte, da er durch die Menschwerdung des Sohnes selbst in die Geschichte eingetreten ist. Das All ist ihm mit der Schöpfung nicht entglitten; er ist kein Willkürgott. Er respektiert die Gesetze der Schöpfung und die Freiheit des Menschen, die er ja selber gestiftet hat. Aber er ist auch kein ohnmächtiger Gott, der nur im Geistigen, im Existentiellen angesiedelt ist. Nein, ein Gott, der nicht auch an der Materie handeln könnte, wäre ein ohnmächtiger Gott. Diese Vorstellung ist dem biblischen Glauben völlig fremd.

Und deswegen ist es für den Glauben der Kirche konsequent und einsichtig, dass Gott in seinem zentralen geschichtlichen Handeln, also Menschwerdung, Kreuzigung, Auferstehung, seine Macht bis in die Materie hinein gezeigt hat. Die Empfängnis Jesu im Mutterleib hat er bewirkt, genauso wie die Auferweckung Jesu aus dem Grabe. Er hat ihn der Verwesung entrissen und ihn in die neue Seinsweise des Auferstandenen hineingeführt. So wird sichtbar, dass es sich bei den genannten Glaubensartikeln nicht um irgendwelche Randerscheinungen, nicht um irgendwelche marginalen Mirakel

handelt, die man zugunsten eines reinen Glaubens besser beiseite schiebt, sondern dass der Kern des Gottesbildes und der Realismus von Gottes geschichtlichem Handeln in Frage steht. Es geht darum, ob der Glaube wirklich in die Geschichte hineinreicht. Es geht darum, ob die Materie der Macht Gottes entzogen ist oder nicht. Es geht darum, ob Gott wirklich Gott ist und ob er wirklich in die Geschichte bis in das Leibliche hinein gehandelt hat und so als Herr über Leben und Tod sich erwiesen hat. Und so geht es darum, ob wir dem Wort des Glaubens vertrauen können, ob wir Gott trauen und ob wir auf dem Grunde dieses Vertrauens unser Leben führen und unseren Tod annehmen können.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die dreifache Botschaft der Weisen

06.01.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Erscheinung unseres Herrn Versammelt!

Magoi, Magier, Weise nennt die Heilige Schrift die Männer, die aus dem Fernen Osten, aus dem Iran oder aus dem Irak an die Stätte eilten, wo Jesus geboren wurde. Nach damaligen Begriffen waren sie weise Männer. Sie beherrschten die Kunst der Astronomie, und das ist eine hohe Kunst. Als Astronomen waren sie gewohnt, den Himmel zu beobachten. Und sie entdeckten einen Stern, den sie bisher nicht gesehen hatten, einen neuen Stern, eine Nova vielleicht oder das Zusammentreten – wie manche meinen – von Jupiter und Mars im Sternbild der Fische, eine Konstellation, eine Konjunktion, wie es fachmännisch heißt. Aber sie beruhigten sich nicht dabei. Sie sahen den Stern, und sie dachten nach, und beim Nachdenken wurde ihnen klar: Dieser Stern hat nicht nur eine astronomische Bedeutung, er ist von einer Heilsbedeutung. Es ist ein Stern, den Gott aufgestellt hat, um uns eine Botschaft zu vermitteln. Und sie machten sich auf den Weg und suchten den Judenkönig, den neugeborenen Judenkönig, den der Stern ihnen ankündigte. Und sie nahmen Geschenke mit und brachten sie ihm dar.

Meine lieben Freunde, das Geschehen um die Weisen aus dem Morgenlande enthält eine tiefe Botschaft für uns. Die Weisen begnügten sich nicht mit dem Wissen. Zu ihrem Wissen trat der Glaube. Gewiß, Gott hat ihnen kein Interview gegeben, aber er hat ihre Herzen erleuchtet, so dass sie hinter der Himmelserscheinung eine Botschaft Gottes vernahmen, die Botschaft von dem neugeborenen König der Juden. Die Gelehrsamkeit führte sie zum Stern, der Glaube führte sie zu seiner Bedeutung. Sie begriffen, dass dieser Stern mehr ist als eine astronomische Erscheinung. Sie wußten, dass Gott ihnen damit etwas ausrichten wollte. – Das Verhalten der Weisen ist eine Lehre und eine Botschaft für uns. Ich möchte sie in drei Sätzen zusammenfassen:

1. Wir müssen denken.
2. Wir müssen mit Gott rechnen.
3. Wir müssen auf Gott hören

Erstens, wir müssen denken. Wir müssen nachdenken. Wir dürfen nicht gedankenlos sein, meine lieben Freunde. Wir dürfen nicht denkscheu sein. Wir dürfen auch das Denken nicht vorzeitig anhalten und uns auf den Glauben zurückziehen. Wir müssen das Erforschbare erforschen und das Unerforschbare schweigend und ehrfürchtig verehren. Nicht vorschnell sagen: Da muss man halt glauben, nein, sondern auch sagen: Man muss denken. Man muss auch in der Religion denken. Die Kirche hat stets die Vernunft, den Verstand für die Religion in Anspruch genommen, und niemand tut das mehr als der gegenwärtige Heilige Vater. Er hebt immer wieder hervor, dass wir den Verstand benutzen müssen, um die Präliminarien des Glaubens zu begreifen und um unter der Führung des Geistes in den Inhalt des Glaubens einzudringen.

Das Erste Vatikanische Konzil hat den folgeschweren Satz definiert: „Der Mensch kann Gott, den Ursprung und das Ziel aller Dinge, mit dem natürlichen Lichte des Verstandes aus den geschaffenen Dingen mit Gewißheit erkennen.“ Mit dem natürlichen Licht des Verstandes, also auch ohne Glauben. Die Kirche nimmt die Vernunft in Schutz im Unterschied zum Protestantismus. Luther spricht von der „Hure Vernunft, die nach dem Bock Aristoteles stinkt“. Ein wörtlicher Ausspruch von Luther, die „Hure Vernunft, die nach dem Bock Aristoteles stinkt“. Nein, die Vernunft ist keine Hure, die Vernunft ist eine Gottesgabe. Wir müssen denken. Der schottische Schriftsteller Bruce Marshall schreibt einmal in einem seiner Bücher: „Ein großer Teil des Unheils in der Welt kommt daher, dass diejenigen, die beten, nicht denken, und diejenigen, die denken, nicht beten.“ Wie wahr,



meine lieben Freunde. Ein großer Teil des Unheils in der Welt kommt daher, dass diejenigen, die beten, nicht denken, und diejenigen, die denken, nicht beten. Man muss eben beides tun. Man muss denken, und man muss beten, denn wer nicht denkt, der verpaßt Gott. Seinen Feinden hat schon der Heiland vorgehalten: „Das Aussehen des Himmels wißt ihr zu deuten, aber die Zeichen der Zeit versteht ihr nicht.“

Als Jesus bei seinem letzten Aufenthalt in Jerusalem seine Entschlossenheit offenbarte, den Leidensweg, den der Vater bestimmt hatte, zu gehen, kam eine Stimme vom Himmel: „Ich habe ihn verherrlicht, und ich werde ihn wieder verherrlichen.“ Eine Stimme vom Himmel. Aber was sagte das Volk? „Es hat gedonnert.“ Ja, meine lieben Freunde, sie haben nicht begriffen, dass Gott auch durch die Naturerscheinungen spricht. Die Umstehenden begriffen nicht, dass Gott redet. Wir müssen denken.

Zweitens, wir müssen mit Gott rechnen. Wir sind aufgerufen, bei allem, was uns begegnet, was wir erleben und erfahren, nach dem Sinn und Zweck zu fragen, und zwar nach dem Sinn und Zweck, den Gott damit verbindet. Wenn wir glauben, dass Gott die Welt lenkt, dann muss auch jedes Ereignis, jeder Erfolg, jeder Mißerfolg, jeder Unfall eine Botschaft Gottes für uns enthalten. Gott hat ja einen Plan mit der Welt und auch mit unserem Einzelleben. Diesen Plan gilt es zu erkennen. Nicht ein herzloses Schicksal sitzt am Webstuhl der Zeit. Die Vorsehung unseres treuen Gottes regiert die Welt. Schicksal war den Heiden, den blinden Heiden, eine Notwendigkeit, der sich auch die Götter beugen mußten. Jawohl, auch die Götter. Die Notwendigkeit bekam in der Offenbarung des Alten Bundes ein Auge; es hieß Vorsehung. Und die Notwendigkeit hat in der Offenbarung des Neuen Bundes ein Herz bekommen, nämlich das ist der ewige Wille der Liebe unseres Gottes. Nicht der Zufall mischt die Karten der Weltgeschichte. Nicht der Zufall würfelt über unser Leben. Wo eine unendliche Weisheit waltet, hat der Zufall keinen Raum. Vorsehung wirkt ihre höchsten Ziele durch scheinbare Zufälle. Menschliche Schwachheit kann die Pläne der göttlichen Allmacht nicht umstoßen. Ein göttlicher Baumeister kann auch mit fallenden Steinen bauen. Wir müssen denken; wir müssen mit Gott rechnen.

Wir müssen auf Gott hören. Ich halte es für eine törichte Redensart, wenn Menschen sagen: „Gott schweigt.“ Als ich ein Knabe war, erschien ein Buch von Edwin Erich Dwinger. Das Buch hatte den Titel: „Und Gott schweigt.“ Dwinger war im Ersten Weltkrieg in russische Gefangenschaft geraten, hatte mehrere Jahre in Sibirien zugebracht, war dann nach Deutschland zurückgekehrt und beobachtete das Geschehen in der Sowjetunion genau. Und er kannte natürlich all die Gräueltaten, die dabei geschehen sind. Und ob dieser Gräueltaten schrieb er das Buch „Und Gott schweigt“. Ich würde sagen: Dwinger hat Gott mißverstanden. Er hat sein Schweigen nicht begriffen. Er hätte dazu sagen müssen: Und Gott wartet. Er wartet, bis seine Stunde schlägt, und dann spricht er unübersehbar und unüberhörbar. Gott redet. Er redet mit tausend Stimmen. Er redet durch Wohltaten, er redet aber auch durch Strafgerichte. Er redet durch das Gewissen, aber auch durch äußere Geschehnisse. Gott redet durch das Glück, aber er redet auch durch das Unglück. Nachdenken muss man, was es bedeutet, wenn der Regen ausbleibt. Nachdenken muss man, was es besagen will, wenn der Orkan die Bäume entwurzelt. Wenn die Menschen nicht nachdenken und weil sie nicht nachdenken, hören sie nicht Gottes Rede.

In Dubai ist soeben das höchste Haus der ganzen Welt eingeweiht worden, 828 Meter hoch. Ein Wunderwerk der Technik aus Stahl und Beton. Aber es gibt nicht nur rühmende Stimmen. Es erheben sich auch warnende Stimmen von Ingenieuren. Und sie sagen: Ist das nicht Größenwahn? Ist das nicht eine Erneuerung des Turmbaus zu Babel, was da in Dubai geschieht? Gott redet auch durch die Projekte der Menschen, bei ihrem Aufbau und bei ihrem Zusammenbruch. Vor nicht langer Zeit ist das riesenhafte Stadtarchiv der großen Stadt Köln zusammengebrochen, in den Erdboden versunken. Gott redet.

Zu einem Beichtvater kam einmal eine schöne, gut aussehende, wohlhabende Frau und klagte: „Ich bin nun einmal ein Weltkind. Ich mag tun, was ich will. Ich habe gebeichtet, ich habe zur Muttergottes gebetet, ich habe Almosen gegeben. Nichts hat geholfen. Mein alter Leichtsinns ist geblieben und mit ihm auch mein Sündenleben. Welches Mittel bleibt mir noch?“ Der Beichtvater sah sie an und sprach: „Das Unglück!“

Der Schmerz ist der große Lehrer der Menschen. Unter seinem Hauch entfalten sich die Seelen. Wir sollten deswegen, wenn das Leid uns trifft, nicht fragen: Wie kann Gott das zulassen?, sondern: Was kann ich aus dieser Zulassung machen? Wie kann ich diese Zulassung am besten nützen? „Triffst dich ein Schmerz, so halte still und frag dich, was er von dir will. Der liebe Gott, er schickt dir keinen nur darum, dass du solltest weinen.“ Weil die Menschen nicht nachdenken, verstehen sie die Pläne und Schickungen Gottes nicht. Es war schon so zur Zeit Jesu. Einmal wandte er sich an die Menschen, die ihn umgaben und fragte sich: Wie kann man es ihnen recht machen? „Ihr seid wie Kinder“, sagt er, „ihr seid wie Kinder, die auf dem Markt sitzen und anderen zurufen: Wir haben euch aufgespielt, und ihr habt nicht getanzt. Wir haben die Totenklage begonnen, aber ihr habt nicht getrauert. Johannes trat auf. Er aß nicht und trank nicht, und da sagtet ihr: Er ist besessen. Der Menschensohn kam, er aß und trank. Da sagt ihr: Er ist ein Schlemmer und ein Trinker. Und gerechtfertigt wurde die Weisheit durch ihre Werke.“

Die Weisen haben gesehen und nachgedacht, und als sie nachdachten, empfingen sie die göttliche Erleuchtung. Der den Weisen aus dem Morgenland das Zeichen gab, verlieh ihnen auch die Fähigkeit, es zu deuten. Und was er erkennen ließ, das ließ er auch suchen. Und als sie ihn suchten, da ließ er sich finden.

Der große französische Mathematiker Pascal hat einmal geschrieben: „Es gibt drei Arten von Menschen. Die einen dienen Gott, weil sie ihn gefunden haben, die anderen suchen ihn, weil sie ihn noch nicht gefunden haben, die dritten aber leben dahin, ohne ihn zu suchen und ohne ihm zu dienen. Die ersten sind vernünftig und glücklich, die zweiten sind vernünftig und unglücklich, die dritten unvernünftig und unglücklich.“ Wir, meine lieben Freunde, die wir Gott kennen, sind vernünftig und glücklich. Halten wir fest, was wir besitzen. Sprechen wir nach, was ein unbekannter Dichter in diesen Tagen geschrieben hat:

*„Gib mir Kraft für einen Tag, Herr, ich bitte nur für diesen,  
dass mir werde zugewiesen, was ich heute brauchen mag.  
Jeder Tag hat seine Last, jeder Tag bringt neue Sorgen,  
und ich weiß nicht, was für morgen du mir, Herr, beschieden hast.  
Aber eines weiß ich fest, dass mein Gott, der seine Treue  
täglich mir erwies aufs Neue, sich auch morgen finden läßt.  
Gib noch heute deinen Geist, dass das Band wird stark erfunden,  
das mich hält mit dir verbunden und bis morgen nicht zerreißt.  
Und so will ich meine Bahn ohne Sorgen weiterschreiten.  
Du wirst Schritt um Schritt mich leiten, bis der letzte Schritt getan.“*

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Versagen und Schuld des Königs Herodes

10.01.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Ein Mord ist immer dramatisch. So gehört das Kapitel über den bethlehemitischen Kindermord zu den aufregendsten Ereignissen des Neuen Testaments. Wenn ein Lehrer, ein Religionslehrer, es versteht, diese Geschichte gut zu erzählen, dann leuchten die Augen der Kinder beim Erscheinen der Weisen, und dann freuen sie sich, wenn das Jesuskind dem Verfolger entwischt ist, und sie beben in ihren Herzen, wenn sie hören, wie die Knäblein in Bethlehem und der Umgebung geschlachtet werden. Das hat sich tief in die Herzen der Kinder eingepägt, wenn sie es jemals in der richtigen Weise von ihrem Lehrer, ihrem Religionslehrer, vernommen haben. Und auch die Gestalt des Herodes. Er ist ihnen das ganze Leben gegenwärtig als der Gipfel der Abgefemtheit und Grausamkeit.

Verfolgen wir die Geschichte. Die Ankunft der Weisen aus dem Morgenlande wird zunächst in Jerusalem wenig Aufsehen erregt haben. Es kamen viele Karawanen aus dem Zweistromland, aus Arabien nach Jerusalem. Aber was die Weisen erzählten, das machte die Runde. Die Erzählung von einem Stern, der ihnen erschienen war, und von der Bedeutung dieses Sterns, der eine Königsgeburt anzeigte, das wurde ein Stadtgespräch und drang auch in den Königspalast zu Herodes. Wenn er in einem Punkte keinen Spaß verstand, dann war das die Nachfolgefrage. Der Stern, den die Weisen gesehen hatten, erregte sofort sein Interesse, sein ungeheucheltes Interesse: „Wo? Wo ist der neugeborene König der Juden?“ Die Furcht vor dem kommenden Messias erfüllte das ganze Leben des Herodes. Er hat von 40 vor bis 4 vor Christus regiert, 36 Jahre als König von Judäa. Aber wenn er von einem Thronprätendenten, von einem Thronanwärter hörte, dann wurde er unruhig. Deswegen steht in der Heiligen Schrift: „Herodes erschrak und ganz Jerusalem mit ihm.“ Ja, warum ganz Jerusalem mit ihm? Die Leute wußten, wie der König auf diese Nachricht reagieren würde. Sie kannten sein Mißtrauen, seinen Argwohn und auch seine Entschlossenheit, sofort einen Nebenbuhler zu beseitigen.

Zunächst mußte er in Erfahrung bringen, wo der König geboren worden sei. Da ließ er die Schriftgelehrten kommen, die sich in der Bibel besser auskannten als er. Er war ja ein Halbjude. Die Bevölkerung von Palästina, die jüdische Bevölkerung haßte ihn, weil er kein richtiger Jude war. Und deswegen hat er sich auch mit der Religion wenig befaßt, aber die Schriftgelehrten, die er befragte, wußten es: „Du, Bethlehem, im Lande Juda, bist keineswegs die geringste unter den Fürstenstädten Judas. Aus dir wird hervorgehen der Hirte, der Fürst, der Israel regieren soll.“ Herodes war alarmiert. Der Thron, sein Thron, seine Nachfolge, seine Familie ist in Gefahr. Dafür hatte er ein feines Ohr.

Sein Leben war voll von Unruhe und von außergewöhnlichen Aktionen. Sein eigener Vater, Antipater, war ermordet worden durch Gift bei einem Gastmahl. Er selbst war ein tüchtiger Herrscher. Daran kann man nicht rütteln. Herodes war ein großer König. In der Dürre hatte er sein silbernes und goldenes Tafelgeschirr versetzen lassen, um damit Saatgut und Getreide in Ägypten zu kaufen. Er hatte sein Reich davor bewahrt, eine römische Kolonie zu werden. Er war selbständig, wenn auch von Roms Gnaden, aber er war selbständig; er war ein selbständiger König. Er hatte seinem Volke die relative Freiheit erhalten. Er hatte auch die jüdischen Nationalisten, diese Eiferer, zurückgehalten, die mit dem Schwert die Römer vertreiben wollten, denn er wußte, das konnte nur übel ausgehen. Er hatte für Ruhe und Wohlstand in seinem Lande gesorgt. Herodes war ein tüchtiger Herrscher. Die Landwirtschaft blühte, der Handel, das Gewerbe. Neue Städte hat er gegründet, brauchbare Häfen angelegt. Vor allem: Er hat einen neuen Tempel gebaut, einen Tempel, der schöner und größer war als

der Tempel Salomons. Damit hatte er natürlich für sich und seine Herrschaft geworben. Eines freilich war ihm nicht gelungen, nämlich die Liebe seiner Untertanen zu gewinnen.

Auch mit seiner Familie hatte er wenig Glück. Er hatte zehn Frauen und vierzehn Kinder, zehn Frauen und vierzehn Kinder. Leidenschaftlich liebte er seine Gemahlin Mariamne. Aber als er hörte, dass sie in eine Verschwörung verwickelt war, da ließ er sie und ihre Mutter töten. Ebenso erging es seinen beiden Söhnen Alexander und Aristobul. Diese Söhne strebten nach dem Thron, und das konnte Herodes nicht leiden. So ließ er Alexander und Aristobul, die zwei Söhne, die er von der Mariamne hatte, töten. Der älteste Sohn Antipater trachtete ebenfalls danach, sein Nachfolge anzutreten. Was tat Herodes? Er ließ ihn töten. Kurz vor dem Ende seines Lebens hat er noch Befehl gegeben, die wichtigsten Mitglieder der palästinensischen Elite zu töten. Der Befehl kam nur nicht mehr zur Ausführung, weil er starb.

Und jetzt wird Herodes gedacht haben: Dieser neugeborene König, den mir die Weisen angezeigt haben, muss verschwinden. Er wird gedacht haben: Das ist Notwehr, das ist eine Notstandshandlung, das ist eine Staatsnotwendigkeit. Den Ausdruck kennen wir ja von der Frau Merkel, nicht wahr: Staatsräson. Was wird er gedacht haben? Die Staatsnotwendigkeit zwingt mich, den Nebenbuhler zu töten. Er war taub für die Pläne und Absichten Gottes. Nie hatte er sein Herz bereitet für die Ankunft des Messias. In jener Stunde, die auch seine Stunde hätte werden können, nämlich die Stunde der Geburt des Messias, in jener Stunde hat er versagt, wurde er als zu klein, zu irdisch empfunden. Auch von ihm gilt das Wort: „Die Seinigen nahmen ihn nicht auf.“

Herodes ist der typische Vertreter jener Menschen, die Gott und seinen Gesalbten als Konkurrenten der eigenen Macht und Herrschaft fürchten. Die Machthaber und Liebhaber dieser Welt, meine Freunde, sind immer in Furcht vor der Macht Gottes. Deswegen der Mord an den Propheten, deswegen der Mord an den Priestern, deswegen der Haß gegen die Kirche, deswegen die Abneigung gegen die Religion. Sie wollen das Wort von der Sünde und von dem Gericht über die Sünde nicht hören. Die Menschen wollen sich von Gott nicht stören lassen in ihren Neigungen und Vergnügungen. Sie wollen nichts davon hören, dass ein Tag in der Woche Gott gehört, an dem man beten und opfern soll. Sie wollen an diesem Tage schlafen, ausschlafen und Spaß haben, aber nicht in die Kirche gehen. Sie wollen nicht hören, dass wir ehrbar wandeln sollen, nicht in Schmausereien und Trinkgelagen, nicht in Ausschweifung und Unzucht, nicht in Streit und Eifersucht, wie der Apostel Paulus im Römerbrief schreibt.

Der schottische Schriftsteller Bruce Marshall berichtet in seinem seiner Bücher von einem Gespräch, das ein französischer Priester in Paris mit einem Straßenbahnschaffner hatte. Der Schaffner beklagte sich über die Politik, das sei eine elende Sache. Der Priester fragte ihn: „Warum versuchen Sie es nicht einmal mit der Religion?“ Der Schaffner entgegnete, er habe mehrfach daran gedacht, es mit der Religion zu versuchen, aber er sei entmutigt worden, denn die Religion sei gegen zu viele Dinge. Sie sei gegen Hochmut, gegen freie Liebe, gegen Mißmut, gegen Faulheit, und das sei ein bißchen viel, um Franzosen anzulocken. Der Priester erwiderte, er betrachte das aus der falschen Sicht; die Religion sei nur gegen diese Dinge, weil sie für andere Dinge sei. Sie sei für Bescheidenheit, Großmut, Keuschheit, Demut, Enthaltbarkeit, Nächstenliebe, Fleiß. Der Schaffner sagte, die Dinge für die die Religion ist, seien ja noch viel niederdrückender als die, gegen die sie ist. Da wolle er sich lieber an die Politik halten, denn die wende sich sowieso nur gegen Leute, die man nicht ausstehen könne. In diesem Zwiegespräch ist etwas Richtiges getroffen, nämlich die Abneigung gegen die Religion wegen der Forderungen, die die Religion an den Menschen stellt. Niemand hat etwas gegen Ärzte, denn die Ärzte wollen ja nur heilen. Sie verlangen nichts von den Menschen. Aber alle haben etwas gegen Priester, denn die Priester fordern etwas, fordern etwas, was tief einschneidet in das Leben. Deswegen werden sie gehaßt. Das ist auch der Grund, weswegen sich die Parlamentarier weigern, den Namen Gottes in die Verfassung zu schreiben, denn sie fürchten, dass unter Berufung auf diesen Namen Forderungen erhoben werden, Forderungen, die sie hindern sollen, Gesetze zu machen, die Gottes Gesetze verletzen. Gott ist ihnen lästig, weil er gebietet, was sie nicht wollen, und weil er verbietet, was sie wollen. Das Werkzeug der Kirche ist ihnen widerwärtig, weil sie die Gebote und Verbote Gottes verkündet.

Die Schuld des Herodes war groß, und dennoch war sie kleiner als die jener Männer, die 30 Jahre später den Tod des Messias zu verantworten hatten, der Sadduzäer, die die Priesterschaft stellten, der

Pharisäer, die nach dem Buchstaben des Gesetzes leben wollten. Sie waren näher am Tempel als Herodes; sie kannten die Schrift besser als er. Weil ihre Einsicht hätte tiefer sein sollen, war auch ihre Schuld größer. Herodes starb bald nach seiner Staatsnotwendigkeit, nach dem Mord von Bethlehem. Über diejenigen aber, die leidenschaftlich die Kreuzigung Jesu forderten, kam, wie sie es gefordert hatten, das Blut des Gerechten. Am Ende der Welt wird dieses Blut über alle kommen, die ihn nicht aufnahmen und bis heute nicht aufnehmen. Es wird das Gericht kommen, das der Vater dem Sohne übergeben hat.

Amen.